Gert-Joachim Glaeßner

DIE ANDERE DEUTSCHE REPUBLIK

GESELLSCHAFT UND POLITIK IN DER DDR

Westdeutscher Verlag

Gert-Joachim Glaeßner

Die andere deutsche Republik

Gesellschaft und Politik in der DDR

Westdeutscher Verlag

Der Westdeutsche Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann.

Alle Rechte vorbehalten

© 1989 Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Horst Dieter Bürkle, Darmstadt

Satz: ITS GmbH, Herford

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Lengericher Handelsdruckerei, Lengerich
Printed in Germany

ISBN 3-531-11912-5

Inhalt

<i>Verzeichnis der Schaubilder</i>	11
<i>Abkürzungsverzeichnis</i>	12
Einleitung	15
I. Die DDR als Forschungsgegenstand – Methoden, Probleme, Perspektiven	17
1. <i>Entwicklung der DDR- und Kommunismusanalyse</i>	18
2. <i>Das Zauberwort „Modernisierung“</i>	19
3. <i>Konvergenz der Systeme?</i>	22
4. <i>Renaissance des Marxismus</i>	23
5. <i>Probleme und Perspektiven der Forschung</i>	24
II. Historische, ideologische und rechtliche Grundlagen des politischen und gesellschaftlichen Systems	29
1. <i>Kontinuität und Wandel – Entwicklungslinien und Krisen in der Geschichte der DDR</i>	29
1.1. Vorgeschichte der DDR	33
1.1.1. Parteigründungen und Basisorganisationen	33
1.1.2. Die Einheitspartei	37
1.1.3. Ökonomische Ausgangsbedingungen und der Beginn der gesellschaftlichen Umgestaltung	39
1.1.4. Die Partei neuen Typs – Instrument der Transformation von oben	41
1.1.5. Der Aufbau einer staatlichen Verwaltung und der Beginn der Wirtschaftsplanung	43
1.1.6. Ein (gesamt)deutscher Weg zum Sozialismus?	45
1.2. Der 17. Juni 1953 – ein Lehrbeispiel	47
1.3. Unfähig zur Reform – Die 50er Jahre	51
1.3.1. Das „Schlüsseljahr“ 1955	51
1.3.2. Revision des Sozialismus?	54
1.4. Der 13. August 1961 und die Folgen	57
1.5. Rationalisierung versus Liberalisierung – Das „Neue Ökonomische System“	60
1.6. Der Sozialismus als „System“	63
1.7. Die Ära Honecker	67
1.8. Eine kurze Zwischenbilanz	72

Exkurs: Deutschlandpolitik und deutsch-deutsche Beziehungen	74
1. Bundesrepublik und DDR im Ost-West-Konflikt	74
2. Die Ost- und Deutschlandpolitik in den 60er Jahren	78
3. Grundlagen der Ostpolitik der sozial-liberalen Koalition	80
4. Die Ostverträge	81
5. Der Grundlagenvertrag	83
6. Die KSZE und die deutsche Frage	84
7. Kontinuität in der Deutschlandpolitik der CDU/CSU-FDP Koalition	86
2. <i>Ideologische Grundlagen der Politik der SED</i>	90
2.1. Eigentumsverhältnisse und gesellschaftliche Interessen	90
2.2. Die Führungsrolle der marxistisch-leninistischen Partei	95
2.3. Funktionsprinzipien der Parteiherrschaft	100
2.3.1. Der demokratische Zentralismus	100
2.3.2. Die sozialistische Demokratie	103
2.3.3. Die Kaderpolitik	104
2.4. Staat und Recht als Instrumente der Parteiherrschaft	105
3. <i>Rechtliche Grundlagen der DDR-Gesellschaft</i>	109
3.1. Der Staat im entwickelten Sozialismus	111
3.2. Verfassungsverständnis, Verfassungsentwicklung und Grundrechte der Bürger	114
III. Das politische System – Struktur und Funktionsweise	123
1. <i>Die SED</i>	126
1.1. Mitgliederentwicklung und Sozialstruktur der SED	127
1.2. Organisationsprinzipien	130
1.2.1. Kritik und Selbstkritik	131
1.2.2. Parteauftrag	131
1.2.3. Parteigruppen	131
1.2.4. Parteiaktivs	132
1.2.5. Kollektivitätsprinzip	132
1.2.6. Fraktionsverbot	133
1.2.7. Schulung	133
1.2.8. Aufnahme in die und Ausschluß aus der Partei	136
1.3. Aktivität der Parteimitglieder	137
1.4. Parteiorganisation und Parteiapparat	139
1.4.1. Parteaufbau der SED	139
1.4.2. Das Zentralkomitee der SED	140
1.4.3. Politbüro und Sekretariat des ZK	142
1.5. Kaderpolitik der SED	144
1.5.1. Auswahl der Kader	146
1.5.2. Kaderbedarfsplanung	148
1.5.3. Weiterbildung der Kader	148
1.5.4. Ergebnisse der Kaderpolitik	151

2.	<i>Staat und Staatsapparat</i>	153
2.1.	Die Struktur des Staatsapparates	153
2.1.1.	Der Staatsrat	155
2.1.2.	Der Ministerrat	158
2.1.3.	Die örtlichen Räte	160
2.2.	Sicherheitsorgane	165
2.3.	Gerichtsbarkeit	170
3.	<i>Volkvertretungen und Nationale Front</i>	177
3.1.	Die Wahlen	178
3.2.	Aufgabe und Funktion der Volkvertretungen	181
3.3.	Nationale Front und Demokratischer Block	182
3.4.	Die Parteien und Organisationen des Demokratischen Blocks	184
3.4.1.	Die Christlich-Demokratische Union Deutschlands (CDU)	184
3.4.2.	Die Demokratische Bauernpartei Deutschlands (DBD)	185
3.4.3.	Die Liberal-Demokratische Partei Deutschlands (LDPD)	186
3.4.4.	Die National-Demokratische Partei Deutschlands (NDPD)	186
3.4.5.	Der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund (FDGB)	187
3.4.6.	Die Freie Deutsche Jugend (FDJ)	187
3.4.7.	Der Demokratische Frauenbund Deutschlands (DFD)	187
3.4.8.	Der Kulturbund der DDR	188
3.4.9.	Die Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe (VdgB)	188
3.5.	Suprematie der SED und sozialistische Demokratie	189
4.	<i>Die Massenorganisationen</i>	197
4.1.	Aufgaben der Massenorganisationen	199
4.2.	Der FDGB	200
4.2.1.	Gesellschaftliche Stellung des FDGB	201
4.2.2.	Organisationsaufbau des FDGB	202
4.2.3.	FDGB und sozialistische Demokratie im Betrieb	206
4.3.	Die FDJ	210
	Exkurs: Die Kirchen	213
5.	<i>Agitation und Propaganda</i>	221
5.1.	Die Massenkommunikationsmittel	221
5.2.	Politische Massennarbeit	223
5.3.	Politische Schulung	228
	Zwischenresümee	231
IV.	Wirtschaftssystem und Wirtschaftspolitik	233
1.	<i>Die Struktur der DDR-Volkswirtschaft</i>	233
1.1.	Bevölkerung und Arbeitskräfte	233
1.2.	Beschäftigung	237
1.3.	Wirtschaftsbereiche	239

1.4.	Branchenstruktur	243
1.5.	Der Konzentrationsprozeß in der Industrie	245
1.6.	Das Handwerk	247
1.7.	Die Landwirtschaft	249
1.8.	Beitrag der Wirtschaftsbereiche zum Bruttosozialprodukt	252
2.	<i>Das Planungssystem</i>	254
2.1.	Struktur des Planungssystems	255
2.2.	Planungsablauf	262
3.	<i>Die DDR-Wirtschaft im RGW</i>	269
4.	<i>Die Wirtschaftspolitik der SED – Probleme und Perspektiven</i>	274
V.	Bildung, Wissenschaft und Kultur	279
1.	<i>Das Bildungssystem</i>	279
1.1.	Die Stellung des Bildungssektors in der DDR-Gesellschaft	280
1.2.	Struktur des Bildungssystems	284
1.3.	Das allgemeinbildende Schulwesen	288
1.4.	Die Berufsausbildung	292
1.5.	Universitäten, Hoch- und Fachschulen	295
1.6.	Weiterbildung	302
2.	<i>Wissenschaftspolitik und Wissenschaftsorganisation</i>	311
3.	<i>Soziokulturelle, sozialstrukturelle und politische Ergebnisse der Wissenschafts- und Bildungspolitik der SED</i>	319
3.1.	Gleiche Bildung, gleiche Chancen?	321
3.2.	Soziale Differenzierung	324
3.3.	Macht und Wissen: Die politische Funktion des Bildungssektors	329
4.	<i>Zielkultur ohne Ziele: Aspekte der politischen Kultur</i>	332
	Bibliographie	337
	Sachregister	345

Verzeichnis der Schaubilder

Berufstätige nach Eigentumsformen der Betriebe	93
Organisationskonzeption der „Partei neuen Typs“	99
Die Führungsrolle der SED im politischen System der DDR	125
Parteischulen der SED	134
Organisationsaufbau der SED	141
Nomenklatur des Partei-, Staats- und Wirtschaftsapparates	147
Auswahl und Vorbereitung für Leitungsfunktionen	149
Übersicht über zentrale Organe des Staatsapparates und des Ministerrates	156
Gliederung eines Ministeriums	159
Zusammensetzung eines Rates des Bezirks	161
Staatsaufbau der DDR	164
Strukturschema des MfS	168
Bearbeitung von Eingaben	174
Wahlsystem	180
Anleitung und Kontrolle des Staatsapparates durch die SED	191
Struktur der Arbeiter-und-Bauern-Inspektion der DDR	193
Organisationsaufbau des FDGB	206
Anleitung der Massenmedien in der DDR	222
Aufgabenverteilung im Weiterbildungssystem	230
Siedlungsstruktur der DDR	235
Lageskizze ausgewählter Bodenschätze	240
Betriebskonzentration in der Industrie	247
Struktur der landwirtschaftlichen Nutzfläche nach Bewirtschaftungsformen	250
Leistungsstruktur der Volkswirtschaft der DDR	256
Grundstruktur der Leitung eines Kombinates mit Stammbetrieb	261
Ablauf der Jahresplanung	264
Zusammenhang der wichtigsten Integrationspolitiken im RGW	271
Organisationsstruktur des RGW	272
Struktur des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems	285
Vereinfachte Struktur des Weiterbildungssystems	304

Abkürzungsverzeichnis

ABF	– Arbeiter-und-Bauern-Fakultät
ABI	– Arbeiter-und-Bauern-Inspektion
ABV	– Abschnittsbevollmächtigter
AGL	– Abteilungsgewerkschaftsleitung
AOS	– Zehnklassige allgemeinbildende polytechnische Oberschule
AWG	– Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft
BGB	– Bürgerliches Gesetzbuch
BGL	– Betriebsgewerkschaftsleitung
BGO	– Betriebsgewerkschaftsorganisation
BK	– Berliner Konferenz europäischer Katholiken
CDU	– Christlich-Demokratische Union Deutschlands
CFK	– Christliche Friedenskonferenz
CSSR	– Československá socialistická republika = Tschechoslowakische Sozialistische Republik
DBD	– Demokratische Bauernpartei Deutschlands
DDP	– Deutsche Demokratische Partei
DFD	– Demokratischer Frauenbund Deutschlands
DRK	– Deutsches Rotes Kreuz der DDR
DSF	– Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
DVP	– Deutsche Volkspolizei
DWK	– Deutsche Wirtschaftskommission
EOS	– erweiterte Oberschule
GBI	– Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik
GO	– Gewerkschaftliche Grundorganisation
FDGB	– Freier Deutscher Gewerkschaftsbund
FDJ	– Freie Deutsche Jugend
GÖVV	– Gesetz über die örtlichen Volksvertretungen und ihre Organe in der DDR
GST	– Gesellschaft für Sport und Technik
HO	– staatliche Handelsorganisation
KB	– Kulturbund
Kominform	– Kommunistisches Informationsbüro
KPC	– Kommunistische Partei der Tschechoslowakei
KPD	– Kommunistische Partei Deutschlands
KZSZ	– Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa
KVAE	– Konferenz über Vertrauensbildung und Abrüstung in Europa
LDPD	– Liberaldemokratische Partei Deutschlands
LPG	– Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft
MfS	– Ministerium für Staatssicherheit
MLO	– Marxistisch-leninistische Organisationswissenschaft

NATO	– North Atlantic Treaty Organization = Nord-Atlantik-Pakt
ND	– Neues Deutschland
NDPD	– National-Demokratische Partei Deutschlands
NKFD	– Nationalkomitee Freies Deutschland
NÖS	– Neues Ökonomisches System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft
NSDAP	– Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
NVA	– Nationale Volksarmee
ÖSS	– Ökonomisches System des Sozialismus
OGL	– Ortsgewerkschaftsleitung
OGO	– Ortsgewerkschaftsorganisation
PGH	– Produktionsgenossenschaft des Handwerks
RGW	– Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (auch COMECON)
SAG	– Sowjetische Aktiengesellschaft
SBZ	– Sowjetisch besetzte Zone
SED	– Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SGL	– Schulgewerkschaftsleitung
SGO	– Schulgewerkschaftsorganisation
SMAD	– Sowjetische Militäradministration in Deutschland
SPD	– Sozialdemokratische Partei Deutschlands
StGB	– Strafgesetzbuch
UdSSR	– Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
VBK	– Verband Bildender Künstler der DDR
VdgB	– Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe
VEB	– Volkseigener Betrieb
VPKA	– Volkspolizei-Kreisamt
VVB	– Vereinigung Volkseigener Betriebe
WTR	– Wissenschaftlich-technische Revolution
ZK	– Zentralkomitee

Einleitung

Für viele Bürger der Bundesrepublik Deutschland ist die DDR ein fernes Land, dessen Bild oft von Vorurteilen verstellt ist. Das politische und gesellschaftliche System im anderen deutschen Staat ist ihnen fremd. Zugleich aber ist die DDR nah. Viele verwandtschaftliche Beziehungen und freundschaftliche Verbindungen haben sich erhalten; neue sind gewachsen. Aber je länger die beiden deutschen Staaten und Gesellschaften ihren eigenen Weg gehen, um so mehr prägen die unterschiedlichen sozialen und politischen Erfahrungen das Denken und Handeln der Menschen. Als Erben deutscher Geschichte und als Exponenten konkurrierender sozialökonomischer und politischer Systeme sind beide Staaten gezwungen, sich immer wieder mit dem jeweils anderen auseinanderzusetzen.

Trotz aller Versuche, „normal“ miteinander umzugehen, bleibt ein Unbehagen, das nicht auf die staatlichen Beziehungen beschränkt bleibt, sondern weit ins persönliche Leben der Deutschen in beiden Staaten hineinreicht. Jeder Besuch in der DDR und jeder Besuch eines DDR-Bürgers in der Bundesrepublik wird von der Teilung des Landes und den unterschiedlichen sozialen und politischen Gegebenheiten bestimmt. In der persönlichen Begegnung suchen Bundesbürger und DDR-Bürger nach Gemeinsamkeiten und stellen doch immer wieder fest, wie verschieden sie geworden sind.

„Jeder hält sein Verhalten für normal, ihm kommt nicht der Gedanke, daß er anders ist, weil er über 35 Jahre in einem anderen Deutschland einen anderen Alltag lebte. Das Eigene und das Fremde, das darf es nicht geben. Krampfhaft klammert man sich aneinander, beraubt sich so gewohnter Bewegungsformen, es droht die Erstickung im Bruderkuß.“ (Böhme, 1983: 16)

In seinem Trennungsschmerz, so schreibt Peter Schneider in seinem deutsch-deutschen Roman „Der Mauer Springer“, gleicht jeder der deutschen Teilstaaten einem Liebhaber, „der nicht mehr der Geliebten, sondern dem starken Gefühl nachtrauert, das er einmal hatte“. (Schneider, 1982: 27)

Nicht nur die staatlichen, auch die persönlichen Beziehungen über die deutsch-deutsche Grenze hinweg sind oft belastet von Unverständnis und beiderseitiger Unfähigkeit, die politischen, sozialen und lebensweltlichen Gegebenheiten im anderen Gesellschaftssystem zu begreifen. Die DDR wird hierzulande nach wie vor als *politisches* System gesehen, das individuelle Menschenrechte mißachtet. Daß sie auch ein *soziales* System ist, das eine Reihe der Probleme, die in den westlichen Industriestaaten bestehen, nicht kennt, wird ebenso übersehen wie die Tatsache, daß sich dieses politische System in den letzten zwanzig Jahren zumindest insoweit geändert hat, daß es die Lebenswelten der Menschen nicht mehr totaler politischer Kontrolle unterwirft und daß auch da, wo Reste dieses Anspruchs noch

bestehen, die Menschen sich Nischen individueller und gemeinschaftlicher Lebensgestaltung geschaffen haben. In der Wahrnehmung der meisten Bundesbürger hat sich die DDR nicht verändert. Auch bei vielen jungen Menschen herrscht eine Sicht der DDR vor, die mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit nur wenig zu tun hat und häufig auch ein fundamentales Mißverständnis der eigenen Gesellschaft erkennen läßt: Die „Ostzone“ ist fremd wie China oder Australien, sie wird als „totalitäre Demokratie“ mißverstanden, die DDR-Bürger erscheinen nicht als Deutsche, sondern als „die deutschen Russen“, kurzum, die DDR ist „ein Schrott-Staat, der nicht als deutsch bezeichnet werden kann“. (Vom „Großen Knast“, 1983: 104f.)

Diese Schüleräußerung mag extrem sein, untypisch ist sie nicht. Sie verweist auf die Schwierigkeiten, die Jugendliche in der Bundesrepublik haben, wenn es um eine Beurteilung der DDR geht. Das DDR-Bild hierzulande ist, so scheint mir, trotz aller publizistischen, wissenschaftlichen und bildungspolitischen Bemühungen noch immer ein Zerrbild. Während in der DDR die Bundesrepublik, die für die meisten Bürger unerreichbar ist, durch den Rundfunk und das Fernsehen präsent ist, spielt die DDR für die meisten Bundesbürger nur eine untergeordnete Rolle. Die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, die das Leben der Menschen im anderen deutschen Staat bestimmen, sind ihnen zumeist unbekannt. Die DDR ist noch immer „terra incognita“.

Diese wenigen Bemerkungen zeigen die Schwierigkeiten, vor denen Sozialkundelehrer, politische Erwachsenenbildner, Hochschullehrer und alle anderen stehen, die sich bemühen, ein Interesse für die Situation in der DDR zu wecken und das Verständnis für die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen im anderen deutschen Staat zu fördern.

Dieses Studienbuch will in komprimierter Form Informationen über die Geschichte, die ideologischen, rechtlichen und politischen Grundlagen, das politische System, die Wirtschaft, Bildung und Wissenschaft in der DDR vermitteln. Als Einführung in das Herrschafts- und Gesellschaftssystem richtet es sich an alle, die sich um eine bessere Kenntnis der DDR bemühen.

Der Autor hofft, daß das Buch dazu beiträgt, den rationalen Umgang mit dem uns politisch und sozialökonomisch fremden System in einem Land zu fördern, das uns sprachlich, kulturell und historisch näher ist als die westlichen Demokratien, denen sich die Bundesrepublik verbunden weiß.

Gert-Joachim Glaeßner

Abschluss des Manuskripts Frühjahr 1987

I. Die DDR als Forschungsgegenstand – Methoden, Probleme, Perspektiven

Jede sozialwissenschaftliche Analyse ist von Zeitströmungen beeinflusst, und oft erkennt der Sozialwissenschaftler erst Jahre später, wie sehr er sich von solchen zeitbedingten Einschätzungen, Urteilen und Vorurteilen, ja auch von Moden hat beeinflussen lassen.

Für politisch-soziologische Analysen gilt dies in einem besonderen Maße, um so mehr dann, wenn sie sich der Erklärung eines Gesellschaftssystems zuwenden, das dem eigenen so fremd ist, wie dies die sozialistischen Systeme sowjetischen Typs sind. Die Gefahr ist groß, daß man die eigenen Wertvorstellungen für sakrosankt hält und sie als einzigen, zumindest als einzig legitimen Maßstab zur Beurteilung eines anderen politischen und gesellschaftlichen Systems betrachtet.

Freilich: Es wäre weltfremd zu verlangen, die westlichen Beobachter der sozialistischen Länder sollten sich jeder Wertung enthalten. Ihnen eine „unparteiische“ Beschäftigung mit diesen Systemen abzuverlangen würde bedeuten, sie politisch zu entmündigen. Aber man kann von ihnen verlangen, daß sie ihre eigenen Maßstäbe offenlegen und daß sie sich bemühen, die sozialistischen Systeme auch aus ihren eigenen gesellschaftlichen und politischen Bedingungen heraus zu beschreiben, ohne sich dem ganzheitlichen Systemanspruch des „realen Sozialismus“ zu beugen. Die Berücksichtigung des Selbstverständnisses, das diesen Systemtypus prägt, und der von ihm formulierten politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Ziele erscheint unerläßlich für eine realistische Beschreibung und adäquate Bewertung der Entwicklung in den sozialistischen Ländern. In bezug auf die DDR erschweren die Spaltung Deutschlands und vielfältige leidvolle persönliche Erfahrungen es zusätzlich, die nötige Distanz zum Gegenstand der wissenschaftlichen Analyse zu gewinnen.

Ein weiteres wichtiges Element kommt hinzu: Alle politischen Systeme, die sich – mit je unterschiedlichen, den nationalen Sonderbedingungen geschuldeten Modifikationen – am sowjetischen Modell orientieren, befinden sich in einem unverkennbaren Wandlungsprozeß. Es wird immer schwieriger zu bestimmen, was die konstitutiven und unverzichtbaren Elemente dieser Systeme sind. Vor zwanzig oder dreißig Jahren war diese Frage noch eindeutig zu beantworten: Sie repräsentierten das sowjetische Modell einer Parteiherrschaft leninistischen Typs, mit einer marxistisch-leninistischen Partei als Führungskraft, zentralisierter Wirtschaft und einer verbindlichen Ideologie. Heute, da selbst die sowjetische Parteiführung unter Michail Gorbatschow entschlossen zu sein scheint, auch bislang sakrosankte ideologische Vorstellungen zu überdenken, zeigt sich, daß es einer genauen Beobachtung der Entwicklung der einzelnen sozialistischen Länder bedarf, um die unter-

schiedlichen Entwicklungstendenzen beurteilen zu können. Trotz der sehr verschiedenen Entwicklung, die z.B. Polen, die CSSR, Ungarn oder die DDR in den letzten zwanzig Jahren genommen haben, hat die Forschung auf diese Differenzierungserscheinungen im „sozialistischen Lager“ eher zögernd reagiert.

Eine Darstellung des politischen und gesellschaftlichen Systems der DDR wäre unvollständig, wenn sie nicht – zumindest in Stichworten – die verschiedenen Blickwinkel verdeutlichen würde, aus denen diese Veränderungen in der Forschung, Publizistik und politischen Bildung in der Bundesrepublik wahrgenommen werden.

Jede Analyse der sozialistischen Systeme sieht sich vor vier zentrale Probleme gestellt:

1. muß sie die Frage beantworten, welche Merkmale typisch und unverzichtbar für die politischen Systeme sind, die sich am Vorbild der Sowjetunion orientieren; sie muß
2. darüber Auskunft geben, welche Bedeutung die unterschiedlichen historischen Erfahrungen, die nationalen Eigenheiten und die kulturellen Traditionen haben und wie sie den allgemeinen systemspezifischen Entwicklungsprozeß prägen und modifizieren; sie muß
3. fragen, welchen Einfluß die Funktionszusammenhänge hochindustrialisierter und hochtechnisierter Gesellschaften auf einen Systemtyp haben, der von seiner Herkunft für die Entwicklung eines politisch, ökonomisch und kulturell zurückgebliebenen Landes, der jungen Sowjetunion, nicht aber für eine komplexe industrielle Gesellschaft wie die DDR oder die CSSR gedacht war, und schließlich ist
4. zu klären, ob es genügt, den „realen Sozialismus“ ausschließlich als das absolute Gegenbild zur eigenen Gesellschaft zu begreifen, oder ob er einen von mehreren Typen sich entwickelnder und/oder hochindustrialisierter Systeme darstellt, der vor ähnlichen oder vergleichbaren Problemen steht wie das eigene System, diese jedoch anders zu lösen versucht.

Auf diese Fragen ist im Laufe der Jahre in unterschiedlicher Weise geantwortet worden, und diese Antworten sollen im folgenden kurz skizziert werden.

1. Entwicklung der DDR- und Kommunismusanalyse

Die Forschung hat seit den späten 30er Jahren, als die Sozialwissenschaften begannen, sich den beiden Systemen, dem Faschismus und dem Bolschewismus zuzuwenden, mehrere Phasen der Modellbildung durchlaufen. Am Beginn stand das Totalitarismuskonzept, die Vorstellung, Faschismus und Bolschewismus seien sich weitgehend gleich und stellten eine tödliche Bedrohung für die Demokratie dar. Mitte der 50er Jahre gewann die Vorstellung an Bedeutung, daß die revolutionäre und eschatologische Ideologie der kommunistischen Parteien mit den Anforderun-

gen des modernen Industriezeitalters in Konflikt geraten und daß dies die sozialistischen Systeme zwingen werde, sich von innen zu reformieren. Die Ära Chruschtschow schien, trotz der Sprunghaftigkeit und Unberechenbarkeit der Politik, ein Schritt in diese Richtung. Die Erschütterungen in den mittel- und osteuropäischen sozialistischen Ländern (17. Juni 1953 in der DDR, Volksaufstand in Ungarn) und Tendenzen des „Polyzentrismus“ (vor allem der Bruch zwischen der Sowjetunion und China) brachten die Vorstellung, diese Systeme seien uniform, ins Wanken. Es wurde deutlich, daß es nicht mehr ausreichte, die Führungsmacht des „sozialistischen Lagers“ allein zu untersuchen. Die genaue Kenntnis der Entwicklung in den einzelnen Ländern wurde immer bedeutsamer. Seit Mitte der 60er Jahre wurden verstärkt sozialwissenschaftliche Ansätze und Theorien in der DDR- und Kommunismusforschung aufgegriffen. Man fragte nach Interessengruppen, den Partizipationsmöglichkeiten der Bürger, den Funktionsbedingungen der Bürokratie, der Richtung und den Ergebnissen sozialen und politischen Wandels und nach möglichen Angleichungstendenzen westlicher und östlicher Industriesysteme.

Im Jahre 1968 beginnt eine Renaissance marxistischer Ansätze in den Sozialwissenschaften. Die Aufkündigung des gesellschaftlichen Konsenses durch Teile der jungen Generation in den westlichen Demokratien und die militärische Zerschlagung des Reformexperiments in der CSSR haben einer kritischen, von marxistischen Positionen her argumentierenden Kommunismusanalyse neue Anstöße gegeben. Die marxistische Kommunismusforschung war immer auch Sozialismusforschung, sie hatte den Anspruch, über die Möglichkeit einer sozialistischen Umgestaltung der westlichen kapitalistischen Länder angesichts des „realen Sozialismus“ zu reflektieren.

Seit Ende der 70er Jahre schließlich ist eine Renaissance des Totalitarismuskonzepts zu registrieren. Die Vertreter dieses Ansatzes wenden sich gegen den mainstream in der Kommunismusforschung, der die Wandlungsfähigkeit und die gewachsene Lernfähigkeit der kommunistischen Systeme betont, ohne ihren diktatorischen Charakter zu leugnen. Dieser Sicht wird entgegengehalten, daß sie sich zu sehr auf das Selbstverständnis und die Selbstinterpretation dieser Systeme einlasse. Einen beliebten Angriffspunkt bietet die „kritisch-immanente Methode“, die den prinzipiellen Unterschied der Systeme des Kommunismus und der freiheitlichen Demokratien nicht berücksichtige. Neue methodische und inhaltliche Ansätze und approaches, die über die hinausgingen, die in den 50er Jahren entwickelt worden sind, sind nicht erkennbar. (Glaeßner, 1982)

2. Das Zauberwort „Modernisierung“

Die Kommunismusforschung war in den 60er und 70er Jahren vom Paradigma Modernisierung geprägt. Diese neue Sicht hatte verschiedene Ursachen. Der Zeitpunkt ihrer Entstehung und ihre Ausstrahlung beruhen primär auf weltpolitischen und innergesellschaftlichen Veränderungen in beiden Systemen am Anfang der 60er Jahre; vor allem sind hier die ersten Anzeichen einer Ost-West-Entspannung

und die Veränderungen des weltpolitischen Kräfteverhältnisses durch das Entstehen der jungen Nationalstaaten zu nennen.

Einen ganz entscheidenden Einfluß auf das gewandelte Problembewußtsein der Kommunismusforschung hatten aber auch die inneren Veränderungen in den sozialistischen Ländern selbst. Nach Stalins Tod 1953 waren die Sowjetunion und die sowjetsozialistischen Staaten in Ost- und Mitteleuropa unverkennbaren Wandlungsprozessen unterworfen. Die längerfristige Bewältigung der Folgen der großen Systemkrisen von 1953 und 1956/57 und die wissenschaftlich-technischen Erfolge, vor allem in der Atomtechnologie und der Weltraumfahrt (Stichwort „Sputnik-schock“), zeigten, daß die sozialistischen Systeme durchaus in der Lage waren, nicht-terroristische politisch-soziale Konfliktbewältigungsstrategien zu entwickeln und wissenschaftlich-technische und industrielle Innovationen hervorzubringen. Die erkennbare politische und wirtschaftliche Konsolidierung dieser Systeme warf die Frage nach den sie prägenden allgemeinen gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten auf. Die empirische Analyse der neuen Sozialstruktur und der durch sie ermöglichten hohen horizontalen und vertikalen Mobilität, der veränderten Stellung der Partei und der Massenorganisationen, der neu entstehenden Konflikte zwischen verschiedenen sozialen Rollen, Normen und Leitbildern und schließlich der Wandlungen der ideologischen Dogmen führten zu neuen Bewertungen. Nicht mehr nur Machterhaltung wird als Movens der Politik der Partei begriffen, sondern der Zwang und der Wille, die bestehenden politischen, ökonomischen und sozialen Strukturen an die Anforderungen einer modernen industriellen Gesellschaft anzupassen. Es setzte sich die Einschätzung durch, daß die kommunistischen Parteien in der Lage sind, sozialen und gesellschaftlichen Wandel und eine Modernisierung des Systems in die Wege zu leiten. Sozialer Wandel und Modernisierung in der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern hieß für die Mehrzahl der Autoren aber auch, daß diese Gesellschaften sich der Notwendigkeit beugen, bestimmte Modifikationen ihrer tradierten, ideologisch normierten Vorstellungen von der Struktur, Funktionsweise und den Zielen der sozialistischen/kommunistischen Gesellschaft vorzunehmen.

Diese Wandlungstendenzen berührten die Struktur und Funktion des politischen Systems, des Wirtschaftsmechanismus, des Staates und der gesellschaftlichen Organisationen. Sie befreiten die Länder, denen die neue Gesellschaftsordnung nach 1945 aufgezwungen worden war, vom Status des puren „Satelliten“ und ermöglichten ihnen – je unterschiedlich – eine gewisse Eigenständigkeit innerhalb des Blockverbundes.

Da die sozialistische Revolution nur in ökonomisch zurückgebliebenen Ländern gesiegt hatte und die wenigen hochentwickelten Länder, die nach 1945 in den Machtbereich der Sowjetunion gerieten, deren politisch-administrative und ökonomische Strukturen, die für eine nachzuholende industrielle Entwicklung gedacht waren, übernahmen, standen alle sozialistischen Länder nach einer Aufbau-, Rekonstruktions- und Übergangsphase vor der Notwendigkeit, diese Strukturen zu „modernisieren“. Modernisierung impliziert ökonomische, soziale und politische Entwicklungen. Die Verwendung von Begriffen wie sozialer und gesellschaftlicher

Wandel, Modernisierung und politische Entwicklung lenkte den Blick auf die Wandlungsfähigkeit sozialistischer Systeme. Unterstellt wurde ein allgemeiner, in allen Gesellschaftssystemen, in allen Phasen der historischen Entwicklung und in allen Weltregionen im wesentlich ähnlich verlaufender Prozeß politisch-ökonomischer und gesellschaftlicher Entwicklung zur Modernität.

Die Problematik des Modernisierungs- und Entwicklungsansatzes liegt in der idealtypischen Sicht „moderner“ Gesellschaften. Als Maßstab diente die westliche „civic culture“. (Apter, 1965) An ihr wurden Veränderungstendenzen gemessen. Dabei wurden die systemspezifischen Bedingungen von Wandel und Beharrung nicht genügend beachtet. Es herrschte eine dichotomische Sichtweise vor: entweder Wandel und Entwicklung oder Immobilismus und Beharrung. Da in diesen Gesellschaften aber beides gleichzeitig vorhanden ist, machte es diese Herangehensweise schwer, wissenschaftlich zuverlässige Kriterien dafür zu finden, was signifikante Veränderungen und Wandlungstendenzen waren und welche Erscheinungen es rechtfertigten, von Immobilismus zu reden. Ein weiterer entscheidender Einwand lautet: Für die nötige Klarheit und analytische Prägnanz des Modernisierungskonzepts ist die Vorstellung problematisch gewesen, Osteuropa sei ein einziges Ganzes. Dies hat in die Irre geführt, da die manifesten Unterschiede im Entwicklungsstand der einzelnen Länder ignoriert wurden. (Skilling, 1982: 126)

Die Anwendung des Modernisierungskonzepts auf die Analyse sozialistischer Systeme ist von der Vorstellung geprägt, daß diese gezwungen seien, wesentliche Elemente ihrer dogmatischen ideologischen und politischen Vorstellungen über Bord zu werfen, da sie anders nicht in der Lage seien, den Herausforderungen der modernen Industriegesellschaft gerecht zu werden. Sozialer Wandel und Modernisierung in den sozialistischen Ländern führten weg von den alten totalitären Strukturen und Verfahren, hin zu einem aufgeklärten Autoritarismus. (Ludz, 1970)

Daß die traditionellen politischen Strukturen, die aus der Zeit des nachrevolutionären Aufbaus einer neuen Gesellschaft und der stalinistischen Autokratie übernommen sind, den Herausforderungen der modernen Gesellschaft nicht mehr gewachsen seien, war eine übereinstimmende Auffassung der Forschung Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre. Sie ging einher mit einer eher zuversichtlichen Einschätzung der denkbaren Entwicklung der sozialistischen Systeme und der Veränderungstendenzen nicht nur im wissenschaftlich-technischen und ökonomischen Bereich, sondern auch in Politik und Verwaltung. Diese Systeme seien, wollten sie als Systeme überleben, gezwungen, sich den Bedingungen der modernen industriellen Gesellschaft zu stellen. Begriffe wie „Anpassung“ und „Einpassung“ in diese Anforderungen bestimmten die Diskussion. Anpassung sei nicht nur in der Ökonomie, in der Politik und Verwaltung, sondern vor allem auch im Bereich der Wissenschaft und Bildung erforderlich, da die alten Dogmen nicht mehr geeignet seien, die ökonomischen und sozialen Wandlungstendenzen einer hochindustrialisierten sozialistischen Gesellschaft zu erklären. Wissenschaft und Bildung waren für alle Anhänger dieses Konzepts die Schlüssel zur Modernisierung der Gesellschaft. Anpassung bedeutet aber auch, daß es offenbar eine allgemeine, für alle Gesellschaftssysteme einheitliche Tendenz der Modernisierung gibt. Und es bedeutet

implizit, daß die westlichen Industriegesellschaften dem eher entsprechen als die kommunistischen Staaten.

Endpunkt aller modernisierungs- und entwicklungstheoretischen Konzepte ist die entwickelte Industriegesellschaft (für einige Autoren bereits die „postindustrielle Gesellschaft“). Die Mehrzahl der Autoren, die sich des Modernisierungskonzepts bedienten, sah die sozialistischen Länder erst auf dem Weg zu diesem Ziel; für die Vertreter des Industriegesellschaftsansatzes sind sie bereits dort angekommen.

3. Konvergenz der Systeme?

Die Vorstellung, die gesellschaftlichen Systeme des „Westens“ und des „realen Sozialismus“ funktionierten nach dem gleichen Muster, das – tendenziell – bestimmt wird durch die Entwicklung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, führte folgerichtig zu der Annahme, beide Systemtypen näherten sich einander immer weiter an. Den modernen industriellen Gesellschaften wurden so viele gemeinsame Eigenschaften zugeschrieben, daß die Frage auftauchte, ob die Systemunterschiede nicht an Bedeutung verlieren und sich ein einheitlicher Typus der Industriegesellschaft herausbildet.

Viele Autoren glaubten an ein zukünftiges Zeitalter des Massenkonsums und an eine Entwicklung ohne ökonomische und soziale Krisen. (Tinbergen, 1965; Galbraith, 1968) Aber es gab auch die Warnung vor konvergenten Tendenzen der Zentralisation und Reglementierung, der wachsenden Herrschaft ökonomischer und politischer Bürokratie und der Gleichschaltung des Volkes mit Hilfe der Massenmedien, der Unterhaltungsindustrie und der Erziehung. (Marcuse, 1964)

Die einflußreiche Studie von Samuel P. Huntington und Zbigniew Brzezinski „Politische Macht USA/UdSSR“ kritisierte die Überschätzung der ökonomischen Faktoren. Weder könne von einem direkten Zusammenhang von ökonomischer Entwicklung und Erscheinungen der Liberalisierung, Demokratisierung, größerem Pluralismus usw. ausgegangen werden, noch lasse sich die These halten, kommunistische Systeme könnten Industrialisierung und Wohlstand nicht überleben. Im Gegenteil, Modernisierung und Festigung des bestehenden politischen Systems seien nicht nur vorstellbar, sondern wahrscheinlich und in vielen Bereichen nachweisbar. (Brzezinski/Huntington, 1966)

Brzezinski/Huntington betonten die Divergenz: Die wissenschaftlich-technischen und ökonomischen Entwicklungsprozesse industrialisierter Systeme seien unter durchaus verschiedenen, ja gegensätzlichen politischen und Eigentumsverhältnissen vorstellbar. Wandlungstendenzen im Inneren der sozialistischen Länder gingen einher mit der Verstärkung der Wesensmerkmale des Systems nach innen und außen. Die politischen Systeme der USA und der UdSSR sind nach ihrer Auffassung jedes auf seine Weise höchst erfolgreich gewesen, und es gebe daher keine Anzeichen und keine Notwendigkeit für eine Konvergenz.

Die zentralen Aussagen der Konvergenztheorie haben sich als falsch erwiesen. Ihr entscheidendes Defizit war aber gar nicht ihre mangelnde Prognosesicherheit, sondern die Tatsache, daß sie vor allem den Aspekt des Funktionierens politischer Systeme im Blick hatte. Das gab den konvergenztheoretischen Analysen einen technokratischen Zug und führte dazu, daß nicht nur die Wertorientierungen des anderen, sondern auch die des eigenen Gesellschaftssystems vernachlässigt wurden. Die Vertreter dieses Ansatzes standen dann 1968 mehr oder weniger sprachlos vor dem Phänomen, daß es in West und Ost, in unterschiedlicher Weise, darum ging, Politik wertorientiert und nicht ausschließlich technokratisch oder bürokratisch zu gestalten.

4. Renaissance des Marxismus

Mit der Studentenbewegung des Jahres 1968 in einigen westlichen Ländern und dem Niederschlagen des Reformexperiments in der CSSR durch die Truppen des Warschauer Paktes am 21. August 1968 begann eine Renaissance marxistischen Denkens. Sie beeinflusste auch die Analyse der Systeme sowjetischen Typs. Es ging der neuen Wissenschaftlergeneration vor allem um die Frage nach dem sozialistischen Gehalt dieser Systeme. Dabei wurden zuerst die Diskussionen rezipiert, die vor und nach der Oktoberrevolution die sowjetische Entwicklung begleitet hatten. Rosa Luxemburgs Kritik an Lenins Parteitheorie und der russischen Revolution, linkskommunistische, trotzkistische, anarchosyndikalistische und sozialdemokratische Einschätzungen der russischen Entwicklung aus den 20er und 30er Jahren wurden erneut debattiert. Später ging es um die Auseinandersetzung mit linkssektiererischen Abspaltungen von den kommunistischen Parteien und den Positionen des „Eurokommunismus“.

Die zentrale Frage der unterschiedlichen Gruppen und Positionen der Linken war die nach dem „Wesen“ der Sowjetunion und der mit ihr verbündeten Staaten: Handelt es sich bei ihnen um sozialistische Systeme, oder treffen die von Marx, Engels, Lenin (für manche auch Stalin) entwickelten Kriterien für sozialistische Gesellschaften auf sie nicht zu? Hinter dieser Fragestellung trat diejenige nach den konkreten Erscheinungsformen dieser Systeme zurück.

Eine große Bedeutung innerhalb der Linken erlangte die Diskussion über die Frage, ob der „reale Sozialismus“ eine Übergangsgesellschaft sei. Die Auffassung, bei den gegenwärtigen sowjetsozialistischen Systemen handele es sich um Gesellschaften des Übergangs, hat eine doppelt kritische Funktion: Übergang verweist zum einen auf eine gesellschaftliche Wirklichkeit, die als noch nicht sozialistisch begriffen wird, und er beharrt zum zweiten auf dem Versprechen einer humanen Entwicklung dieser Gesellschaften, die erst im und durch den Sozialismus verwirklicht werden kann. Von Übergangsgesellschaft zu sprechen bedeutet aber zugleich, daß die Möglichkeit außer Betracht bleibt, daß es sich um relativ konsolidierte Systeme handelt, die sich auf ihren eigenen sozialökonomischen Grundlagen entwik-

keln und deren „Übergang“ zu einer qualitativ neuen, sozialistischen Entwicklung nicht zu erwarten ist.

Von großem Einfluß waren schließlich Denkanstöße, die aus den sozialistischen Staaten selbst kamen: die Diskussionen der „Budapester Schule“ um den ehemaligen Ministerpräsidenten András Hegedüs (1981), die von Oskar Lange (1968) begründete „polnische Schule“, die eine führende Rolle bei der Ausarbeitung der Wirtschaftsreformen in Osteuropa hatte und deren Einflüsse auf die spätere Entwicklung der Reformüberlegungen in der CSSR nicht zu übersehen sind, die „Praxis Gruppe“ in Jugoslawien, die die offizielle Theorie der „Selbstverwaltung“ konsequent weiterentwickelte und sich, unter politischen Druck geraten, auflösen mußte, und nicht zuletzt das Buch von Rudolf Bahro (1977), dessen Erscheinen den Beginn einer Auseinandersetzung der politischen Linken in der Bundesrepublik mit der DDR markiert.

5. Probleme und Perspektiven der Forschung

Dieser knappe und unvollständige Überblick über die Hauptentwicklungslinien und Fragestellungen der DDR- und Kommunismusforschung zeigt, wie stark sie von Zeitströmungen beeinflusst war und ist: vom Kalten Krieg, dem Fortschrittsoptimismus der 60er und frühen 70er Jahre, den Folgen des Jahres 1968. Auf alle diese Herausforderungen wurde mit dem Versuch geantwortet, durch globale Erklärungsmodelle der Eigenart sozialistischer Systeme auf die Spur zu kommen. Alle diese globalen Modelle sind in ihrem Anspruch gescheitert, nicht nur eine umfassende Beschreibung der historischen Entwicklung und des gegenwärtigen Zustands, sondern auch verlässliche Prognosen über die weitere Entwicklung liefern zu können. In den letzten Jahren hat sich immer deutlicher gezeigt, daß die Forschung mit solchen globalen Modellen nicht weiterkommt, und es ist die Bereitschaft gewachsen, sich den vielfältigen politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Problemen der sozialistischen Länder zuzuwenden.

Neuere Überlegungen lassen vier große Aufgabenfelder der DDR- und Kommunismusforschung erkennen: 1. der Vergleich gemeinsamer Konflikte und Problemlagen in westlichen und sozialistischen Gesellschaften, 2. eine Wiederbelebung der „klassischen“ Fragestellungen der Politischen Soziologie, 3. die Frage nach einer Differenzierung gesellschaftlicher Interessen und ihrer organisierten Durchsetzung und 4. die Erklärung der Ursachen, Auswirkungen und Folgen der unterschiedlichen Entwicklung in den sozialistischen Ländern unter dem Aspekt „politische Kultur“.

Westliche Beobachter und Sozialwissenschaftler aus den sozialistischen Ländern könnten sich wahrscheinlich relativ leicht auf einen Katalog der Themenkomplexe einigen, die für die Bewältigung der gegenwärtigen und zukünftigen Probleme dieser Gesellschaften zentral sind. Es sind dies:

1. die Folgen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, der Veränderungen der industriellen Arbeit, Auswirkungen neuer Technologien auf die Arbeitsbedingungen und Arbeitsorganisationen, die Qualifikationsanforderungen und Einstellungen der Arbeitskräfte;
2. die sozialstrukturellen Veränderungen angesichts veränderter sozialökonomischer Rahmenbedingungen und des Einflusses wissenschaftlich-technischer Veränderungen auf alle Lebensvollzüge, vor allem den Arbeitsprozeß. Hier gilt es – angesichts der ideologischen Problematik, in einer sich zunehmend verwissenschaftlichenden Welt die Führungsrolle der Arbeiterklasse zu reklamieren – u.a. um das Verhältnis von Arbeiterklasse und Intelligenz;
3. die Auswirkungen auf soziale Gruppen, die wie die Jugendlichen noch nicht oder wie die Rentner nicht mehr im Arbeitsprozeß stehen, und auf die Struktur und Funktion der Familie;
4. die Folgen für Einzelpolitiken: die Organisation des Planungsprozesses, Agrarpolitik, Regionalplanung, Kulturpolitik, Gesundheitspolitik usw.;
5. die Auswirkungen der gesellschaftlichen und politischen Veränderungen auf das Denken und Handeln der Menschen.

Diese Themenkomplexe stehen seit einigen Jahren im Mittelpunkt der sozialwissenschaftlichen Forschung über die sozialistischen Länder und bestimmen auch die „marxistisch-leninistische Soziologie“: Sie berühren die Struktur dieser Länder, da die Lösung der angedeuteten Probleme eng mit der Problemlösungskompetenz des Sozialismus sowjetischen Typs verwoben ist. Gleichwohl läßt sich in der Forschungspraxis feststellen, daß die Fragen nach den politischen, ökonomischen und ideologischen Grundlagen des „realen Sozialismus“ offenbar nicht mehr im Mittelpunkt des Interesses stehen.

Die Art und Weise, wie mit diesen Problemen umgegangen wird, ist wesentlich dadurch bestimmt, daß die SED und die anderen kommunistischen Parteien – zumindest bislang – nicht bereit sind, Formen eigenständiger Interessenartikulation und -organisation zuzulassen. Die Konflikt- und Problembewältigung ist nur im Rahmen demokratisch-zentralistischer Verfahren gedacht: Sie ist Aufgabe der Partei und des Staatsapparates, nicht der Bürger. Die politische Soziologie sozialistischer Länder konzentriert sich darauf, die daraus erwachsenden Formen „bürokratischer Vergesellschaftung“, der zentralisierten, nichtpartizipativen Formen der Bewältigung gesellschaftlicher Konflikte zu analysieren. Sie sieht dabei die Gesellschaft nicht, wie das in den 50er Jahren verbreitet getan wurde, als einen Bereich an, der von der Partei beliebig manipuliert wird. Wichtig ist vielmehr das Wechselverhältnis von politischer Zielformulierung durch die Partei, bürokratischer Umsetzung dieser Ziele und durch sie ausgelöster und weitergetriebener gesellschaftlicher Prozesse, die eine Eigendynamik entwickeln, die oft den proklamierten Zielen zuwiderläuft.

Eine besondere Bedeutung hat in diesem Zusammenhang die Frage nach den sozialen Trägern der Herrschaft der Partei und der Rolle, die die verschiedenen Organisationen und Institutionen im politischen System spielen. Gefragt wird auch

nach den Konflikten, die zwischen den verschiedenen bürokratischen Institutionen und Organisationen bzw. ihren Repräsentanten entstehen, und wie sie gelöst werden.

Alle diese Überlegungen gehen von der Vermutung aus, daß sich die Binnenstruktur des Herrschaftssystems der DDR in den letzten Jahrzehnten gewandelt hat, daß aber über die Details dieses Wandlungsprozesses noch wenig bekannt ist.

Beim Versuch, die politisch-gesellschaftlichen Wandlungsprozesse in den sozialistischen Ländern zu begreifen, bedienen sich die Forscher in den letzten Jahren verstärkt des political-culture-Ansatzes. Die sozialistischen Staaten werden oft als „Zielkulturen“ („goal-culture“) begriffen, die die bestehenden Strukturen und Prozesse eliminieren und durch neue Muster ersetzen. Sie enthalten eine utopische Vorstellung von zukünftiger Gesellschaft, wie sie von der Partei formuliert wird.

Da sich auch osteuropäische Wissenschaftler des Begriffs „politische Kultur“ bedienen, ist die Frage um so interessanter, welches der spezifische Charakter einer neuen politischen Kultur kommunistischer Bewegungen vor und nach ihrer Machtübernahme sei. A.G. Meyer kommt zu dem Ergebnis, daß die „Sowjetkultur“ in der UdSSR eine „Synthese von marxistisch-leninistischer Kultur und russischer Kultur“ sei. Wichtig ist der Hinweis, daß kommunistische Bewegungen, ob an der Macht oder nicht, sich „den Zwängen der Kultur, innerhalb derer sie operieren“, stellen mußten. Kommunismus könne als ein wohlervogener und systematischer Versuch angesehen werden, eine neue Kultur aufzubauen. Jede Revolution zerstöre ein altes System und baue ein neues auf. Was den Kommunismus von anderen gegenwärtig existierenden Systemen oder Bewegungen zu unterscheiden scheint, ist seine Fähigkeit, ein dauerhaftes neues System zu etablieren, mit neuen Institutionen, mit anderen Verbindungen zur Bevölkerung, neuen Formen der Partizipation, mit einer neuen Autorität und anderen Methoden der Legitimation – kurzum, einer neuen Kultur. (Meyer, 1972: 345ff.)

Die Frage nach der politischen Kultur sozialistischer Länder hat der DDR- und Kommunismusforschung neue Impulse gegeben. Im Mittelpunkt der Forschung steht gegenwärtig die Analyse der Segmentierung der sozialistischen Systeme in verschiedene Subkulturen und deren Beziehung zur von der Partei bestimmten dominanten politischen Kultur. Die Fixierung auf den angelsächsischen Begriff der „civic culture“ wurde aufgegeben und durch den der dominanten politischen Kultur ersetzt, die als Ergebnis des von der Partei in die Wege geleiteten Transformationsprozesses begriffen wird. Wichtig ist dabei, daß diese dominante politische Kultur Elemente traditioneller, industriell geprägter und von der Partei formulierter politisch-kultureller Vorstellungen erhält.

Die Debatte kreist um die Frage, wie sich aus der traditionellen politischen Kultur, dem industriellen Paradigma, der implementierten offiziellen Ideologie und deren Beeinflussung durch die politisch-gesellschaftlichen Strukturen des „realen Sozialismus“ ein neues dominantes Normen- und Wertesystem herausbildet. Trotz der Vagheit und Ungenauigkeit des Konzepts politische Kultur (Dittmer, 1983: 9) ist der heuristische Vorteil einer Nutzung einzelner Kategorien des political-culture-Ansatzes kaum zu übersehen. Die in allen sozialistischen Ländern eher zuneh-

mende Diskussion über sozialistische Moral, das Wesen und die Entwicklung sozialistischer Persönlichkeiten, sozialistische Einstellungen und Verhaltensweisen deutet darauf hin, daß der zentrale Aspekt dieses Ansatzes, die relative Resistenz und Dauerhaftigkeit von „traditionellen“ und neuen subkulturellen Einstellungen und Verhaltensweisen, ein nicht zu unterschätzendes Konfliktpotential in diesen Gesellschaften bildet. Auf die Frage nach den Ursachen dieser Erscheinungen zu verzichten hieße, sich einer wichtigen Möglichkeit des Einblicks in die inneren Zusammenhänge und die Funktionsweise sozialistischer Systeme zu begeben.

II. Historische, ideologische und rechtliche Grundlagen des politischen und gesellschaftlichen Systems

1. Kontinuität und Wandel – Entwicklungslinien und Krisen in der Geschichte der DDR

Das Geschichtsbewußtsein eines Volkes äußert sich nirgendwo so deutlich wie an Gedenktagen: Die Bürger der USA erinnern sich am 4. Juli jeden Jahres an die Unabhängigkeitserklärung der dreizehn Vereinigten Staaten und die Erklärung der Menschenrechte, die die Freiheit und Gleichheit aller Menschen, Volkssouveränität und das Recht auf Widerstand gegen tyrannische Regierungen proklamierte. Die Franzosen gedenken am 14. Juli des Sturms auf die Bastille, jenes symbolischen Aktes, der im Jahre 1789 den Beginn der großen französischen Revolution markierte. In der Sowjetunion wird am 7. November mit großem zeremoniellem Aufwand an die Revolution der Bolschewiki erinnert.

Die Deutschen haben es da schwerer. Der 17. Juni in der Bundesrepublik und der 7. Oktober in der DDR sind Feiertage, die das jeweilige staatliche und politische Selbstverständnis der beiden deutschen Staaten zum Ausdruck bringen. Dort, wo es gemeinsame Erinnerung gibt, zuletzt bei der 750-Jahr-Feier Berlins, gerät sie zum Wettstreit. Deutsche Geschichte und die Geschichte der beiden deutschen Teilstaaten nach 1945, die Suche nach der Identität der Deutschen, die Frage danach, wie wir geworden sind, was wir sind, bewegt die Deutschen in beiden Staaten. Und beide politischen Systeme versuchen sich in der deutschen Geschichte zu verorten. Die Bedeutung, die Geschichte für beide deutsche Staaten hat, zeigte sich nirgendwo so deutlich wie am 8. Mai 1985, dem 40. Jahrestag der Kapitulation Hitler-Deutschlands. Und kein anderer Jahrestag wühlte solche Emotionen auf wie der Tag, an dem 1945 das Leben jedes einzelnen Deutschen einen tiefen Einschnitt erfuhr.

„Der 8. Mai ist für uns Deutsche kein Grund zum Feiern. Die Menschen, die ihn bewußt erlebt haben, denken an ganz persönliche und damit ganz unterschiedliche Erfahrungen zurück. Der eine kehrte heim, der andere wurde heimatlos. Dieser wurde befreit, für jenen begann die Gefangenschaft. Viele waren einfach nur dafür dankbar, daß Bombennächte und Angst vorüber und sie mit dem Leben davongekommen waren. Andere empfingen Schmerz über die vollständige Niederlage des eigenen Vaterlandes. Verbittert standen Deutsche vor zerrissenen Illusionen, dankbar andere Deutsche für den geschenkten neuen Anfang.“ (v. Weizsäcker, 1985: 1)

Die selbstkritische und die historische Verantwortung aller Deutschen anmahnende Rede des Bundespräsidenten hat in der Bundesrepublik leidenschaftliche und kon-

troverse Diskussionen ausgelöst und die Frage nach dem Geschichtsverständnis der Deutschen neu belebt. Auch für die DDR diente der 8. Mai 1985 dazu, das eigene Selbstverständnis erneut zu bestimmen. Für die SED ist die Entwicklung zweier staatlicher Gebilde in Deutschland das logische und unumkehrbare Ergebnis der deutschen Geschichte. Diese Auffassung bestätigt der „Aufruf zum 40. Jahrestag des Sieges über den Hitler-Faschismus und der Befreiung des deutschen Volkes“, den das Zentralkomitee der SED, der Ministerrat der DDR, der Staatsrat und der Nationalrat der Nationalen Front am 11. Januar 1985 in „Neues Deutschland“ veröffentlichten. Dieser Aufruf formuliert fünf zentrale Thesen:

- Die Sowjetunion trug die Hauptlast des Kampfes;
- die deutschen Antifaschisten sind in der Front der Sieger;
- in der DDR wurde die Chance eines antifaschistischen, demokratischen und sozialistischen Neubeginns nach 1945 genutzt;
- die Ergebnisse des Krieges sind für immer unantastbar;
- die Hauptlehre des Krieges heißt: den Frieden sichern.

Die DDR erscheint hier als einer der Sieger des II. Weltkrieges. Der antifaschistische Kampf der deutschen Kommunisten wird dem der französischen Résistance, der jugoslawischen Partisanen, der Kämpfer des slowakischen Nationalaufstandes und der anderen europäischen Widerstandsbewegungen gleichberechtigt an die Seite gestellt. Die DDR steht in der Tradition dieser antifaschistischen Kräfte, die, unter Leitung der Kommunisten, den Nationalsozialismus bekämpft haben.

„So konnten die Kommunisten, unmittelbar nach der Befreiung, am 11. Juni 1945 vor das Volk hintreten mit dem Aufruf des ZK der KPD. In ihm hieß es: 'Keine Wiederholung der Fehler von 1918!' Keinerlei Nachsicht gegenüber dem Nazismus. Und: 'Nie wieder Hetze und Feindschaft gegenüber der Sowjetunion!' Das war das 'andere Deutschland', das die Kommunisten stets verkörpert hatten. Das war das neue Deutschland, das von nun an ein Faktor des Friedens und des gesellschaftlichen Fortschritts sein würde.“ (Neues Deutschland v. 11.1.1985: 1)

Die Gründung der DDR im Oktober 1949 sei „Wendepunkt in der deutschen Geschichte und der Geschichte Europas“ gewesen. Sie habe sich konsequent von Beginn an „an die Seite unserer Befreierin, der Sowjetunion, an die Seite der anderen sozialistischen Staaten“ gestellt. (Neues Deutschland v. 11.1.1985: 1)

In diesem Aufruf ist kein Wort darüber zu finden, daß diese neue „antifaschistisch-demokratische“ Republik mit Menschen errichtet wurde, die in ihrer großen Mehrheit den Nationalsozialismus zumindest geduldet haben. Der Aufruf hat die Chance verpaßt, die außerordentlich komplizierte und diffizile Situation nach dem Kriege so selbstkritisch zu reflektieren, wie dies in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Dokumenten wie dem zitierten Gründungsauftrag der KPD formuliert worden war, der feststellte, daß breite Bevölkerungsschichten „das elementare Gefühl für Anstand und Gerechtigkeit verloren“ hätten und die Ideologie des Nationalsozialismus „den Organismus des Volkes verseucht“ habe, daß mit einer solchen Bevölkerung kein Sozialismus aufzubauen sei und daß es vor allem und zuerst einmal um die Demokratisierung des politischen und gesellschaftlichen Lebens, die Re-

konstruktion der demokratischen Institutionen und die Aufklärung der Bevölkerung über die Verbrechen des Nationalsozialismus gehe. (Um ein antifaschistisch-demokratisches Deutschland, 1968: 60)

Sicher, die Kommunisten und die Sozialdemokraten, die 1946 die SED bildeten, gehörten zur „Front der Sieger“. Aber die Geschichte beider deutscher Staaten, das demokratische Experiment in der Bundesrepublik und das sozialistische in der DDR, ist durch die Tatsache bestimmt – und über weite Strecken auch belastet –, daß sie nicht auf genuinen Entscheidungen ihrer Bürger fußten. So einfach, so konfliktfrei, wie sich das in dem zitierten Aufruf oder einem Artikel von Erich Honecker liest, war dieser Neuaufbau wahrlich nicht:

„Auch dem deutschen Volk boten Sieg und Befreiung die Chance, das eigene Dasein von Grund auf neu einzurichten, Imperialismus und Militarismus samt der Wurzel auszurotten, Chauvinismus und Völkerverhetzung zu beseitigen, mit der reaktionären Vergangenheit zu brechen und sich auf die Seite des Fortschritts zu stellen. Diese kostbare Chance haben wir bei uns genutzt. ... In Ausübung seines Selbstbestimmungsrechts hat sich unser Volk für den Sozialismus entschieden, gestaltete es unter Führung der SED die entwickelte sozialistische Gesellschaft, und diese Entscheidung ist unwiderruflich.“ (Honecker, 1985: 291)

Die Geschichte der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und später der Deutschen Demokratischen Republik war vielmehr durch massive Konflikte und Krisen geprägt. Sie erwachsen aus der Zweistaatlichkeit Deutschlands, der zunehmenden Einbindung beider deutschen Staaten in die einander feindlich gegenüberstehenden politischen und militärischen Blöcke, der Art und Weise, wie eine politische und soziale Revolution von oben in Gang gesetzt wurde, den ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen die DDR zu kämpfen hatte, um eine funktionierende Volkswirtschaft aufzubauen, und nicht zuletzt aus der Verweigerung des Selbstbestimmungsrechts für die eigene Bevölkerung.

Erst vor dem Hintergrund der Krisen und Konflikte, die die DDR nach 1945 zu bestehen hatte, wird aber auch die Leistung deutlich, die eine politische Führung vollbracht hat, die ohne demokratische Legitimation durch die Bevölkerung eine Gesellschaft und einen Staat gestaltet hat, die sich heute einer bemerkenswerten Stabilität erfreuen. Die entscheidenden historischen Weichenstellungen, aber auch die Brüche in der Geschichte der DDR zu kennen, ist eine unabdingbare Voraussetzung für eine realistische und vorurteilsfreie Beurteilung der heutigen Situation.

Solche Schlüsselereignisse sind der 17. Juni 1953, der 13. August 1961, der Abschluß des Grundlagenvertrages zwischen der Bundesrepublik und der DDR am 21.12.1972, aber auch Parteitage der SED, die wichtige Weichenstellungen vornahmen, wie der VI. Parteitag 1963, der eine bedeutsame Wirtschaftsreform einleitete, oder der VIII. Parteitag 1971, auf dem die neue Parteiführung unter Erich Honecker ein weitreichendes wirtschafts- und sozialpolitisches Programm verkündete. Diese und andere Ereignisse dienen der Geschichtsschreibung dazu, Periodisierungen vorzunehmen, die das Typische einer bestimmten Entwicklungsetappe deutlich werden lassen. Die Versuche, die DDR-Geschichte in einzelne Perioden oder Etappen einzuteilen, unterscheiden sich je nach dem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse und/oder der politischen Positionen des Verfassers.

Die Situation in der DDR ist durch die Tatsache bestimmt, daß in den parteioffiziellen Darstellungen Uminterpretationen und Neubewertungen vorgenommen werden, daß sich die Einschätzung bestimmter Ereignisse oder Entwicklungsstapen häufig aufgrund politischer Nützlichkeitsabwägungen verändert. Besonders deutlich wird dies bei der Bedeutung, die der nationalen Frage zugewiesen wird. Bis in die 60er Jahre hinein hat sie wesentlich das historische Selbstverständnis der DDR geprägt. Die gesamtdeutsche Orientierung der SED-Geschichtsschreibung änderte sich erst Ende der 60er Jahre: Die DDR wird seither viel stärker als früher Teil der „sozialistischen Staatengemeinschaft“ beschrieben, als Land, das, wie es die Verfassung von 1974 in Artikel 6, 2 formuliert, „unwiderruflich“ mit der Sowjetunion verbunden ist.

In den letzten Jahren hat sich die Geschichtswissenschaft in der DDR auf einen pragmatischen Versuch geeinigt, die wichtigsten Entwicklungsphasen der eigenen Geschichte zu benennen. In einer „Geschichte der Deutschen Demokratischen Republik“, die 1981 erschien, findet sich folgende Etappeneinteilung:

- Antifaschistisch-demokratische Umwälzungen und Gründung der SED (1945/46)
- Ausbau der antifaschistisch-demokratischen Verhältnisse im Kampf gegen restaurative Bestrebungen (1946-1948)
- Weiterführung des revolutionären Prozesses im Kampf gegen die imperialistische Restaurations- und Spaltungspolitik (1948/49)
- Gründung der DDR und ihre Ausgestaltung als Arbeiter-und-Bauern-Staat (1949/50)
- Beginn der sozialistischen Planwirtschaft (1951/1952)
- Planmäßige Errichtung der Grundlagen des Sozialismus in allen Bereichen und der Kampf gegen die Remilitarisierung der BRD (1952-1955)
- Allseitige Stärkung der DDR als fester Bestandteil des sozialistischen Weltsystems (1955-1958)
- Abschluß der Übergangsperiode (1958-1961)
- Stabilisierung der Grundlagen des Sozialismus (1961/1962)
- Kurs auf den umfassenden Aufbau des Sozialismus (1963-1965)
- Auf dem Weg zum entwickelten Sozialismus (1966-1970)
- Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft und die Ausprägung der sozialistischen deutschen Nation, der vollständige Zusammenbruch der diplomatischen Blockade des Imperialismus gegen die DDR (1971-1973)
- Verwirklichung des Fünfjahresplanes unter veränderten außenwirtschaftlichen Bedingungen, der Ausbau der internationalen Positionen der DDR und die Festigung des Friedens in Europa (1973-1975)
- Der IX. Parteitag und das Programm der SED

Dieses Periodisierungsschema benennt und bewertet die aus DDR-Sicht wichtigen Ereignisse. In der westlichen DDR-Forschung lassen sich ähnliche Periodisierungen, wenngleich mit anderen Bewertungen finden.

Die folgende Darstellung wichtiger Ereignisse und Hintergründe der DDR-Geschichte orientiert sich nicht an einem solchen Schema, sondern stellt eine Frage in den Mittelpunkt: die nach der „Lernfähigkeit“ und „Wandlungsfähigkeit“ eines politisch-gesellschaftlichen Systems, das mit vielfältigen Konflikten und Krisen umgehen mußte, von denen viele Beobachter meinten, daß sie nicht lösbar seien, und das sich gleichwohl zu einem der erfolgreichsten und stabilsten Länder innerhalb der „sozialistischen Staatengemeinschaft“ entwickelt hat.

1.1. Vorgeschichte der DDR

Die Vorgeschichte der DDR ist zwiespältig. Sie handelt von einem in der deutschen Geschichte beispiellosen sozialökonomischen Experiment, an dem sich viele mit Begeisterung und Enthusiasmus beteiligten, sie handelt von den enttäuschten Hoffnungen der organisierten Arbeiterbewegung, den Machtansprüchen einer neuen Führungsschicht, und sie handelt vom Willen einer neuentstandenen Hegemonialmacht, ihren teuer erkauften Sieg über Hitler-Deutschland zur Konsolidierung und Ausweitung des eigenen politisch-gesellschaftlichen Systems zu nutzen.

1.1.1. Parteigründungen und Basisorganisationen

Deutsche Politik, soweit sie von den Besatzungsmächten überhaupt zugelassen wurde und sofern angesichts der drängenden Probleme des unmittelbaren Überlebens dafür Zeit blieb, mußte in den ersten Monaten und Jahren nach der militärischen Niederschlagung der Naziherrschaft als oberstes Ziel haben, die Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen und Vorstellungen zu entwickeln, wie die nationale Katastrophe zu überwinden sei, die von vielen Deutschen – wenn nicht der Mehrheit – als eine von außen beigelegte Niederlage, nicht als Konsequenz ihres eigenen Versagens verstanden wurde. So verwundert es nicht, daß in allen programmatischen Äußerungen der sich reetablierenden und neugegründeten Parteien und Gruppierungen diese Fragen im Vordergrund standen.

Rechtliche Grundlage für die Neugründung oder Wiedergründung von Parteien war der Befehl Nr. 2 der Sowjetischen Militäradministration (SMAD), der obersten politischen Gewalt in der sowjetischen Besatzungszone, den diese bereits einen Tag nach ihrer Konstituierung am 10.6.1945 erließ und der die Bildung antifaschistischer Parteien und die Vereinigung von Werktätigen in „freien Gewerkschaften und Organisationen“ erlaubte. Schon einen Tag später, am 11. Juni, wandte sich die KPD mit dem zuvor in Moskau formulierten Gründungsauftrag an „das schaffende Volk in Stadt und Land“. Mit diesem Text hatte die SED später einige Schwierigkeiten; sein Inhalt wurde und wird nur verstümmelt wiedergegeben, was nicht verwundert, wenn man im Aufruf liest:

„Mit der Vernichtung des Hitlerismus gilt es, ... die Sache der Demokratisierung Deutschlands, die Sache der bürgerlich-demokratischen Umbildung, die 1848 begonnen wurde, zu Ende zu führen, die feudalen Überreste völlig zu beseitigen und den reaktionären altpreußischen Militarismus mit allen seinen ökonomischen und politischen Ablegern völlig zu vernichten. Wir sind der Auffassung, daß der Weg, Deutschland das Sowjetsystem aufzuzwingen, falsch wäre, denn dieser Weg entspricht nicht den gegenwärtigen Entwicklungsbedingungen in Deutschland. Wir sind vielmehr der Auffassung, daß die entscheidenden Interessen des deutschen Volkes in der gegenwärtigen Lage für Deutschland einen anderen Weg vorschreiben, und zwar den Weg der Aufrichtung eines antifaschistischen, demokratischen Regimes, eines parlamentarisch-demokratischen Regimes, einer parlamentarisch-demokratischen Republik mit allen demokratischen Rechten und Freiheiten für das Volk.“ (Um ein antifaschistisch-demokratisches Deutschland, 1968: 60)

Entgegen der Erwartung vieler alter Mitglieder von KPD und SPD zielte die Politik der Sowjetunion weder auf die Gründung einer Einheitspartei noch auf eine sofortige revolutionäre Umgestaltung ihrer Besatzungszone. Diese Politik wurde vor allem von den aus Moskau zurückgekehrten KPD-Kadern um Walter Ulbricht und Wilhelm Pieck mit voller Unterstützung der Besatzungsmacht durchgesetzt. Bereits am 30. April 1945, dem Tag, an dem Hitler im Keller der Reichskanzlei Selbstmord beging, brachte eine sowjetische Militärmaschine eine Gruppe deutscher Emigranten von Moskau nach dem Flugplatz Kalau, 70 Kilometer östlich von Frankfurt/Oder. Von dort aus begaben sie sich nach Bruchmühle östlich von Berlin, nahe Straußberg. Vom sowjetischen Kommandanten wurden sie als „die verehrten Mitglieder der zukünftigen deutschen Regierung“ begrüßt. Diese „Gruppe Ulbricht“ wurde später als „Initiativgruppe der KPD“ bezeichnet. Von Straußberg aus, dem Sitz der Politischen Hauptverwaltung des Marschalls Schukow, sollte sie nach Beendigung der Kampfhandlungen in Berlin die Bezirksverwaltungen wieder aufbauen. Zwei weitere Gruppen wurden nach Mecklenburg-Pommern (Gruppe Sobottka) und nach Sachsen (Gruppe Ackermann) gesandt. Alle machten die gleiche Erfahrung: Viele Genossen, die KZ, Gefängnis und Illegalität überlebt hatten, waren nach dem Sieg über den Faschismus der Meinung, jetzt stehe der Sozialismus auf der Tagesordnung, zumal mit der siegreichen Sowjetarmee ein Garant für eine solche revolutionäre Entwicklung im Lande stehe.

Gedanken, wie sie von der Widerstandsgruppe um Anton Saefkow während des Krieges formuliert worden waren, dürften bei vielen alten Mitgliedern von SPD und KPD Zustimmung gefunden haben: Zwar unterstütze man das Ziel des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ (NKFD), alle antifaschistischen Kräfte zu einen, und verzichte vorerst auf alle sozialistischen Forderungen und Losungen, aber nach der Zerschlagung der Hitler-Diktatur habe die Arbeiterklasse und ihre organisatorische Vorhut die Aufgabe, die revolutionäre Situation auszunutzen, die nach der Beendigung des Krieges entstehen werde und die Voraussetzungen für die proletarische Revolution in Deutschland schaffe. Die historische Parallele zur Situation von 1917/18 ist unverkennbar.

Diesen Überlegungen standen die staats- und gesellschaftspolitischen Ziele der Sowjetunion entgegen, der offenkundig in erster Linie an der Festigung der ihr in Jalta 1943 zugestandenen Einflußzonen in Mittel- und Osteuropa gelegen war. Diesem Ziel ordnete sie ihre revolutionäre Zielsetzung, den Sozialismus auf der Spitze der Bajonette der Roten Armee zu exportieren, unter. Angesichts des Atomwaffenmonopols der USA und von Überlegungen in westlichen Führungskreisen, die von der Anti-Hitler-Koalition vorgesehene Nachkriegsordnung zum eigenen Vorteil zu ändern, solange die Sowjetunion wirtschaftlich und militärisch unterlegen war, war dies eine naheliegende Haltung.

Für die Arbeiterparteien SPD und KPD stellte sich ein weiteres Problem: Wie sollten sie ihre Ziele durchsetzen in einem Land und mit einer Bevölkerung, die sich ohne nennenswerten Widerstand der faschistischen Herrschaft gebeugt und sie mehrheitlich begeistert unterstützt hatte? Ihnen ging es vor allem und zuerst einmal um die Wiederherstellung des politischen und gesellschaftlichen Lebens, die Re-

konstruktion der demokratischen Institutionen und die Aufklärung der Bevölkerung über die Verbrechen des Nationalsozialismus. Nur in zwei Bereichen forderte die KPD weitreichende – aber durchaus noch im Rahmen bürgerlich-demokratischer Reformvorstellung verbleibende – Maßnahmen, die alsbald auch eingeleitet wurden: die Enteignung der „Nazibonzen und Kriegsverbrecher“ und die „Liquidierung des Großgrundbesitzes“.

Die proklamierte Absicht, kein sozialrevolutionäres Experiment nach dem Vorbild der Sowjetunion starten zu wollen, basierte ohne Zweifel auf einer realistischen Einschätzung der Bewußtseinslage der Mehrheit der Deutschen, die eine Unterstützung grundlegender politischer und sozialer Veränderungen nicht erwarten ließ, warf aber gleichwohl das Problem einer genuin sozialistischen Strategie des Wiederaufbaus Deutschlands auf. Die SPD in der SBZ war hier deutlicher; sie hielt in ihrem Gründungsauf Ruf vom 15. Juni 1945 an traditionellen sozialistischen Forderungen wie der Verstaatlichung von Banken, Versicherungen und Schlüsselindustrien fest, formulierte im übrigen aber ähnliche Ziele wie die KPD: In der gegenwärtigen Lage gehe es um die Errichtung eines antifaschistisch-demokratischen Regimes und einer parlamentarisch-demokratischen Republik.

Neben den beiden Arbeiterparteien entstanden auch im bürgerlichen Spektrum Parteien, die – wie die Liberaldemokraten – an die Tradition der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) der Weimarer Republik anknüpften oder aber, ähnlich wie in den Westzonen, eine christliche Sammlungspartei (CDU) gründen wollten. Es gab auch Überlegungen, nach dem Vorbild der britischen Labour Party eine Partei zu gründen, die christliche, liberale und freie (nicht jedoch kommunistische) Gewerkschafter vereinen sollte; dies stieß jedoch bei der SPD nicht auf Interesse.

Die Christlich-Demokratische Union (CDU) trat am 26. Juni, die Liberal-Demokratische Partei Deutschlands (LDPD) am 5. Juli 1945 mit programmatischen Erklärungen an die Öffentlichkeit. Am 14. Juli 1945 wurde in Berlin von den Vertretern der Parteien die „Einheitsfront der antifaschistisch-demokratischen Parteien“ gegründet, die dem Ziel dienen sollte, Deutschland auf „antifaschistisch-demokratischer Grundlage“ aufzubauen – in enger Zusammenarbeit mit den Besatzungsbehörden, das war in der SBZ die Sowjetische Militäradministration. (Vgl. Staritz, 1984: 93ff.)

Es kann hier weder darum gehen, die Ernsthaftigkeit der Programmatik (vor allem der KPD) zu untersuchen, noch die realen gesellschaftlichen und sozialen Folgen ihrer Umsetzung darzustellen. Die zitierten Aussagen des Gründungsauf Rufes der KPD sollen lediglich als Beleg dafür dienen, daß die historischen Bedingungen und die Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus einen entscheidenden Stellenwert in der politischen Programmatik der KPD (wie der anderer Parteien) hatten und die Entwicklung der SBZ/DDR wesentlich prägten. Ganz sicher war die Entwicklung nicht so gradlinig, wie spätere Interpretationen behaupten. Im Gegensatz zu der später betriebenen Transformation der Gesellschaft von oben, ohne Unterstützung der Mehrheit der Bevölkerung oder auch nur der Arbeiterklasse, waren die frühen programmatischen Positionen der KPD/SED durchaus konsens- und mehrheitsfähig.

Um so schwerer wog (und wiegt auch heute noch) der Verlust an gesellschaftlicher Unterstützung, den die SED erfuhr, und die Isolierung, in die sie geriet, als sie sich explizit auf die Übernahme des sowjetischen Gesellschaftsmodells festlegte und die durch die Zulassung bürgerlicher Parteien und die praktizierte Form der Bündnispolitik ursprünglich zugestandenen Freiräume immer weiter einschränkte. Den sozialen Schichten, die nicht zum Kreis der 1945/46 enteigneten „Junker und Schlotbarone“ gehörten und die durch den Nationalsozialismus meist nicht mehr, aber auch nicht weniger diskreditiert waren als die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung, wie den kleinen Unternehmern, später auch den selbständigen Handwerkern und mittleren Bauern, wurde ihre bisherige Existenzgrundlage entzogen. Trotzdem läßt sich sagen, daß die Arbeiterklasse selbst von der Aufkündigung stets beschworener demokratischer Prinzipien noch stärker betroffen war, handelte es sich doch um eine Umwälzung, die zwar vorgeblich in ihrem Namen vollzogen wurde, ihr aber keine eigenständigen Ausdrucks- und Organisationsformen zugestand. Vielmehr wurden bestehende organisatorische Kerne einer von der Partei unabhängigen Arbeiterbewegung, die in den ersten Nachkriegsmonaten entstanden war, liquidiert. Diese spontanen und nicht zentral organisierten, sondern lokalen Versuche, vor Ort die Arbeiterbewegung wieder zu beleben und die alte Spaltung zu überwinden, hatte vielfältige Formen angenommen. Es waren „Volksausschüsse“, „Volkskomitees“, „Antifa-Komitees“, Ausschüsse zur Bildung freier Gewerkschaften, Gruppen, die sich als Teil des NKFD bezeichneten, und sogar regionale (Einheits-)Partei Gründungen entstanden. In Meißen fand die Gruppe Ackermann etwa einen „Rat der Volkskommissare“ vor. Alle dieser Gruppierungen wurden binnen kurzem von den sowjetischen Besatzungsbehörden aufgelöst oder unter dem Einfluß der KPD-Kader in die neu entstehenden örtlichen Verwaltungen „integriert“. Die „Rummurkserei mit der Antifa“ müsse aufhören, meinte Walter Ulbricht Ende Juni 1945. Wenn die Partei eine richtige Politik betreibe, sei für „antifaschistische Sekten“ kein Platz mehr. (Staritz, 1984: 99)

Die Grundsatzentscheidung gegen einen auf basisdemokratischen Organisationsprinzipien beruhenden Neuaufbau der neuen Gesellschaft war bereits in dem Faktum deutlich geworden, daß die Sowjetunion zuerst zentrale Gründungen von Parteien, Gewerkschaften und Massenorganisationen zuließ. Dies bot ihr darüber hinaus auch die Möglichkeit, die Personalpolitik dieser Organisationen weitgehend zu bestimmen. Bei der Bildung der neuen Verwaltungen wurde darauf geachtet, daß je nach der sozialen Struktur und der politischen Situation vor 1933 an die Spitze der Verwaltungen ehemalige Sozialdemokraten, nichtkompromittierte bürgerliche Politiker oder parteilose Persönlichkeiten gestellt wurden. Die für Personalfragen zuständigen Stellvertreter, die Chefs der Polizei und Kulturverwaltung aber waren meist Kommunisten. „Es muß demokratisch aussehen“, sagte Ulbricht in einer internen Besprechung.

Tabelle: *Parteizugehörigkeit der Oberbürgermeister, Landräte und ihrer Stellvertreter in Thüringen Ende 1945*

Parteizugehörigkeit	OB	Stellv.	Landrat	Stellv.
KPD	2	5	9	14
SPD	2	3	11	5
CDU	–	1	1	–
LDPD	2	1	–	–
Parteilose	4	1	–	2

(Quelle: Vom Werden unseres Staates, Bd. 1, 1966: 326)

1.1.2. Die Einheitspartei

Seit dem VII. Weltkongreß der Komintern 1935 war in den verschiedensten Dokumenten der Kommunistischen Internationale und der KPD die Frage der Einheitsfront und der Einheitspartei, also die Beseitigung der unheilvollen Spaltung der organisierten Arbeiterbewegung thematisiert worden. Der Wunsch nach Einheit entsprach auch der gemeinsamen Erfahrung vieler Antifaschisten im Widerstand oder in den Gefängnissen und Konzentrationslagern. Als ein Beispiel von vielen sei aus einer Entschließung der Delegiertenkonferenz des Parteiaktivs der KPD im KZ Buchenwald vom 22.4.1945 zitiert:

„Wir müssen als Avantgarde der deutschen Arbeiterklasse erkennen, daß die Wiederherstellung der Einheit des Proletariats eine wichtige Voraussetzung zur Erringung dieses Zieles ist. Die Bildung der Einheitsgewerkschaften, die Bildung einheitlicher politischer Organisationen muß im Kampfe geboren werden.“ (Dobrich, 1978: 164)

Als Ziel des Kampfes um ein freies demokratisches Deutschland wurde auch hier die „soziale Revolution“ bezeichnet.

Diese und andere programmatische Äußerungen stehen in diametralem Gegensatz zu den politischen Leitlinien des KPD-Aufrufs und der von der Sowjetunion veranlaßten Neugründung der KPD – und zur logischen Folge der Wiedergründung der SPD. Versuche von Mitgliedern des späteren Zentralausschusses (ZA) der SPD in der sowjetischen Besatzungszone, vor der Neugründung von KPD und SPD über die Bildung einer Einheitspartei zu sprechen, wurden von den aus Moskau heimgekehrten KPD-Funktionären abgelehnt. Sie setzten darauf, durch die Separatgründung erst die politisch-ideologische und organisatorische Geschlossenheit der KPD herzustellen und erst dann das Angebot einer „Aktionseinheit“ zu machen. Demgegenüber war im Gründungsauftrag der SPD vom 15. Juni ein erneutes Angebot zur „organisatorischen Einheit der deutschen Arbeiterklasse“ enthalten.

„Wir sehen darin eine moralische Wiedergutmachung politischer Fehler der Vergangenheit, um der jungen Generation eine einheitliche politische Kampforganisation in die Hand zu geben. Die Fahne der Einheit muß als leuchtendes Symbol in der politischen Aktion des werktätigen Volkes vorangetragen werden!“ (Um ein antifaschistisch-demokratisches Deutschland, 1968: 71)

Als im Spätherbst 1945 die KPD-Führung überraschend für eine schnelle Vereinigung von SPD und KPD eintrat, war die anfängliche Einheitseuphorie in den Reihen der SPD schon verfliegen. Erste Erfahrungen in der Verwaltungsarbeit und mit der Politik von SMAD und KPD stimmten skeptisch. Auch der antikommunistische Kurs Schumachers und der SPD in den Westzonen zeigte seine Wirkungen.

Über die Gründe, die SMAD und KPD zu diesem politischen Schwenk veranlaßten, läßt sich nur spekulieren: Die Niederlagen der KP bei den Wahlen in Ungarn und Österreich spielten offenbar eine Rolle; neuere Forschungen belegen jedoch, daß die Entscheidung, diesen Schwenk zu vollführen, bereits vorher getroffen worden war. (Carragiolo, 1986) Zudem hatte die KPD in der SBZ – von der SMAD massiv unterstützt – ihre Organisation festigen und in den Mitgliederzahlen mit der SPD gleichziehen können (beide hatten Ende 1945 etwa 375.000 Mitglieder), so daß sie nicht mehr „Juniorpartner“ in einer Einheitspartei sein würde. Im Dezember tagte eine gemeinsame Konferenz von KPD und SPD in Berlin („Sechziger Konferenz“), auf der Grotewohl zwar noch bewegte Klage über die Bevorzugung der KPD durch die SMAD führte, in deren Kommuniqué aber die „Erweiterungen und Vertiefung der Aktionseinheit“ als „Auftakt zur Verwirklichung der politischen und organisatorischen Einheit der Arbeiterbewegung“, zur Verschmelzung von KPD und SPD „zu einer einheitlichen Partei“ angekündigt wurde. Der Widerstand, der sich in der SPD gegen diese Pläne regte, wurde seitens der Besatzungsmacht mit Redeverboten und Verhaftungen widerspenstiger Funktionäre gebrochen. Der historische Händedruck zwischen Wilhelm Pieck (KPD) und Otto Grotewohl (SPD) auf dem Vereinigungsparteitag von SPD und KPD am 21./22. April 1946 besiegelte nicht das Ergebnis eines demokratischen Willensbildungsprozesses der Mitglieder beider Parteien, sondern die Niederlage demokratisch-sozialistischer Strömungen in beiden Arbeiterparteien angesichts des machtpolitischen Kalküls der Sowjetunion und der von ihr protegierten KPD-Führung.

Die Worte Otto Grotewohls in einer Rede auf einem „Frohen Ausklang“ des Parteitages klingen angesichts dieser Erfahrungen und der weiteren Entwicklung blasphemisch:

„Ich wiederhole hier einige Worte, die uns aus dem Westen immer entgegengetragen wurden und die ich schon auf dem Parteitage der früheren Sozialdemokratischen Partei vorgestern gesprochen habe, als man nämlich uns aus dem Westen zurief, nunmehr sei die Sozialdemokratische Partei am Karfreitag in Berlin ans Kreuz geschlagen. (Heiterkeit.) Nein, Genossinnen und Genossen, selbst wenn man mit solchen biblischen Einsichten Politik machen will, kann man auch immer noch sagen, daß diese Kreuzigung des Menschensohnes nur den Zweck verfolgte, die Menschheit zu befreien und sie für das himmlische Dasein zu gewinnen. Nun schön, wenn die SPD ans Kreuz geschlagen ist, wir wollen aber nicht die Menschen und das deutsche Volk für die himmlische Sicherheit gewinnen, sondern unsere Aufgabe besteht darin, dafür zu sorgen, daß jeder Mensch, der arbeitet, zunächst einmal auf dieser Erde sein Brot und sein Heim findet. (Beifall.) Das möge die Erkenntnis aus diesem Vorgange sein, den wir in Berlin erlebt haben. Das möge die Erkenntnis sein, die ihr in eure Herzen tief eingraben möget, daß, wenn dieses Ans-Kreuz-Schlagen erfolgt ist, *heute, am Ostertage, die herrliche Auferstehung der deutschen geeinten Arbeiterklasse erfolgt ist.* (Lebhafter Beifall.)“

(Protokoll des Vereinigungsparteitages, 1946: 165; Hervorh. im Original)

1.1.3. Ökonomische Ausgangsbedingungen und der Beginn der gesellschaftlichen Umgestaltung

Welchen politischen Weg die SBZ auch immer einschlagen sollte, Voraussetzung für jede Politik war, die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Der Wirtschaftsraum der SBZ glich 1945, nach der fast völligen Unterbrechung aller Verbindungen zu den westlichen Zonen, einem Torso. Etwa 45 % der Industrieanlagen waren zerstört, die Zulieferungen von Rohstoffen (Steinkohle, Eisenerze, Stahl und andere Halbfertigprodukte) aus den westlichen Teilen Deutschlands waren unterbrochen, die Verkehrswege, soweit sie nicht zerstört waren oder später von der Besatzungsmacht als Reparationsleistungen demontiert wurden, verliefen in Ost-West-Richtung und entsprachen so in keiner Weise den neuentstandenen wirtschaftsgeographischen Bedingungen. Der traditionell hochentwickelten Konsumgüter- und metallverarbeitenden Industrie und der Chemieindustrie Mitteldeutschlands fehlten die entsprechenden Grundstoffindustrien. Vor allem fehlten die Steinkohlelieferungen aus dem Ruhrgebiet. Auch nach der allmählichen Lockerung der Zonenschranken waren die entsprechenden Lieferungen völlig unzureichend.

Einen entscheidenden Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung hatten die Demontagen seitens der Sowjetunion. Ihr genauer Umfang ist – mangels Zahlenmaterials aus der DDR – nur schwer einzuschätzen.

Neben der Demontage waren es in späterer Zeit vor allem die Reparationslieferungen „aus der laufenden Produktion“, die die Wirtschaftskraft der SBZ/DDR schwächten; erst 1953/54 wurden sie völlig eingestellt. Eine besondere Rolle spielten hierbei die etwa 200 in sowjetische Aktiengesellschaften (SAG) umgewandelten Betriebe. Zu ihnen zählten so wichtige Unternehmen wie die Leunawerke, der Uranbergbau Aue-Wismuth, die Benzinhydrierwerke in Böhlen und Espenhain, das ehemalige Krupp-Werk in Magdeburg. Ein erheblicher Teil ihrer Produktion ging in die Sowjetunion oder diente zur Finanzierung der Kosten für die Besatzungstruppen. Nach westlichen Schätzungen werden die Einbußen an produktiven Anlagevermögen durch die Demontage in der SBZ auf 26 % des Bestandes von 1939 beziffert (Westzonen: 12 %). Oft wurden durch die Demontagen ganze Betriebe lahmgelegt, die die Arbeiter unmittelbar nach Kriegsende aus dem Schutt wieder aufgebaut hatten. Die Entnahmen aus der laufenden Produktion, die bis 1953 dauerten, werden auf jährlich rd. 25 % geschätzt.

Die psychologische Wirkung dieser Maßnahmen der Besatzungsmacht werden in den Äußerungen eines führenden SED-Funktionärs, Rudolf Herrnstadt, aus dem Jahre 1950 deutlich:

„Fabriken wurden demontiert, in beschränkter Anzahl und nach genauem Plan. Sie sollten in einem Bruchteil der von deutscher Hand verbrannten sowjetischen Städte das Leben in Gang setzen helfen. Kein sowjetischer Mensch verlangte, daß sich die Deutschen über den Verlust der Fabriken freuten. Aber alle erwarteten, daß sie ein Minimum von Einsicht und Gesinnung zeigen würden – und sei es nur, um möglichst schnell mit der bereitstehenden sowjetischen Hilfe in die Periode des Wiederaufbaus der demontierten Fabriken zu gelangen. Die Erwartung wurde getäuscht. 'Sie sind halt genau so habgierig wie wir', dachten die meisten Deutschen. Sie nahmen sich noch immer für das Maß der Dinge.“ (Herrnstadt, 1950: 7)

In dieser für sie verheerenden psychologischen Situation war die politische Führung gezwungen, die durch die Trennung des deutschen Wirtschaftsgebietes entstandenen Disproportionen auszugleichen, d.h. einen erheblichen Anteil der verfügbaren finanziellen Mittel in den Ausbau der Grundstoffindustrie zu investieren, anstatt die Vorteile zu nutzen, die die traditionell heimische Fertigwarenindustrie bot, und den Konsumbedarf der Bevölkerung zu befriedigen. Sie konnte auch auf keine dem Marshall-Plan vergleichbare Starthilfe bauen. All dies waren denkbar schlechte Ausgangs- und Rahmenbedingungen für eine grundlegende sozialökonomische Umgestaltung. Zwar schien unmittelbar nach dem Kriegsende ein breiter Konsens erkennbar, daß grundlegende gesellschaftliche Reformen notwendig waren, aber bereits der Volksentscheid in Sachsen am 30. Juni 1946 über die Enteignung von Kriegs- und Naziverbrechern konnte nur gegen den hinhaltenden Widerstand von CDU und LDPD durchgesetzt werden. Bei einer Beteiligung von nur 39,7 % der Abstimmungsberechtigten stimmten 77,6 % für die Enteignung.

In der SBZ, vor allem in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg und der Provinz Sachsen war die Landwirtschaft in den Händen des „Junkertums“, der Großgrundbesitzer und des Adels. Sie waren meist von der anrückenden Roten Armee geflohen. Die Mehrheit der Landbevölkerung hatte traditionell unter erbärmlichen materiellen und sozialen Bedingungen als Kleinpächter oder Kätner gelebt. Unzählige, meist bäuerliche Umsiedler und Flüchtlinge mußten versorgt werden. Viele von ihnen unterstützten die im Herbst 1945 von der KPD eingeleitete Kampagne für die Bodenreform.

Durch die Bodenreform wurde der gesamte Boden von 7.000 Großgrundbesitzern entschädigungslos enteignet (2,5 Mio. ha). In der Größenordnung von 25 bis 100 ha wurden die Betriebe enteignet, deren Besitzer als aktive Militaristen und Nationalsozialisten eingestuft wurden (600.000 ha). 2,1 Mio. ha des so gewonnenen Landes wurden an 119.000 Landarbeiter und landlose Bauern, 83.000 Flüchtlinge und Umsiedler, 113.000 landarme Bauern und andere (insgesamt 500.000 Menschen) verteilt. Die so entstandenen Betriebsgrößen erwiesen sich aber in ihrer Mehrzahl als nicht ökonomisch lebensfähig, so daß die seit 1952 betriebene Gründung von Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) auch unter wirtschaftlichen Aspekten geboten war.

Mit den Befehlen Nr. 124 und Nr. 126 der SMAD vom Oktober 1945 wurde auf dem Gebiet der SBZ das gesamte Eigentum des deutschen Reiches, der NSDAP und ihrer Amtsleiter sowie der Wehrmacht beschlagnahmt. Hinzu kamen Schlüsselbetriebe, deren Besitzer den Nationalsozialismus und seine Kriegswirtschaft unterstützt hatten, und Betriebe von „Personen, die vom sowjetischen Militärkommando durch besondere Listen oder auf andere Weise bezeichnet werden“. 213 dieser meist schwerindustriellen Großbetriebe, die 25 % der Industriekapazität der SBZ repräsentierten, wurden in SAG umgewandelt, die anderen der Verwaltung der Länder übergeben. Sie bildeten die Grundlage für den späteren „volkseigenen Sektor“.

Die Eigentumsstruktur der SBZ/DDR-Wirtschaft sah nach DDR-Angaben folgendermaßen aus:

Tabelle: *Bruttoproduktion in %*

	1947	1948	1949	1950
SAG	19,5	22,0	21,9	22,6
VEB	36,8	39,0	46,6	52,4
Privatbetriebe	43,7	39,0	31,5	25,0

(Quelle: Vom Werden unseres Staates, Bd. 1, 1966: 316; Barthel, 1979: 137)

Der kontinuierliche Rückgang der Privatbetriebe ist das Ergebnis weiterer Enteignungen, der Ausweitung des Kreises auf die „Unterstützer“ von „aktiven Kriegsverbrechern“ und von Abwanderungen in die Westzonen.

Zustimmung in der Bevölkerung fanden auch die weitreichenden, an die reformpädagogische Diskussion der Weimarer Republik anknüpfenden Veränderungen im Bildungssektor. In einem gemeinsamen Aufruf von KPD und SPD im Oktober 1945 war eine grundlegende Bildungs- und Schulreform und die Beseitigung der Bildungsprivilegien angekündigt worden. Die Einführung der Einheitsschule 1946, der Vorstudienanstalten (den späteren Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten – ABF) für die Vorbereitung von jungen Leuten ohne höhere Schulbildung auf ein Studium, die Ausbildung von Neulehrern und die Entlassung der „Nazi-Lehrer“ öffneten Hunderttausenden jungen Arbeitern, Bauernsöhnen und vor allem: jungen Frauen neue soziale Chancen. Die heutige Führungselite der DDR ist durch diese Bildungsreform geprägt worden.

1.1.4. Die Partei neuen Typs – Instrument der Transformation von oben

Bei all diesen und anderen, weniger einschneidenden Reformmaßnahmen ging es – das zeigt vor allem die spätere Entwicklung – nicht nur um sozialökonomische Veränderungen, sondern auch um die Festigung der Führungspositionen der KPD/SED und der von ihr eingerichteten neuen (noch nicht) staatlichen Verwaltungen. Schon bei ihrer Gründung hatte die SED ihre Führungsrolle gegenüber der Arbeiterklasse reklamiert. Sie habe „die Gegenwartsbestrebungen der Arbeiterklasse in die Richtung des Kampfes um den Sozialismus zu lenken, die Arbeiterklasse und das gesamte schaffende Volk bei der Erfüllung dieser ihrer historischen Mission zu führen“. Zugleich betonte sie ihre Funktion als „staatsaufbauende Partei“, deren Aufgabe es sei, nach der „Zerbrechung des reaktionären staatlichen Gewaltapparates... für die Verwandlung des kapitalistischen Eigentums an Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum, für die Verwandlung der kapitalistischen Warenproduktion in eine sozialistische, für und durch die Gesellschaft [!] betriebe-

ne Produktion" zu kämpfen. (Protokoll des Vereinigungsparteitages, 1946: 178f.)

Hier wurden bereits Grundsatzaussagen über das Verhältnis von Führung und Geführten gemacht, die später nahtlos in die Konzeption der „Partei neuen Typs“ übernommen werden konnten, deren Schaffung schon 1948 beschlossen und eingeleitet wurde. Die Umwandlung der SED in eine Partei neuen, leninistischen Typs ging einher mit einem erneuten Transformationsschub in den Jahren 1948/49: der Einführung erster Wirtschaftspläne und dem Ausbau einer auf Staatlichkeit ausgerichteten Verwaltung.

Eine entscheidende Etappe auf diesem Weg war die Ausschaltung basisbezogener Interessenvertretung der Arbeiterschaft in den Betrieben. Unmittelbar nach Kriegsende war es in vielen Betrieben zu spontanen Enteignungen gekommen. Von den Eigentümern verlassene Betriebe wurden in Besitz genommen und Betriebsräte als Interessenvertretungen gewählt. Nachdem sich die Situation „normalisiert“ hatte, gingen diese Betriebe mit in die Verwaltung der Länder über. Es blieben die Betriebsräte, die auf weitreichende Mitbestimmungsrechte pochten. Im März 1947 waren in ca. 14.000 Betrieben, die etwa 70 % aller Arbeiter und Angestellten der SBZ beschäftigten, Betriebsvereinbarungen abgeschlossen, in denen die Beteiligung der Betriebsräte an der Planung und der Produktionsorganisation verankert waren. Die Enteignung und der Aufbau erster Planungsinstitutionen (der Vereinigungen Volkseigener Betriebe – VVB) und die 1948 erfolgte Übernahme der zentralen Leitung und Lenkung der Wirtschaft der SBZ durch die „Deutsche Wirtschaftskommission“ (DWK) waren Schritte auf dem Weg zu einer zentral gelenkten staatlichen Wirtschaft.

In diese Landschaft paßten keine unabhängigen Interessenvertretungen der Arbeiter im Betrieb. Sie standen auch den wirtschaftlichen Zielen der Partei im Wege, die nur mit einer Verschärfung der Arbeitsbedingungen, der Wiedereinführung von Akkordlöhnen, der Übernahme wesentlicher Elemente der sowjetischen Arbeitsverfassung und des „sozialistischen Wettbewerbes“ erreichbar erschienen. Die SED schuf, um ihren Einfluß in den Betrieben zu stärken, mit den Betriebsgewerkschaftsleitungen (BGL) ihr genehme Parallelorganisationen zu den Betriebsräten. Die Ende 1948 anstehenden Betriebsrätewahlen fanden nicht mehr statt. Der Vorstand des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB) ließ sich von einer demokratisch nicht legitimierten Konferenz von Gewerkschaftsfunktionären beauftragen, die Aufgaben, die nach dem Kontrollratsgesetz Nr. 22 den Betriebsräten oblagen, auf die BGL zu übertragen. Dies geschah in einer Vereinbarung von FDGB-Bundesvorstand und der Hauptverwaltung der DWK. Diese Ausschaltung „syndikalistischer“ und „nurgewerkschaftlicher“ Bestrebungen in der Arbeiterschaft rächte sich am 17. Juni 1953.

Die Art und Weise, in der die Einheitspartei gebildet worden war, die zunehmende Bekämpfung des sozialdemokratischen Elements in ihren Reihen sowie die durch die Auflösung der Betriebsräte und die mit der Übertragung ihrer Vertretungsrechte an die Betriebsgewerkschaftsleitungen offenkundig gewordene Indienstnahme der Gewerkschaften durch die SED verwiesen die Organisationsbestrebungen der Arbeiterschaft einzig auf eine Partei (und eine von ihr unmittelbar

abhängige Gewerkschaft), in der sich zunehmend ein Monopol der Meinungsbildung und Entscheidungskompetenz der Parteiführung durchsetzte und die, unterstützt von der Besatzungsmacht, über die Möglichkeiten verfügte, abweichende Meinungen mit den Methoden physischen Zwangs auszuschalten. Die Arbeiterschaft sah sich einer Verdoppelung von Herrschaftsstrukturen gegenübergestellt: der SED als Avantgardepartei und der SMAD als deren faktischer Auftraggeber und Organ der Besatzungsmacht.

Die zunehmenden Spannungen zwischen den Siegermächten des II. Weltkrieges und der beginnende Kalte Krieg beschleunigten die Transformationsbestrebungen der SED und verbreiterten den Graben, der sie von der Bevölkerung trennte. Was als Umgestaltungsprozeß begonnen hatte, der – trotz aller Probleme im einzelnen – eine gewisse Unterstützung in der Bevölkerung gefunden hatte, geriet zunehmend und immer schneller zur „Revolution von oben“. Von einem besonderen deutschen Weg zum Sozialismus war wenig übriggeblieben. Die immer engere Anlehnung an sowjetische Vorstellungen mußte viel eher als Liquidierung der von KPD/SED in den Jahren 1945/46 vertretenen Auffassung und als Akt endgültiger Unterwerfung unter den Willen der Besatzungsmacht erscheinen.

1.1.5. Der Aufbau einer staatlichen Verwaltung und der Beginn der Wirtschaftsplanung

Darauf liefen sowohl die politischen als auch die wirtschaftlichen Maßnahmen der Jahre 1948/49 hinaus. Sie ließen erkennen, daß nicht länger an demokratische Formen des Aufbaus des Sozialismus gedacht war. Vielmehr zeigte sich, daß die ersten Ansätze einer Wirtschaftsplanung (erste Planungsbemühungen 1946/47; erster Zweijahresplan 1949-1950) nicht nur darauf zielten, die Struktur der Volkswirtschaft zu verändern. Die Abhängigkeit von Westdeutschland mußte angesichts der Währungsreform in den Westzonen und der Blockade Berlins durch die Sowjetunion zumindest reduziert werden. Zugleich – und insofern viel folgenreicher – sollte der Weg zur weiteren Transformation der Gesellschaft, orientiert am Vorbild und den Interessen der Sowjetunion, geebnet werden. So sieht es auch die Wirtschaftsgeschichtsschreibung in der DDR:

„Mit dem Zweijahrplan ging es der SED aber nicht nur um den wirtschaftlichen Wiederaufbau, sondern zugleich um die Fortsetzung der revolutionären Umgestaltung, um tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen. Das hieß in der Industrie beschleunigte Entwicklung des volkseigenen Sektors und weitere Erhöhung seines Einflusses in der gesamten Wirtschaft.“ (DDR. Werden, 1974: 127)

Um dieses Programm realisieren zu können, mußten die Produktionskapazitäten besser ausgenutzt und die Arbeitsproduktivität und -intensität wesentlich erhöht werden. Leistungslöhne wurden wieder eingeführt, und aus der Sowjetunion wurden Formen der Intensivierung der Arbeit: die Aktivisten- und Rationalisatorenbewegung übernommen. All dies beschränkte die Mitwirkung der Arbeiter darauf, ihre Arbeitskraft einzusetzen, um die von der Partei proklamierten wirtschaftlichen

Ziele zu erreichen. Als Staatsbürger, aber auch als Parteimitglieder waren sie von der Mitwirkung an wirtschaftlichen Grundsatzentscheidungen ausgeschlossen. Die ökonomischen Folgen des Krieges ließen auch keine spürbare Verbesserung der materiellen Situation zu. So verschärften sich die Konflikte zwischen Partei und Gesellschaft.

Um ihre politische und ökonomischen Ziele zu realisieren, bediente sich die SED vor allem des staatlichen Verwaltungsapparates. Schon vor der offiziellen Staatsgründung war ein immer stärker zentralisierter Staatsapparat entstanden, dem im Rahmen von der SMAD eingeführter längerfristiger Wirtschaftspläne erstmals eigenständige Kompetenzen übertragen wurden. Die DWK mit ihren 17 Hauptverwaltungen bildete den Vorläufer der provisorischen Regierung, die nach dem 7. Oktober 1949, dem Gründungstag der DDR, gebildet wurde. Interessant ist, daß in der DWK neben den Präsidenten der einzelnen Hauptverwaltungen (z.B. für Industrie, Verkehr, Handel und Versorgung, Land- und Forstwirtschaft und seit 1948 auch für Planung und Leitung der Wirtschaft) auch die Vorsitzenden des FDGB und der Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe (VdgB) und seit 1948 zusätzlich „Vertreter der Bevölkerung“, von Parteien und Massenorganisationen, vertreten waren. Insgesamt waren es 1948 101 Mitglieder (vorher 38). Die Funktion der Regierung übte das Sekretariat der DWK aus. (Vgl. Niedbalski, 1985)

Einen ähnlichen Versuch, mit parlamentsähnlichen Institutionen die eigene Politik zu legitimieren, stellte die im Dezember 1947 eingeleitete „Volkskongreßbewegung für Einheit und gerechten Frieden“ dar. Im Dezember 1947 tagte der 1. Deutsche Volkskongreß, an dem Delegierte von Parteien und Massenorganisationen aus den Westzonen teilnahmen. Die SED wollte mit der Volkskongreßbewegung auf das Scheitern der Außenministerkonferenz der vier Siegermächte in London (25.11.-15.12.1947) reagieren. Nachdem auf der ebenfalls in London abgehaltenen Konferenz der drei Westmächte und der Benelux-Länder im Februar/März 1948 die Bildung eines westdeutschen Separatstaates beschlossen worden war, wurde die Volkskongreßbewegung bald zum Instrument der Vorbereitung der DDR-Staatsgründung. Diese Staatsgründung wurde durch die massive Verschärfung des Ost-West-Konfliktes (Beendigung der Arbeit des Alliierten Kontrollrates am 20.3., Währungsreform in den Westzonen 18.-20.6., Beginn der Berliner Blockade 23./24.6., Währungsreform in der SBZ 24.-28.6.), aber auch durch Konflikte im Lager der „Volksdemokratien“ (Ausschluß Jugoslawiens aus dem Kominform) beschleunigt. Der 2. Deutsche Volkskongreß wählte im März 1948 den Deutschen Volksrat (400 Mitglieder), der sich als „die berufene Repräsentation für ganz Deutschland“ verstand. Im Oktober 1948 verabschiedete der Volksrat den Verfassungsentwurf der Deutschen Demokratischen Republik.

Der Deutsche Volkskongreß konstituierte sich nach Gründung der DDR als „Nationale Front des demokratischen Deutschland“, der Volksrat als provisorische Volkskammer. Wie die Bundesrepublik, so war auch die DDR schon längst de facto ein Staat, noch bevor sie offiziell gegründet wurde.

1.1.6. *Ein (gesamt)deutscher Weg zum Sozialismus?*

In einem berühmt gewordenen Artikel in der ersten Nummer der „Einheit“ hatte Anton Ackermann Anfang 1946 gefragt: „Gibt es einen besonderen deutschen Weg zum Sozialismus?“ Seine Antwort:

„Für Deutschland wie jedes andere Land gilt, daß es ohne die Aufrichtung der ganzen Macht der Arbeiterklasse keinen Aufbau des Sozialismus geben kann. Ob die Arbeiterklasse vom gegenwärtigen Ausgangspunkt mit friedlichen Mitteln in den Besitz der ganzen Macht kommen kann, darüber entscheiden die nächsten Wochen und Monate. Und dies in dem Sinne, daß in dieser kurzen Zeitspanne die Entscheidung fallen wird, ob die demokratische Republik von neuem Gewaltinstrument in den Händen reaktionärer Kräfte wird oder ein fortschrittlicher Staat, der für die spätere Entwicklung zum Sozialismus kein unüberwindliches Hindernis bilden wird. Niemand wünscht sehnlicher als wir, daß neue offene Kämpfe, daß neues Blutvergießen vermieden werden kann.“

In allen Dingen, die nicht die oben bezeichneten Grundfragen der Umwälzung zum Sozialismus betreffen, wird in diesem oder jenem Falle die Entwicklung in Deutschland zweifellos einen weitgehend spezifischen Charakter tragen. Oder mit anderen Worten: Im einzelnen werden sich die starken Besonderheiten der historischen Entwicklung, die besonderen Züge seiner Wirtschaft und seiner Kultur außerordentlich stark ausprägen.“ (Ackermann, 1946: 22f.)

Die Gründung zweier deutscher Staaten und die 1948 in der SBZ verstärkt betriebene Anlehnung an das sowjetische Vorbild zerstörten alle Hoffnungen auf eine demokratisch-sozialistische Entwicklung in Gesamtdeutschland. Die besondere nationale Problematik brachte beide Teilstaaten dazu, sich als Stellvertreter für den anderen, von den jeweiligen Besatzungsmächten am souveränen Handeln Gehinderten auszugeben. Trotzdem mußten sie erklären, wie die Restauration der kapitalistischen Ordnung im einen, die 1945 in Gang gesetzten und 1948 forcierten fundamentalen gesellschaftlichen Umwälzungen im anderen deutschen Staat mit dem stets proklamierten Bestreben nach nationaler Einheit zu vereinbaren waren.

Daß sich die SED in der Umbruchsphase des Jahres 1948 dieser Problematik bewußt und zugleich unschlüssig war, wie sie zu lösen sei, zeigt die Diskussion um die Frage, ob die SBZ/DDR, wie die anderen osteuropäischen Staaten auch, eine volksdemokratische Entwicklung einschlagen solle oder ob es angesichts der besonderen deutschen Bedingungen gelte, einen anderen Weg zu gehen. Als wichtigste Unterschiede zu anderen Volksdemokratien wurden das Fehlen einer starken Widerstandsbewegung im nationalsozialistischen Deutschland, die relative Schwäche der Arbeiterklasse und die Spaltung des Landes genannt. Besonders der erste Aspekt ist von Bedeutung, will man das auf eine besondere Form des Bündnisses der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen und Schichten zielende Konzept der Volksdemokratie in den osteuropäischen Staaten verstehen. Für die DDR hat Otto Grotewohl auf der 1. Parteikonferenz der SED Ende Januar 1949 das aus dieser Diskussion für die DDR erwachsende Problem benannt und zum ersten Mal, wenn auch nur implizit, zwischen einer gesamtdeutschen und einer Separatlösung unterschieden. Als erster politischer Schritt sei es notwendig, die „Unabhängigkeit der Nation und die Unteilbarkeit des Landes“ zu erkämpfen; daher müsse die Politik in

der sowjetischen Besatzungszone „in all ihren Maßnahmen auf die Zukunft Gesamtdeutschlands ausgerichtet sein“:

„Dieser Kampf um die Unabhängigkeit der Nation und die Unteilbarkeit des Landes ist der erste politische Schritt, der zunächst vollendet werden muß. ... Hierbei müssen sich alle fortschrittlichen demokratischen Elemente gegen die spalterischen Absichten der westlichen Besatzungsmächte zusammenfinden. Zur Erreichung dieses Zieles muß darum auch die Politik in der sowjetischen Besatzungszone in all ihren Maßnahmen auf die Zukunft Gesamtdeutschlands ausgerichtet sein. In ganz Deutschland kann die Errichtung der Volksdemokratie erst dann erreicht werden, wenn, genau wie in den Ländern der Volksdemokratie, der nationale Kampf vorher siegreich erfüllt und eine geeinte marxistisch-leninistische Partei vorhanden ist, die im Bündnis mit den Bauern und der Intelligenz steht. ...

In der Ostzone kann die deutsche Arbeiterklasse im Unterschied zu den volksdemokratischen Ländern eine solche Herrschaft nicht ausüben, weil die Mehrheit der Arbeiterklasse noch nicht kampfbereit hinter der sozialistischen Partei steht und das Bündnis mit den werktätigen Bauern und den übrigen schaffenden Schichten des Volkes nicht genügend ausgebaut und gefestigt ist.“ (Protokoll der 1. Parteikonferenz, 1949: 334)

Diese moderate, in der nationalen Frage selbstkritische Darstellung, die Warnung vor einer zu schnellen Entwicklung und das Insistieren darauf, daß die Partei „niemals und unter keinen Umständen wie 'das Fähnlein der sieben Aufrechten' losgelöst von den Massen weit voraus marschieren“ dürfe, steht in manifestem Widerspruch zur gleichzeitig betriebenen Umwandlung der SED in eine „Partei neuen Typs“ und der damit einhergehenden Beschleunigung des gesellschaftlichen Transformationsprozesses. Die Beschlüsse der 1. Parteikonferenz (wie andere Dokumente aus dieser Zeit auch) zeigen, daß an eine gegenüber der Entwicklung in anderen Volksdemokratien behutsamere Umgestaltung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse in der SBZ nicht gedacht war. Dies hatte für das Verhältnis der SED zu den von ihr Verwalteten und Beherrschten Konsequenzen, die das politische System der DDR bis heute prägen und belasten. Mochten die Formen und Methoden, mit denen die SED ihre Macht etablierte und sicherte, als vorübergehende, durch die Folgen der Niederlage und die Suprematie der Besatzungsmacht bedingte Erscheinungen gelten, seit 1948 war erkennbar, daß an eine „Normalisierung“ der Verhältnisse im Sinne eines Abbaus von Zwang und Willkür nicht zu denken war. Die ideologische und politisch-praktische Festlegung auf das – wenn gleich den nationalen Bedingungen entsprechend modifizierte – sowjetische Modell führte vielmehr zu einer Verschärfung des Klassenkampfes von oben.

Resümierend läßt sich festhalten, daß nach einer kurzen Zeitspanne, in der die besonderen nationalen Bedingungen beim Aufbau des Sozialismus betont wurden, die stalinistische Transformationskonzeption und das sowjetische Entwicklungs- und Organisationsmodell von der SED (ebenso wie den anderen osteuropäischen kommunistischen Parteien) für die SBZ/DDR übernommen wurden. Dieser Prozeß wurde bereits 1948 eingeleitet und in den Beschlüssen der 2. Parteikonferenz 1952, die den „Aufbau des Sozialismus zur grundlegenden Aufgabe“ machte, bestätigt und programmatisch untermauert.

1.2. Der 17. Juni 1953 – Ein Lehrbeispiel

Als im März 1953 der „weise Führer und Vater der Völker“ Josef Stalin starb, widmete das Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands ihm bewegende Abschiedsworte:

„Die Nachricht, daß das Herz des Mitkämpfers und genialen Fortsetzers der Sache Lenins, unseres weisen Lehrers und Vaters, aufgehört hat zu schlagen, erfüllt alle Genossen, alle deutschen Friedensfreunde und Demokraten mit großer Trauer.

Mit Josef Wissarionowitsch Stalin ist der große Wissenschaftler des Marxismus-Leninismus, der weise Führer der Werktätigen im Kampfe um den Sozialismus, der geniale Feldherr des Großen Vaterländischen Krieges des Sowjetvolkes, der überragende Kämpfer für die Erhaltung und Festigung des Friedens in der Welt dahingegangen.

Das Lebenswerk J.W. Stalins wird auf Jahrhunderte die Entwicklung des Weltgeschehens beeinflussen.“ (Dokumente der SED, 1954: 296)

Dichter fühlten sich berufen, den Toten zu ehren, ihn für unsterblich zu erklären. Den Arbeitern und Genossenschaftsbauern, der Intelligenz, den Frauen, der Jugend, ihnen allen war es aufgegeben, das Vermächtnis des „großen Stalin“ zu erfüllen. Mit „Selbstverpflichtungen“ sollten sie bezeugen, „daß die große Trauer um den Verlust des größten Menschen unserer Epoche sich umsetzt in Kraft“, in den Willen, noch mehr für den Aufbau des Sozialismus und für den Kampf um den Frieden zu leisten:

„Sie verpflichten sich, durch Erhöhung ihrer politischen Wachsamkeit die Organe unserer demokratischen Staatsmacht bei der Abwehr aller feindlichen Anschläge und Störungsversuche tatkräftig zu unterstützen. Sie verpflichten sich, in den sozialistischen Betrieben unserer Industrie, des Verkehrswesens und der Landwirtschaft die Erfüllung unseres großen Fünfjahrplanes durch freiwillige Erhöhung der Arbeitsnormen, durch strengste Sparsamkeit, durch exakte Organisation des Arbeitsprozesses, durch breiteste Entfaltung des sozialistischen Wettbewerbs, zu gewährleisten.“ (Dokumente der SED, 1954: 317)

Anläßlich Stalins Tod wurde eine Politik bekräftigt, deren Auswirkungen für die Mehrheit der Bevölkerung eine Verschlechterung ihrer Lebenssituation bedeuteten. Die 2. Parteikonferenz der SED hatte 1952 den Aufbau des Sozialismus in der DDR proklamiert. Das bedeutete Zentralisierung der staatlichen Verwaltung, Vorrang der Schwerindustrie vor der Konsumgüterproduktion, Steigerung der Arbeitsproduktivität in der Industrie mit Hilfe der Wettbewerbsbewegung, die Schaffung von landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, Erhöhung der Führungsrolle der Partei – kurzum, eine Verschärfung des Klassenkampfes auf allen Gebieten. Die praktischen Auswirkungen dieser Politik betrafen vor allem die Arbeiter: Ihre Leistung wurde durch die Erhöhung der Normen schlechter bezahlt, Preiserhöhungen in der staatlichen Handelsorganisation (HO) wurden ihnen als „Verbesserung der Lebenshaltung“ verkauft, sie standen unter einem permanenten Druck, freiwillig mehr zu arbeiten.

Die allenthalben sichtbaren Probleme wurden auf das mangelnde sozialistische Bewußtsein der Arbeiter zurückgeführt: Sie seien es, die sich nicht genügend für die Ziele der Partei, die doch ihre eigenen Ziele seien, einsetzen. Als Ergebnis der Mängel des Planungssystems oder der politischen und wirtschaftlichen Strukturen wurden die Probleme nicht betrachtet. Nur selten finden sich Hinweise, daß nicht

nur Arbeiter, sondern auch die neuen Wirtschaftsleiter versagten. Aber deren Unfähigkeit wurde nicht auf mangelnde Qualifikationen oder fehlende Kompetenzen, sondern – in bewährter stalinistischer Manier – auf feindliche Einstellungen zurückgeführt:

„Wir haben aber noch mehr festgestellt: Es gab in der Vergangenheit solche Zustände, daß gestrandete oder von der Partei bestrafte Funktionäre oder Mitglieder grundsätzlich zur Bewährung in einen Großbetrieb der Produktion gingen. Wir haben diese Genossen aber nicht weiter beobachtet, und heute haben wir einen solchen Zustand in unserem Werk, daß sich zahlreiche dieser Bestraften mit üblen Sozialdemokraten zusammengefunden haben, daß sie dort Grüppchen und Cliques bilden und so im Interesse des Feindes eine Hetze getrieben haben, die dann schließlich zu dieser Situation, zu diesen feindlichen Aktionen im Dezember führen konnte.“ (Neuer Weg, 2. Februarheft 1953: 15)

Mit diesen „feindlichen Aktionen“ waren Arbeitsniederlegungen (hier im Ernst-Thälmann-Werk Magdeburg) gemeint. Das Eingehen auf die Forderungen der Arbeiter wurde als „opportunistisches Zurückweichen bei der Durchsetzung des Leistungsprinzips und des Sparsamkeitsregimes“ angesehen. Als bedrohliche Zeichen sozialer Unruhe wurden sie nicht ernstgenommen. Die eigene Propaganda vernebelte den Blick. Nicht unzufriedene Arbeiter, die sich gegen die Verschlechterung ihrer Arbeits- und Lebenssituationen wehrten, bestimmten in den Augen der Parteifunktionäre die Wirklichkeit, sondern positive Helden, Aktivisten, Neuerer, die nur ein Ziel hatten: die ihnen von der Partei gestellten Aufgaben zu erfüllen. Vorbilder dieser Helden waren Stachanow und Adolf Hennecke.

Doch die Wirklichkeit sah anders aus als das geschönte Bild der Ideologieproduzenten. Gefährlicher sozialer Zündstoff sammelte sich an.

Am 14. Juni 1953 berichtete „Neues Deutschland“ (ND) in einem vom Chefredakteur Rudolf Herrnstadt initiierten Artikel unter der Überschrift „Es wird Zeit, den Holzhammer beiseite zu legen“ aus dem VEB Wohnungsbau Berlin. 70 Brigaden dieses Betriebes hatten im April 1953 „freiwillig“ ihre Normen erhöht, im Mai sollten es schon 125 Brigaden sein. Am 28. Mai fand im Betrieb eine Versammlung statt, auf der eine generelle Erhöhung der Normen um durchschnittlich 10 % beschlossen werden sollte, so wie es von der SED und vom Ministerrat angekündigt worden war – es sollte eine der vielen freiwilligen Selbstverpflichtungen werden. Doch die Mehrheit der anwesenden Brigadiere und Aktivisten machte den Organisatoren einen Strich durch die Rechnung. Im Zusammenhang mit diesem Vorgang berichtete das ND über einen weiteren, noch unerhörteren Vorgang: Am Abschnitt G-Nord der Stalinallee hatten zur gleichen Zeit Zimmerleute des gleichen Kombinats wegen Differenzen mit der Normenabteilung die Arbeit niedergelegt. Auch am Straußberger Platz war es zu ähnlichen Ereignissen gekommen. Die Autoren des Artikels wunderten sich, daß die verantwortlichen Funktionäre der Betriebs- und Parteileitung des Kombinats diese Anlässe nicht genutzt hatten, um „ihre Arbeit und auch die früheren Meldungen über die Normerhöhungen von 125 Brigaden kritisch zu überprüfen“. Von ähnlichen Ereignissen war auch in anderen Zeitungen und Zeitschriften die Rede.

Die Mehrheit der Berichte läßt solche Probleme aber nicht einmal ahnen. Die Arbeiter begrüßten angeblich den Beschluß des Ministerrates vom 28. Mai zur

Normenerhöhung freudig und nahmen ihn zum Anlaß, ihrerseits neue Aktivitäten in der Normenfrage zu entfalten. Nur gelegentlich war von „harten Auseinandersetzungen mit rückschrittlichen Auffassungen“ die Rede, aber diese wurden gütlich beigelegt – am Ende siegte die Vernunft. Kritisiert wurden Funktionäre, die tatenlos zugesehen hätten, wie der Plan nicht erfüllt wurde, die Angst hatten, von den Arbeitern zu viel zu verlangen, die den Kampf mit feindlichen Auffassungen scheuten „aus der blöden Auffassung heraus, daß die Arbeiter noch nicht soweit seien (obwohl sie schon tausendmal von den Arbeitern korrigiert worden sind!). Wenn das kein Opportunismus ist!“ (Freiheit [Halle] v. 13. Mai 1953) Opposition gegen die Normenerhöhung, Zweifel an der Wirksamkeit der praktizierten Überzeugungsmaßnahmen wurden als parteifeindlich denunziert, als Relikte des „Sozialdemokratismus“ gebrandmarkt, die es auszumerzen gelte. Bei einem solchen „schlechten ideologischen Zustand“ bestimmter Mitglieder verwunderte es nicht, daß „die reaktionären Elemente unter der Belegschaft offen auftreten und die feindlichen Ideologien des amerikanischen Imperialismus ungehindert verbreiten können“. (Leipziger Volksstimme v. 23. Mai 1953)

Doch plötzlich wurden die Funktionäre, die diese Fehler nicht begangen hatten, die mit allen Mitteln die Linie der Partei durchgesetzt hatten, im Zentralorgan ihrer Partei als „Diktatoren“ bezeichnet. Was war geschehen?

Die SED hatte ihre Politik von einem Tag auf den anderen um 180 Grad geändert. Das geschah nicht freiwillig, sondern auf Anordnung der neuen Moskauer Parteiführung, die – wenn man den Berichten ehemaliger Funktionäre der SED glauben darf – nicht nur eine neue Deutschlandpolitik anstrebte, sondern auch zu der Erkenntnis gekommen war, daß der Sozialismus sich in der DDR nicht durchsetzen lasse – zumindest nicht so schnell wie auf der 2. Parteikonferenz angestrebt und nicht mit den in der Sowjetunion „bewährten“ politisch-administrativen Mitteln.

Ohne Vorwarnung der Partei und der Öffentlichkeit verabschiedete das Politbüro am 9. Juni einen Beschluß, der weitreichende politische und soziale Zugeständnisse enthielt und der am 11. Juni im ND als „Kommuniqué“ veröffentlicht wurde – eine einmalige Aktion in der Geschichte der kommunistischen Parteien. Über die Probleme der Arbeiter wurde im Kommuniqué des Politbüros aber nicht gesprochen. Es versprach positive Veränderungen für die Intelligenz, die um ihre Privilegien fürchtete, für die Bauern, die um ihren Hof bangten, den sie erst durch die Agrarreform nach dem Krieg erhalten hatten, für die Handwerker und die kleinen Ladenbesitzer, die in Produktionsgenossenschaften oder zur Übertragung ihrer Läden an die HO gezwungen worden waren. Nur für die Arbeiter fiel nichts ab. Und die Aussagen der Partei waren widersprüchlich. Neben dem Kommuniqué des Politbüros fanden die Leser im ND die alten Erfolgsberichte von der Arbeitsfront. Und die Genossen vor Ort konnten sich nicht von einem Tag auf den anderen umstellen; sie hatten nicht gelernt zu diskutieren, zu überzeugen, sie waren gewohnt zu administrieren. Mit den symbolischen Handlungen, die an die Stelle konkreter Beschlüsse zur Normenfrage traten – es verschwanden alle Plakate und Transparente, die den Aufbau des Sozialismus und den Kurs der 2. Parteikonferenz prie-

sen – konnten die Arbeiter wenig anfangen. Die Unruhe wuchs, und das idyllische Bild einer Partei und einer Regierung, die so eng wie nie zuvor mit dem Volk verbunden war, war eine Fata Morgana.

Daß sie auf einem Pulverfaß saßen, ging den Regierenden noch nicht einmal unmittelbar vor den Ereignissen des 16. und 17. Juni auf. Vielleicht hätte ihre Taktik auch funktioniert, wenn nicht am 16. Juni die Gewerkschaftszeitung „Tribüne“ einen Leitartikel des stellvertretenden FDGB-Vorsitzenden Otto Lehmann abgedruckt hätte, der die Lunte an das Pulverfaß sozialer Spannungen legte. Auf die selbstgestellte Frage, ob und inwieweit nach der Verkündung des neuen Kurses die Beschlüsse über die Erhöhung der Arbeitsnormen noch richtig seien und aufrechterhalten würden, antwortete Lehmann forsch:

„Jawohl, die Beschlüsse über die Erhöhung der Normen sind in vollem Umfang richtig. Gestützt auf das unbedingte Vertrauen der Bevölkerung zu ihrer Regierung haben das Politbüro des Zentralkomitees der SED und die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik offen vor dem Volke einige Fehler der Vergangenheit in ihrer Arbeit dargelegt und sofort Maßnahmen eingeleitet, die einer entscheidenden Verbesserung der Lebenshaltung aller Teile der Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik dienen. Weil aber all das davon abhängt, inwieweit wir die großen Aufgaben des Fünfjahresplans auf der Grundlage eines fortgesetzten Anwachsens der Arbeitsproduktivität bei strengster Sparsamkeit erreichen können, gilt es, den Beschluß des Ministerrates über die Erhöhung der Arbeitsnormen um durchschnittlich 10 v.H. bis zum 30. Juni 1953 mit aller Kraft durchzuführen.“ (Tribüne v. 16. Juni 1953)

Das war wieder die alte Sprache des alten Kurses. Es ist müßig, darüber zu spekulieren, ob es sich bei diesem Artikel um einen gezielten Angriff auf die neue Parteilinie handelt, er also eine Waffe im Fraktionskampf innerhalb der Parteiführung war, oder nur auf die Unfähigkeit des Gewerkschaftsapparates zurückzuführen war, die neue Linie auch gegenüber ihrer Klientel zu vertreten – er war der ungewollte Aufruf zur sozialen Revolte. Die Unfähigkeit der Parteiführung, adäquat auf die sozialen Forderungen der Arbeiter zu reagieren, machte aus dem sozialen Konflikt sehr schnell eine politische Revolte, die die Existenz der DDR erschütterte und nur mit Hilfe sowjetischer Truppen niedergeschlagen werden konnte.

Am 17. Juni wurde aus dem Arbeiterprotest ein Volksaufstand, der aber vor allem von der Arbeiterschaft getragen wurde und sich über die ganze DDR ausbreitete. Seine Schwerpunkte lagen neben Berlin, wo sich die Ereignisse durch die besondere Lage und die offene Grenze zu West-Berlin anders entwickelten, vor allem in den traditionellen Industriebezirken, in denen von jeher die organisierte Arbeiterbewegung verankert war.

Nach der blutigen Niederschlagung des Aufstandes wurde er in der DDR als „faschistischer Putschversuch“ dargestellt, der, vom Westen angezettelt, den Sozialismus in der DDR zu Fall bringen sollte. Kein Wort der Selbstkritik.

1.3. *Unfähig zur Reform – Die 50er Jahre*

Der 17. Juni 1953 war nicht das einzige Schockerlebnis der jungen DDR-Gesellschaft. Hier hatten Arbeiter dem Stalinschen Umwälzungskonzept eine Absage erteilt, mit dem, vorgeblich in ihrem Namen, die neue, sozialistische Gesellschaft errichtet werden sollte, das aber in Wirklichkeit eine Revolution von oben war. Dagegen hatten übrigens nicht nur deutsche Arbeiter revoltiert. Zu Unruhen kam es auch in der CSSR und in Ungarn. (Staritz, 1985: 99f.)

Der Tod Stalins im März hatte die Situation grundlegend verändert: Die neue sowjetische Parteiführung schlug einen „Neuen Kurs“ ein, der das Tempo der ökonomischen, sozialen und politischen Umwälzung vermindern und die Lebensbedingungen der Bürger verbessern sollte. In der DDR kam aber dieser von der SED-Führung nachvollzogene Kurswechsel zu spät.

Das politische „Tauwetter“, das schon bald nach Stalins Tod einsetzte (den Namen hatte Ilja Ehrenburg geprägt), weckte in ganz Ost- und Mitteleuropa Hoffnungen auf Veränderungen und Reformen des stalinistischen Systems. Die Bevölkerung war des Terrors und des Zwangs ebenso überdrüssig wie der ständigen Aufforderung, mehr zu arbeiten, ohne daß sich dies in einer Verbesserung ihrer Lebenslage ausgewirkt hatte.

In der DDR hatte ja erst ein Jahr zuvor die 2. Parteikonferenz einen neuen revolutionären Schub eingeleitet, der die Bevölkerung zu neuen Opfern gezwungen hatte, die sie nicht mehr zu leisten gewillt war. Der „Neue Kurs“ stellte diese Politik nicht grundsätzlich in Frage – aber er verlangsamte das Tempo der geplanten „Schaffung der Grundlagen des Sozialismus“. Den 17. Juni hatte er nicht mehr verhindern können, aber er kam gerade zurecht, um nötige Korrekturen vorzunehmen. Schon zeigten sich erste Anzeichen, daß die eben erst etablierten Methoden der Wirtschaftsplanung, daß das überzentralisierte Wirtschaftsmodell nicht so leistungsfähig war, wie man gehofft hatte. Der unmittelbare Wiederaufbau ging seinem Ende zu, die nötigsten Umstellungsmaßnahmen nach der Teilung des deutschen Wirtschaftsgebietes waren eingeleitet; da galt es, Entscheidungen für die Zukunft zu treffen – eine Zukunft, die geprägt sein würde durch ein bisher nicht gekanntes Tempo der wissenschaftlich-technischen und ökonomischen Entwicklung.

1.3.1. *Das „Schlüsseljahr“ 1955*

1955 setzte in der Sowjetunion eine Debatte über die wachsende Bedeutung von Wissenschaft und Technik für die planmäßige Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft ein. Sie hatte auch in der DDR eine – wenngleich zuerst eher zögerliche – Neuorientierung der Wissenschafts- und Bildungspolitik zur Folge. Die Parteiführung begann zu erkennen, daß der wissenschaftlich-technische Fortschritt immer größeren Einfluß auf die Wirtschaftsentwicklung nehmen würde und daß die bisherigen Planungs- und Lenkungsmethoden diesen Herausforderungen nicht gewachsen waren. Vor allem aber mußte man wegkommen von der Verdammung

moderner Wissenschaftsdisziplinen wie der Kybernetik und Systemtheorie als „bürgerliche“ Pseudowissenschaft. Vielmehr ging es darum, sich ihrer Ergebnisse für die Planung, Leitung und Lenkung der sozialistischen Gesellschaft zu vergewissern. Bis die SED sich dazu durchgerungen hatte, vergingen noch Jahre. Aber die Öffnung der ideologischen Diskussion nach dem XX. Parteitag der KPdSU legte die Grundlagen dafür. (Weber, 1985: 227; Staritz, 1985: 101ff.) Sie öffnete aber zugleich Schleusen, die die SED lieber geschlossen gehalten hätte.

Ende März 1956 trat in Berlin die 3. Parteikonferenz zusammen. Seit der 2. Parteikonferenz vier Jahre zuvor hatte sich Entscheidendes verändert: Stalin war tot, die Sowjetunion hatte ihre Rolle als Atommacht gefestigt und schickte sich an, das Tor zum Weltraum aufzustoßen. Im gleichen Zuge hatte sie erste vorsichtige Schritte unternommen, eine neue Außenpolitik gegenüber den westlichen Demokratien und den sich als eigene Staatengruppe etablierenden „blockfreien“ Ländern zu formulieren – das Stichwort lautete „friedliche Koexistenz“.

Für die beiden deutschen Teilstaaten ist das Jahr 1955 ein entscheidendes Jahr. Mit dem Deutschlandvertrag vom Mai 1955 wurden in der Bundesrepublik die wesentlichen Vorbehaltsrechte der Besatzungszeit aufgehoben, die Bundesrepublik wird formell souverän. Und sie tritt der NATO bei. (Ellwein, 1983: 82ff.)

Nicht zu Unrecht wird in der neuen DDR-Geschichtsschreibung das Jahr 1955 als „Schlüsseljahr“ bezeichnet (Heitzer, 1979) und die Bedeutung der 3. Parteikonferenz hervorgehoben, die einen „historischen Platz... im Kampf für Frieden und Sozialismus“ einnehme. (Möschner/Gabert, 1984)

Der Abschluß des Warschauer Vertrages im Mai, die Anerkennung der vollen Souveränität der DDR seitens der Sowjetunion (Auflösung der Hohen Kommission der UdSSR in Deutschland, Außerkraftsetzen von Befehlen und Anordnungen der SMAD und der sowjetischen Kontrollmission), das erstmalige Auftreten der DDR auf internationalem Parkett (mit einer Beobachterdelegation auf der gescheiterten Konferenz der Außenminister der vier Siegermächte in Genf) stellte eine Zäsur in der DDR-Geschichte dar. Erst 1955 war klar, daß dieser deutsche Teilstaat eine dauerhafte Perspektive haben würde, daß die „Errungenschaften“ des Sozialismus in der DDR nicht mehr auf dem Altar der nationalstaatlichen Einheit geopfert werden könnten.

„Die SED ging davon aus, daß sich die DDR als fester Bestandteil des sozialistischen Welt-systems entwickelte. Sie konzentrierte ihre ganze Kraft darauf, die Arbeiter-und-Bauern-Macht zu stärken, die Grundlagen des Sozialismus zu festigen und auszubauen, das Bündnis mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten immer enger zu gestalten.“ (Heitzer, 1979: 838)

Das daraus resultierende Selbstbewußtsein der Parteiführung kommt in den Äußerungen Walter Ulbrichts auf der 3. Parteikonferenz zum Ausdruck:

„Wir stellen gegenwärtig keine sozialistischen Forderungen für ganz Deutschland, sondern erklären, daß bei der Wiedervereinigung die sozialistischen Errungenschaften der Deutschen Demokratischen Republik nicht nur gesichert werden müssen, sondern daß sie die Voraussetzung sind, um eine friedliche und demokratische Entwicklung in ganz Deutschland zu gewährleisten. Als Sozialisten sagen wir offen, daß unser Ziel, das den gesellschaftlichen Entwicklungsbedingungen entspricht, ein sozialistisches Gesamtdeutschland ist. ... In der Deut-

schen Demokratischen Republik wurde der Beweis erbracht, welche Fähigkeiten und welche Kraft das Volk entfaltet, wenn es selbst die Staatsmacht in den Händen hat und die großen Betriebe volkseigen sind. Wir sind nicht der Meinung, daß man in Westdeutschland die Entwicklung, wie sie in der Deutschen Demokratischen Republik nach 1945 erfolgte, einfach kopieren könne. In Westdeutschland ist der Kampf schwerer und komplizierter, weil die militaristischen und faschistischen Kräfte die führenden Funktionen im Staatsapparat haben und wieder bewaffnet sind. Die Arbeiterklasse der Deutschen Demokratischen Republik hat jedoch für ganz Deutschland gezeigt, was eine einzige Arbeiterklasse vermag. ...Wenn einmal in Westdeutschland die Macht der Militaristen und Faschisten gebrochen ist, dann wird es leichter gehen als in der Deutschen Demokratischen Republik, denn inzwischen haben die besten Vertreter der Arbeiterklasse gelernt, die Wirtschaft, die großen Betriebe und den Staatsapparat zu leiten... . Wir haben genügend Fachleute und bilden noch mehr aus, um den westdeutschen Freunden, wenn es notwendig ist, zu helfen." (Protokoll der 3. Parteikonferenz, Bd. I, 202ff.)

Vor dem Hintergrund einer gesicherten staatlichen Perspektive gewann die Frage nach den administrativen Strukturen, der Verbesserung der Planungs- und Leitungsmethoden und nach den politischen, ökonomischen und sozialen Zielen der Partei eine neue Bedeutung. Nicht nur in außenpolitischer Hinsicht ist das Jahr 1955 ein Schlüsseljahr. Auf zwei Tagungen des ZK der SED im Juni und Oktober 1955 wurden Fragen der Wirtschaftsleitung und der Arbeit des Staatsapparates in einer bisher unbekannten Offenheit diskutiert. (Vgl. Glaebner, 1977: 112ff.) Erstmals in der DDR-Geschichte wurden Aspekte der Differenzierung und der Spezialisierung innerhalb der neuen institutionalisierten Planungs- und Leitungsapparate ausführlich debattiert. Es ging um Fragen, die auch heute noch auf der Tagesordnung stehen: Verbesserung der Leitung der Industrie, Einführung und Nutzung modernster Technologien, Steigerung der Arbeitsproduktivität, sortiments- und qualitätsgerechte Produktion bei gleichzeitiger Senkung der Selbstkosten, verbesserte Produktionsorganisation und Beseitigung administrativer Hemmnisse in der Wirtschaftsverwaltung. Mit der expliziten Kritik an der bisherigen Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsleitung einher ging eine Kritik der Arbeit des Staatsapparates. Sie stellte zwar keine der bislang vertretenen Grundpositionen in Frage, warf aber einige Problemstellungen auf, die später, nach 1963, im Zuge des „Neuen Ökonomischen Systems“ erneut – und dann in einem systematischen Kontext – thematisiert wurden. Kritisiert wurden bürokratische Aufblähungen und Auswüchse, die Nichtbeachtung von Weisungen der Partei, die Überzentralisierung und bürokratische Tendenzen im Staatsapparat. Auf der 25. Tagung des Zentralkomitees im Oktober 1955 wurde deshalb eine Reihe von Maßnahmen gefordert, die auf eine faktische Dezentralisierung und Differenzierung der Aufgaben und Funktionen der einzelnen Bereiche des Staatsapparates hinausliefen: die Erweiterung der Rechte der Volksvertretungen und der örtlichen Organe des Staatsapparates, vor allem durch die Übertragung größerer Vollmachten bei der regionalen Wirtschaftsleitung und kulturellen Entwicklung, die Beseitigung bürokratischer Arbeitsweise im zentralen Staatsapparat, die exakte Festlegung der Funktionen der einzelnen staatlichen Organe und schließlich die engere Verbindung des staatlichen Verwaltungsapparates mit den Bereichen der materiellen Produktion.

Die eigentlichen Ursachen der kritisierten Erscheinungen wurden jedoch weitgehend außer acht gelassen. Sowohl die Struktur des Staatsapparates (vor allem die Auswirkungen der mit der Auflösung der Länder und der Bildung der Bezirke 1952 erfolgten straffen Zentralisierung) als auch die Formulierung der grundlegenden Arbeitsprinzipien des Staatsapparates waren direkte Konsequenz und Bedingung für die Verwirklichung der auf der 2. Parteikonferenz beschlossenen Politik. Trotzdem ist bemerkenswert, daß erstmals von der Parteiführung selbst das Problem von Zentralisierung und Dezentralisierung der Leitungsstrukturen aufgegriffen wurde. So kritisierte Hermann Matern den „Bürokratismus“ und die „Überzentralisation“ auf vielen Gebieten:

„Diese schädlichen Tatsachen gibt es in der Partei, im Staatsapparat, in der Industrie, in der Landwirtschaft und im Handel. Es wurden schon bisher öfters gute Maßnahmen besprochen und beschlossen. Sie brachten aber keine Besserung, weil sie wahrscheinlich irgendwo in der Durchführung steckenblieben... . Partei-, Staats- und Wirtschaftsfunktionäre weichen vor Schwierigkeiten zurück – treffen keine Entscheidungen, weil sie sich nicht voll verantwortlich fühlen, oder sie warten auf Anweisungen von oben und auf fertige Rezepte zur Lösung aller Fragen. Unsere Verordnungs- und Durchführungs-Verordnungsproduktion fördert die Unselbständigkeit der Organe in den Bezirken, Kreisen und den Orten, weil sie versucht, auf alle Fragen, Möglichkeiten und Zufälligkeiten eine erschöpfende Antwort zu geben.“ (Aus dem Wortprotokoll der 25. Tagung, 1955: 62)

Für die weitere Entwicklung der DDR bedeutsam ist die Aussage, daß eine Dezentralisierung der Leitungsstrukturen und eine Erhöhung der Verantwortung nachgeordneter Leitungsebenen notwendig sei, um die kritisierten Erscheinungen zu überwinden.

1.3.2. Revision des Sozialismus?

Damit hatte die Partei selbst die Stichworte geliefert, die zwei Jahre später im Mittelpunkt der sogenannten Revisionismusdebatte standen. Die als ungenügend empfundene Aufarbeitung der Ergebnisse des XX. Parteitages der KPdSU durch die SED hatte erhebliche Auswirkungen auf die Partei selbst und die der Partei nahestehende Intelligenz. Die Befürchtung der SED, die ungarischen, vor allem aber die polnischen Ereignisse des Jahres 1956 könnten zu neuen Aktionen der Arbeiterschaft führen, erwies sich zwar als gegenstandslos; wie sehr aber diese Ereignisse und das durch sie mit hervorgerufene Auftreten oppositioneller Gruppierungen in der Parteiführung als Bedrohung angestammter Machtpositionen empfunden wurden, zeigt die Reaktion auf „revisionistische Abweichungen“, die vor allem führenden Vertretern der Parteiintelligenz angelastet wurden. Diese „revisionistischen“ Positionen hatten in bezug auf die Probleme gesellschaftlicher Leitung trotz ihrer – vorerst – praktischen Folgelosigkeit einen erheblichen Einfluß auf die Politik der Parteiführung, die sich in der Zwangssituation sah, von den „Revisionisten“ formulierte Positionen ablehnen und zugleich nicht unerhebliche Teilaspekte eben dieser Positionen übernehmen zu müssen. Deren Brisanz wird deutlich, vergewagt man sich die Aussagen über Probleme der Leitung gesellschaftlicher Pro-

zesse. Die Parteiführung wandte sich mit aller Schärfe gegen Ansichten, die, ausgehend von den Dezentralisierungs- und Demokratisierungsthesen der SED, ein schrittweises Absterben des Staates erwarteten und forderten, staatliche Funktionen durch die Selbstverwaltung im gesellschaftlichen Bereich und in der Wirtschaft zu ersetzen.

Der Leiter der staatlichen Zentralverwaltung für Statistik, Fritz Behrens, bezeichnete die Auffassung, daß „der Staat alles könne und daß jede, auch die privateste Angelegenheit staatlich geleitet und kontrolliert werden müsse“, als „nichtsozialistisch, sondern 'preußisch', d.h. junkerlich-monopolistisch“:

„Sozialistisch, d.h. marxistisch-leninistisch, ist die Auffassung vom Absterben des Staates in dem Maße, wie die sozialistischen Produktionsverhältnisse sich festigen und die kapitalistische Bedrohung unwirksam wird. Das aber bedeutet, daß die Selbstverwaltung der werktätigen Massen im staatlichen Leben in der Selbstverwaltung der Wirtschaft ihre Ergänzung finden muß. Sozialismus verlangt Selbstverwaltung der Wirtschaft durch die Werktätigen, weil die Vergesellschaftung der Produktionsmittel ihre Ergänzung durch die Vergesellschaftung der Verwaltung erfordert.“ (Behrens, 1957: 125f.)

Die Vorstellung von der Omnipotenz des Staates (die der Partei kann er nicht nennen) ist für Behrens Ausfluß der spezifischen nationalen Tradition, Ergebnis der monopolkapitalistischen Überlieferung. Für ihn reicht aber eine einzig die nationale Überlieferung bemühende Analyse der Bürokratie und eine nur historische Untersuchung der Formen der Verwaltung der Wirtschaft durch den Staat nicht aus. Man könne das Problem der Bürokratie auch nicht auf die psychologische Analyse bestimmter Eigenschaften des Beamtentums und des Kanzleiwesens reduzieren, wie Langsamkeit, Herzlosigkeit und Vergeudung von materiellen und finanziellen Mitteln. „Das Problem der Bürokratie ist ein ökonomisches und gesamtgesellschaftliches Problem.“ (ebd.: 126) Bürokratie ist in dieser Argumentation ein strukturelles Element der DDR-Gesellschaft; ihr ist allein mit der Kategorie der Dezentralisierung nicht beizukommen. Schließlich gebe es nicht nur eine zentrale, staatliche, sondern auch eine ausufernde örtliche Bürokratie, die die gleichen Wurzeln wie die zentrale Bürokratie habe und deren Arbeit nach den gleichen Prinzipien funktioniere. Es gebe nur einen Weg, um den bürokratischen Zentralismus zu überwinden: „Den Weg für die Entfaltung der schöpferischen Initiative der werktätigen Massen freizumachen“. (ebd.: 128) Die Bürger müßten die Möglichkeit erhalten, die politischen und gesellschaftlichen Entscheidungen zu beeinflussen. Die Partei müsse ihre Angst vor der Spontaneität und den wechselnden Meinungen und Stimmungen der Bürger aufgeben; nur dann könne der bürokratische Zentralismus überwunden werden.

Spontaneität war bislang stets mit Anarchie gleichgesetzt worden, die unvereinbar mit Planmäßigkeit sei. Jetzt wurde zu bedenken gegeben, ob das spontane Handeln nicht ein notwendiges Element des gewollten gesellschaftlichen Fortschritts sei. Den Reformkräften in der DDR ging es in diesen Jahren vor allem darum, die Interessen des einzelnen mit denen der Gesellschaft zu versöhnen. Die materiellen und sozialen Interessen sollten mit denen des Kollektivs (d.h. der Betriebsabteilung und des Betriebes), des Industriezweiges und der gesamten Volkswirtschaft verknüpft werden. Diese Überlegungen dienten später, 1963, der Partei-

führung als Grundlage ihre Reformprogramms. Jetzt, im Jahre 1957, gingen sie ihr zu weit und schienen ihr gefährlich.

Für diese ablehnende Haltung war vor allem die Auffassung der „Revisionisten“ in der Staatsfrage ausschlaggebend. Sie hatten richtig erkannt, daß die von ihnen angezielten Reformen keinen Erfolg zeitigen könnten, wenn sich nicht auch im Bereich staatlicher Machtausübung etwas änderte. Die Rechte und Pflichten der Bürger gegenüber dem Staat und die Beziehungen der staatlichen Institutionen untereinander mußten auf eine neue Grundlage gestellt werden. Vor allem aber sollte der Staat seine „repressive Funktion“, also seine Unterdrückungsfunktion zurücknehmen und sich statt dessen immer mehr als regulierende Instanz begreifen. Diese Vorstellungen aber gingen der SED-Führung entschieden zu weit.

Die harsche Reaktion der Parteiführung auf „revisionistische“ Vorstellungen könnte die Vermutung nahelegen, daß die langfristige Reaktion der Parteiführung auf die Fundamentalkrise des Jahres 1956 lediglich in politischer und ideologischer Repression bestanden habe. Diese Einschätzung ist jedoch nur zum Teil zutreffend. Nahezu gleichzeitig mit dem Höhepunkt der Revisionismusdebatte leitete die SED 1957 eine – wenn auch nur kurzlebige – „Links-Schwenkung“ ein. Auf der 32. Tagung des Zentralkomitees der SED im Juli 1957 wurde nicht mehr und nicht weniger gefordert als eine völlige Veränderung in der Struktur und der Arbeitsweise des Staatsapparates und eine radikale Änderung des Arbeitsstils der Mitarbeiter der staatlichen und wirtschaftsleitenden Organe. Zugleich wurde eine Richtlinie über die „weitere Massenarbeit“ der Partei beschlossen, in der es als Hauptaufgabe der Partei bezeichnet wurde, „die große Aussprache mit allen Teilen der Bevölkerung zur ständigen Methode der Arbeit zu machen“.

Schon die 1955 geführte Diskussion über die notwendigen Strukturreformen hatte erkennen lassen, daß diese allein die Arbeit des Staats- und Wirtschaftsapparates nicht wesentlich hatten verbessern können. Die Furcht vor einem Übergreifen des polnischen und ungarischen Virus auf die DDR nötigte die SED zu Überlegungen, wie sie zwar einerseits alle Angriffe auf ihre Führungsrolle – und als solche wurden die Thesen der „Revisionisten“ von ihr betrachtet – abwehren, auf der anderen Seite aber Mittel und Wege finden könne, die verbreitete Unzufriedenheit in der Bevölkerung zu kanalisieren. Die breite Beteiligung der „Massen“ an den von der Partei gestellten Aufgaben und die Entwicklung eines neuen „Arbeitsstils“ der politisch verantwortlichen Kader sollten sicherstellen, daß die Verbindung von Partei und „Massen“ sich verbesserte. Es dürfe nicht, so wurde argumentiert, zu einer isolierten Diskussion über die Fragen der Struktur des Staatsapparates kommen, da eine solche eingeschränkte Betrachtungsweise den Zusammenhang von staatlicher Leitung, Wirtschaftsplanung und Beteiligung der Bevölkerung vernachlässige. Die darin zum Ausdruck kommende Einsicht, daß die politisch Verantwortlichen sich um eine größere Nähe zur Gesellschaft zu bemühen hätten, hatte auch Konsequenzen für die Partei selbst. Eine vereinfachte Struktur des Parteiapparates, der Einsatz von sogenannten Operativinstruktoren, die Bildung besonderer Kommissionen (Frauenkommission, Jugendkommission, Gewerkschaftskommission) bei den regionalen Parteileitungen sollten den Parteiapparat näher an die Parteibasis heran-

führen und diese verstärkt für die Realisierung der von der SED gestellten Aufgaben gewinnen. Die Parteiführung vertrat damit Vorstellungen, die in der späteren erbitterten Auseinandersetzung über die „Generallinie“ der kommunistischen Parteien zwischen der KPdSU und der KP Chinas von der chinesischen Führung gegen die Entwicklung in den sowjetsozialistischen Ländern ins Feld geführt wurden. (Die Polemik, 1971) In keiner Weise aber wurde die Führungsrolle der Partei in Frage gestellt; doch stellte der „Linkskurs“ immerhin den Versuch dar, partiell auf die Bedürfnisse der Werktätigen einzugehen und an den Erfahrungen der Arbeiterklasse anzuknüpfen.

Dieser Linkskurs blieb nur von kurzer Dauer. In der Folgezeit wurde darauf vertraut, daß man die Probleme bewältigen könne, wenn man nur die jeweiligen Planungs- und Lenkungsapparate stärke und dort, wo es sich als sinnvoll erweisen sollte, neue Institutionen schaffe.

Mit dem Hinweis auf die Unruhen in Polen und den ungarischen Volksaufstand versuchte die SED die nach dem XX. Parteitag der KPdSU in Gang gekommene und ihrem Verständnis nach unzulässig ausufernde Diskussion zu beenden. Sie nahm ihre eigenen Thesen von der notwendigen Demokratisierung und Dezentralisierung zurück, die „revisionistische“ Positionen ermuntert hatten, sich offen zu artikulieren, und setzte an ihre Stelle die These, daß es notwendig sei, die Qualität der Arbeit des Staats- und Wirtschaftsapparates stetig zu erhöhen und das Prinzip des demokratischen Zentralismus konsequent anzuwenden.

Demokratisierung wird in der Folge durch den Begriff „sozialistische Demokratie“ ersetzt, der sich an den konkreten Formen der Beteiligung an Leitungsprozessen, d.h. der Unterstützung der Parteiziele im ökonomischen und staatlichen Bereich orientiert. Zum ersten und einzigen Male haben 1957 in der DDR führende Parteikader und -intellektuelle ein weitreichendes und grundlegendes Alternativkonzept zu den nachstalinistischen Organisations- und Leitungsvorstellungen der Partei entwickelt. Wenn auch viele dieser Vorstellungen 1963 in die Konzeption des Neuen Ökonomischen Systems eingegangen sind, ein zentrales Element „revisionistischer“ Auffassungen blieb außer Betracht: die notwendige Demokratisierung aller Entscheidungs- und Leitungsprozesse.

Bevor es aber zu den Reformen der 60er Jahre kam, hatte die DDR noch eine zweite Existenzkrise zu überwinden, die, in der Rückschau, mindestens ebenso weitreichende Konsequenzen hatte wie die des 17. Juni 1953.

1.4. Der 13. August 1961 und die Folgen

Auf einem Kampfpapell anlässlich des 25. Jahrestages der Errichtung der Mauer in Berlin, die in der DDR noch immer den Namen „antifaschistischer Schutzwall“ trägt, begann der Organisator dieser generalstabsmäßig geplanten Operation, der damalige Sekretär des ZK der SED für Sicherheitsfragen, Erich Honecker, seine Rede folgendermaßen:

„Heute vor 25 Jahren hat die Arbeiter-und-Bauern-Macht auf deutschem Boden in Übereinstimmung mit ihren Verbündeten im Warschauer Pakt die Grenzen der Deutschen Demokratischen Republik gegenüber Berlin (West) und der BRD, die bis dahin offen waren, unter Kontrolle genommen. Das hat unserem Volk, hat den Völkern Europas den Frieden gerettet. Mit dieser historischen Tat wurde die Freiheit unseres Volkes bewahrt und der Grundstein für das weitere Erblühen unseres Staates gelegt.“ (Neues Deutschland v. 14.8.1986: 1)

Dann folgt eine lange Aufzählung all der Fortschritte, die die DDR in den 25 Jahren seit 1961 erreicht hat: in der Wirtschaft, Landwirtschaft, Sozialpolitik, in der Wissenschaft und der Kultur.

An der Begründung für den Bau der Mauer hat sich auch nach 25 Jahren nichts Wesentliches geändert. Der Beschluß des Ministerrates der DDR vom 12.8.1961, der am 13. August im Zentralorgan der SED „Neues Deutschland“ abgedruckt wurde, begründete die Aktion u.a. folgendermaßen:

- dem „Treiben der westdeutschen Revanchisten und Militaristen“ mußte ein Riegel vorgeschoben werden;
- in Westdeutschland sei „eine Verschärfung der Revanchepolitik mit sich steigenden Gebietsanforderungen“ gegenüber der DDR und den Nachbarstaaten (gemeint sind Polen und die CSSR) zu beobachten;
- Die Adenauer-Regierung betreibe eine „systematische Bürgerkriegsvorbereitung“ gegenüber der DDR;
- von Westberliner Agentenzentralen werde „eine systematische Abwerbung“ von DDR-Bürgern betrieben;
- die Bundeswehr werde weiter aufgerüstet und die atomare Option sei unverkennbar;
- aus NATO-Dokumenten gehe schließlich hervor, daß „diese aggressive Politik und Störtätigkeit das Ziel [hat], ganz Deutschland in den westlichen Militärblock der NATO einzugliedern und die militaristische Herrschaft in der Bundesrepublik auch auf die Deutsche Demokratische Republik auszudehnen“, und zwar bis zur Oder, „um dann den großen Krieg zu beginnen“. (Neues Deutschland v. 13.8.1961: 1)

Alle diese, zum Großteil absurden Argumente werden heute im Detail nicht mehr vorgebracht, aber in der Rede von Honecker am 25. Jahrestag des Mauerbaus taucht erneut das seit 1961 vielstrapazierte Bild vom „Tag X“ auf, den man verhindert habe – an ihm sollten die Träume der Springerpresse Wirklichkeit werden, „mit klingendem Spiel durch das Brandenburger Tor“ zu ziehen. (Neues Deutschland v. 14.8.1986: 1)

In zwei Punkten aber sind sich westliche Beobachter und die SED weitgehend einig:

- Der 13. August 1961 schuf die Voraussetzungen für die Politik der Entspannung in Deutschland und Europa, indem er unmißverständlich klarmachte, daß an eine wie auch immer geartete Veränderung der Einflußzonen der Großmächte nicht zu denken war.

- Der 13. August 1961 schuf die Voraussetzungen dafür, daß sich die DDR auf ihren eigenen Grundlagen relativ unabhängig von der Bundesrepublik als Gesellschaftssystem festigen und als Staat international anerkannt werden konnte. Hermann Weber hat die Bedeutung des 13. August 1961 für die innergesellschaftliche Entwicklung in der DDR so zusammengefaßt:

„Nach dem Modell Sowjetunion war die DDR bis 1961 grundlegend umgestaltet, ihre Strukturen radikal verändert worden. Durch den Mauerbau, der das Land vom Westen abriegelte, gelangte die DDR-Führung in gleiche Positionen wie andere kommunistische Regierungen: Die Bevölkerung mußte sich mit dem Regime arrangieren. Doch die Führung, die sich bis dahin bemühte, vor allem ihre ideologischen Konzeptionen durchzusetzen, mußte nun stärker die 'Sachzwänge' berücksichtigen und, da die Wirtschaft Priorität hatte, vor allem ökonomischen Erfordernissen Rechnung tragen.

Das Jahr 1961 war so die einschneidende Zäsur der DDR-Entwicklung. Bestimmten bis dahin ideologische Normen und programmatische Zielsetzungen (Umgestaltung der DDR nach dem sowjetischen Modell) die Politik der Führung, so wirkte nunmehr die veränderte gesellschaftliche Realität stärker auf sie zurück und prägte die Politik in einem 'konservativ' gewordenen System.“ (Weber, 1985: 327)

Die innergesellschaftlichen Auswirkungen des Mauerbaus waren schon sehr bald erkennbar. Die ökonomische und soziale Krise, in die die DDR hineingeraten war, konnte relativ schnell bewältigt werden. Elemente dieser Krise waren:

- Die ehrgeizigen wirtschaftlichen Ziele waren gescheitert. Es sollte, ähnlich wie es entsprechende Planungen in der Sowjetunion vorsahen, die Wirtschaft der Bundesrepublik eingeholt und überholt werden.
- Das Planungs- und Leitungssystem erwies sich als unflexibel und wenig leistungsfähig.
- Die Versorgungslage war miserabel; die Bevölkerung konnte für ihre langsam steigenden Einkommen keine entsprechenden Güter erwerben. Es entstand ein beträchtlicher Kaufkraftüberhang.
- Die „sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft“ war ein Fiasko. Hunderttausende Landbewohner verließen die DDR.
- Schließlich führte die Furcht, daß die DDR-Führung, unter Zugzwang, genötigt sein werde, den freien Verkehr mit Berlin (West) und damit den Wechsel in die Bundesrepublik zu unterbinden, zu einer sich lawinenartig ausbreitenden Fluchtbewegung.

Eine Antwort auf diese innergesellschaftlichen Konflikte war mit dem Bau der Mauer einzig und allein im Hinblick auf die Fluchtmöglichkeit gefunden: Die DDR-Bürger mußten sich in der einen oder anderen Weise mit dem politischen System arrangieren, sie konnten sich Konflikten nicht mehr durch die Flucht entziehen.

Die neue Situation erlaubte es der SED, ihre aktuellen politischen Ziele, nämlich die umfassende Kollektivierung der Landwirtschaft, die stärkere Einbindung der noch verbliebenen Privatwirtschaft in die staatliche Kontrolle und die Erweiterung des volkseigenen Sektors, zu realisieren. Sie zwang die DDR zugleich, sich stärker als zuvor an den „Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe“, RGW (im Westen meist als COMECON bezeichnet) anzulehnen.

Alle diese Maßnahmen hatten nach Meinung der Parteiführung das Ergebnis, daß die wichtigsten Ziele der „Übergangsperiode vom Kapitalismus“ erreicht seien, daß es jetzt gerechtfertigt sei, vom „Sieg der sozialistischen Produktionsverhältnisse“ zu sprechen und daß die nächste Etappe in der Entwicklung der DDR die des „umfassenden Aufbaus des Sozialismus“ sein werde. (Programm der SED, in: Protokoll des VI. Parteitages 1963, Bd. IV: 337f.)

1.5. Rationalisierung versus Liberalisierung – Das „Neue Ökonomische System“

Erst die Abschottung der Grenzen gegenüber dem Westen schuf den Spielraum, der erforderlich war, um das größte sozialökonomische Experiment in der Geschichte der DDR nach den ökonomischen und sozialen Umwälzungen der unmittelbaren Nachkriegszeit zu starten: das „Neue Ökonomische System der Planung und Lenkung der Volkswirtschaft“ (NÖS).

Es sind Vorstellungen, die noch wenige Jahre zuvor als „revisionistisch“ verdammt worden waren, die bei der 1963 begonnenen Reform des ökonomischen Mechanismus, der Einführung „materieller Hebel“, der behutsamen und zögernden Anpassung der politisch-administrativen Strukturen an die veränderten Gegebenheiten und der partiellen Öffnung der Avantgardeorganisation gegenüber der Gesellschaft Pate gestanden haben. Mit dem NÖS gelang es erstmals seit der Aufbau-phase der neuen Gesellschaft, ein relativ geschlossenes Entwicklungskonzept in die Praxis umzusetzen.

Der entscheidende Unterschied zu bisherigen Vorstellungen lag darin, daß Kriterien ökonomischer Rationalität und Effektivität in den Mittelpunkt aller Überlegungen gestellt wurden. Die materiellen Interessen der Werktätigen wurden nicht mehr als bedauerliche Relikte einer überholten kapitalistischen Denkweise angesehen; vielmehr setzte man alles daran, sie produktiv zu nutzen. Das „Prinzip der materiellen Interessiertheit“, die Kopplung von individueller Leistung und materieller Vergütung sollte den Leistungswillen und die Verantwortungsbereitschaft des einzelnen heben und bisher brachliegende produktive Reserven mobilisieren.

Die SED setzte ferner auf die segensreichen Wirkungen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, in der Hoffnung, mit seiner Hilfe die ökonomischen und sozialen Probleme lösen zu können. Sie entwickelte ein Konzept wissenschaftlich-technischer Entwicklungen und politisch-sozialer Modernisierung im Zeichen der wissenschaftlich-technischen Revolution (WTR), ohne jedoch die entscheidende Schlußfolgerung zu ziehen, daß nämlich die erwartete Entwicklung der Wissenschaft zur Hauptproduktivkraft die Freiheit der Wissenschaft, eine Öffnung gegenüber kritischen Fragen an das eigene System und die Diskussion von der Parteilinie abweichender Gedanken vorausgesetzt und daß es dazu einer Liberalisierung des politischen Systems bedurft hätte. In der Organisations-, Planungs- und Prognose-euphorie der 60er Jahre meinte man auf eine weiterreichende Liberalisierung verzichten zu können und angesichts der deutschen Sondersituation auch verzichten

zu müssen. Liberalisierung, soweit sie in einzelnen Bereichen (wie der Kulturpolitik bis 1965) stattfand, war eine Funktion von Rationalisierung. Die Rationalisierung fand ihre Grenze, wo sie eine wesentliche Öffnung und Liberalisierung des Gesamtsystems erfordert hätte. Das NÖS war die Antwort auf eine am Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre heranreifende Fundamentalkrise des Systems.

Das Scheitern des 1959 – mitten in einer bereits mehrfach unterbrochenen Fünfjahrplanperiode – begonnenen und 1961 aufgegebenen Siebenjahrplans zwang die SED zu dem Eingeständnis, daß die bisherigen Methoden der Wirtschaftsplanung trotz der seit 1955 vorgenommenen Veränderungen der Leitungsstrukturen den Bedingungen einer hochindustrialisierten Gesellschaft nicht mehr entsprachen. Die in der „ökonomischen Hauptaufgabe“ des V. Parteitages von 1958 geforderten hohen Steigerungsraten konnten nicht realisiert werden. (Die gesamtwirtschaftlichen Zuwachsraten stiegen 1957 um 7 %, 1958 um 12 % und 1959 um 11 %, gingen dann aber auf 6 % im Jahre 1960 und 4 % im Jahre 1961 zurück.) Die unrealistischen Planziele des Siebenjahrplanes bewirkten schließlich eine Beeinträchtigung der zukünftigen Wachstumschancen; die Anlageinvestitionen stagnierten, begonnene Investitionsvorhaben konnten nicht fertiggestellt werden oder verzögerten sich, bei der Lieferung von Rohstoffen und Zwischenprodukten traten Störungen auf, die die Ausnutzung bestehender Ressourcen verminderten. Darüber hinaus waren in der DDR bereits 1957/58 trotz der forcierten Steigerung der Arbeitsproduktivität Tendenzen erkennbar, daß der Übergang zu neuen modernen Technologien sich nicht so reibungslos vollzog wie gehofft. (Handbuch DDR-Wirtschaft, 1985: 40ff.)

Daß sich trotz aller dieser – auch in anderen sozialistischen Ländern zu beobachtenden – Dysfunktionen eine insgesamt positive Entwicklung der Volkswirtschaft feststellen läßt, erklärt Włodzimierz Brus (1972: 49ff.) damit, daß es möglich war, Vorteile aus den Fehlern der früheren Periode zu ziehen. Die Politik in den letzten Jahren der Stalinära habe in den sozialistischen Ländern „die rationelle Nutzung des Wirtschaftspotentials, vorab im Sektor der Konsumgüterproduktion – an erster Stelle der landwirtschaftlichen Produktion – so stark behindert“, daß es genügt habe, die krassesten Fehler zu korrigieren, um relativ bedeutende Effekte zu erzielen. Die verspätete Inbetriebnahme industrieller Großprojekte, die in der vorangegangenen Periode mit großen Kosten installiert worden waren, sei hinzugekommen. Diese Gegebenheiten hätten lange Zeit die institutionellen Faktoren in den Hintergrund treten lassen, die die Entwicklungsdynamik hemmten.

Hier setzte das „Neue Ökonomische System“ an. Die Reform der Planungs- und Leitungsstrukturen in der Volkswirtschaft und die Einführung neuer Methoden der Planung sollten eine kontinuierliche und abgestimmte Entwicklung der einzelnen Bereiche der Wirtschaft ermöglichen und ein rasches Wirtschaftswachstum in die Wege leiten. Das alles erforderte eine wissenschaftlich fundierte Vorausschau und eine möglichst exakte Analyse der zu erwartenden ökonomischen und wissenschaftlich-technischen Entwicklung.

Aus der Einsicht, daß die obersten Planungsbehörden kaum in der Lage waren, alle Prozesse zentral zu lenken, wurde der Schluß gezogen, daß eine gewisse De-

zentralisierung unumgänglich sei. Die zentrale staatliche Planung sollte auf die für die volkswirtschaftliche Entwicklung besonders wichtigen Aspekte konzentriert werden. Die weniger bedeutsamen Entscheidungen sollten von den produzierenden Einheiten und den mit Wirtschaftsfragen befaßten Institutionen auf den verschiedenen Ebenen der Leitungsapparate getroffen werden. Für den Staats- und Wirtschaftsapparat bedeutete das, daß die zentralen Planungsbehörden nicht mehr mit allen Detailentscheidungen belastet wurden, sondern sich auf strategische Grundsatzentscheidungen konzentrieren konnten. Die taktisch-operativen Aufgaben wurden den nachgeordneten Leitungsorganen übertragen. Entscheidungsdelegation nach unten bei gleichzeitiger Effektivierung eines Systems ökonomischer Kontrolle von oben wurde als wirkungsvolleres Prinzip zentraler Leitung angesehen als die Zentralisierung sämtlicher Entscheidungskompetenzen. Die Einführung neuer Planungs- und Leitungsmethoden beschränkte sich nicht auf den Bereich der Wirtschaft, sondern bezog auch die staatliche Administration ein. Die wirtschaftlichen und organisatorischen Aufgaben des Staatsapparates wuchsen eher, als daß sie abnahmen. Sieht man einmal von den Sicherheitsapparaten ab, sollte auch die Arbeit des Staatsapparates von ökonomischen Rationalitätskriterien bestimmt sein. Organisations- und Leitungsmethoden, die sich in der Wirtschaft bewährt hatten, sollten vom Staatsapparat übernommen werden. Der Anspruch, alle gesellschaftlichen Prozesse verstärkt planbar zu machen, stellte neue Anforderungen an den Staatsapparat. Er versuchte dem gerecht zu werden, indem er sich des wissenschaftlichen Sachverstandes von Experten und Spezialisten bediente.

Ziel des NÖS war nicht nur eine Verbesserung der Arbeit des Wirtschafts- und Staatsapparates. Es ging vielmehr um nichts Geringeres als um die Rationalisierung und Effektivierung sämtlicher Leitungsprozesse, in der Wirtschaft, im Staatsapparat, in der Wissenschaft, im Bildungswesen, in der Kultur und so weiter. Das NÖS war also keine Wirtschaftsreform im engeren Sinne. Mit seiner Hilfe sollte vielmehr eine neue Entwicklungsetappe eingeleitet werden, der umfassende Aufbau des Sozialismus in der DDR.

Im Programm der SED, das der VI. Parteitag 1963 verabschiedet hatte, liest sich das so:

„Umfassender Aufbau des Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik heißt: die nationale Volkswirtschaft der Deutschen Demokratischen Republik zu entwickeln, die Produktion und Arbeitsproduktivität auf der Grundlage des höchsten Standes der Wissenschaft und Technik weiter rasch zu steigern, um das Leben der Werktätigen angenehm und schön zu gestalten, um ihre wachsenden Bedürfnisse besser zu befriedigen; das Prinzip 'Jeder nach seinen Fähigkeiten – jedem nach seiner Leistung' voll verwirklichen.“ (Programm der SED, 1963: 70)

Dies wurde von der SED nicht etwa als eine pragmatische und aus den aktuellen Gegebenheiten entstandene Aufgabenstellung dargestellt, sondern es wurde emphatisch vom Beginn eines neuen Zeitalters gesprochen, dem Zeitalter des Sozialismus, in das die DDR bereits eingetreten sei. Dagegen erschienen die realen Probleme eher unbedeutend – und es gab massive Probleme bei der Realisierung dieser Politik forcierten ökonomischen Wachstums im Zeichen der WTR.

1.6. *Der Sozialismus als „System“*

Bereits 1965 war eine zweite Etappe des NÖS proklamiert worden, in der nach offizieller Darstellung einige Mängel der ursprünglichen Konzeption korrigiert werden sollten. Faktisch bedeutete es die Rücknahme wichtiger Reformvorhaben zugunsten einer erneuten Verstärkung des Politischen. (Der Sturz des sowjetischen Parteichefs Nikita Chruschtschow 1964, dessen politischer Kurs auf Veränderungen des Sowjetsystems zielte, an die heute erneut angeknüpft wird, trug wohl wesentlich dazu bei.) Die Perspektivplanung sollte verbessert und die Planung auf volkswirtschaftlich strukturbestimmende Aufgaben konzentriert werden; Perspektiv- und Jahresplanung sollten verkoppelt werden. Erneut wurden organisatorische Veränderungen in der staatlichen Wirtschaftsleitung vorgenommen, und es wurde verstärkt über eine längerfristig angelegte und koordinierte Aus- und Weiterbildung der Staats- und Wirtschaftskader nachgedacht. (Glaeßner/Rudolph, 1978: 219ff.)

1965 setzten auch Bemühungen ein, das ursprüngliche Konzept über den ökonomischen Sektor hinaus zum Vorbild für alle Bereiche der Gesellschaft zu machen und zugleich technokratischen und ökonomistischen Tendenzen entgegenzutreten, die die Parteiführung bei einigen Wirtschaftsfunktionären auszumachen glaubte. Auf einer Tagung des Zentralkomitees vertrat Walter Ulbricht mit Nachdruck die Auffassung, daß die ökonomischen Anforderungen nur dann in einem richtigen Zusammenhang erkannt werden könnten, wenn man von den Gesetzen der gesellschaftlichen Entwicklung in der DDR ausgehe, was heiße, von der Warte des Marxismus-Leninismus an die Probleme und Aufgaben heranzugehen. Äußerungen wie diese lassen erkennen, daß die Parteiführung die Gefahren sah, daß sich aus einem bloß technisch-pragmatischen Verständnis der Tätigkeit des Staats- und Wirtschaftsapparates, aber auch des Parteiapparates, auf Dauer Probleme für die Legitimation ihres eigenen Führungsanspruchs ergeben könnten. Der Einbruch technokratischer Verhaltensweisen in den Bereich staatlicher und wirtschaftlicher Leitungstätigkeit wurde jedoch nicht weiter thematisiert. Eine prinzipielle Diskussion dieses Problems hätte mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zu einer kritischen Überprüfung des NÖS selbst führen müssen. Dieses Reformkonzept hatte unverkennbar die Tendenz, über den engeren Bereich der Wirtschaft hinauszugreifen. Es sollte den Beginn einer alle Bereiche der Gesellschaft berührenden Reform markieren. Für die ideologischen Gralshüter war diese Absicht bedrohlich, denn schließlich hätte das ja bedeutet, daß Kriterien wie Effektivität, Rationalität, Wissenschaftlichkeit, Kontrolle, Berechenbarkeit verallgemeinert werden mußten – und wo bliebe dann das Recht und die Fähigkeit der Partei, jederzeit in alle Bereiche der Gesellschaft politisch einzugreifen?

Der Ausweg, den die SED auf ihrem VII. Parteitag 1967 beschritt, war auf den ersten Blick faszinierend: Mit Hilfe von Regelungsvorstellungen, die aus der Kybernetik und Systemtheorie entlehnt waren, sollte versucht werden, ein gesamtgesellschaftliches Funktionsmodell zu entwickeln, das neben den ökonomischen auch alle anderen gesellschaftlichen Prozesse in ihrer gegenseitigen Verflechtung analy-

sieren und in die Planung und Leitung einbeziehen sollte. Die Argumentation der Parteiführung auf dem VII. Parteitag, auf dem die „Gestaltung des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus“ zum Programm erhoben wurde, läßt erkennen, daß die Parteiführung die im Rahmen des NÖS registrierbaren Tendenzen eines Ökonomismus unter Vernachlässigung der politischen Aufgaben von Partei, Staats- und Wirtschaftsapparat als Gefahr für ihre führende Rolle erkannt hatte, aber dennoch an den im NÖS formulierten ökonomischen Zielsetzungen im wesentlichen festhielt bzw. diese aktualisierte und erweiterte. Das entwickelte gesellschaftliche System des Sozialismus ist nach Ulbricht charakterisiert

„durch ein hohes Niveau und ein rasches Wachstumstempo der gesellschaftlichen Produktivkräfte, durch stabile, sich entwickelnde sozialistische Produktionsverhältnisse, durch eine starke sozialistische Staatsmacht, durch die allseitige Entwicklung der sozialistischen Demokratie, durch einen hohen Bildungsstand der Werktätigen und durch die Verbesserung ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen. Es ist dadurch gekennzeichnet, daß die sozialistische Ideologie und Kultur alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens durchdringen“. (Protokoll des VII. Parteitages, Bd. I: 98)

Im Rahmen dieses Systems wurde der Ökonomie, dem „Ökonomischen System des Sozialismus“ (ÖSS), die Qualität eines „Kernstücks“ zugewiesen. Neben dem ÖSS wurden als weitere Bestandteile des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus genannt:

„das auf dem demokratischen Zentralismus beruhende System der sozialistischen Demokratie, das einheitliche sozialistische Bildungssystem, und die Durchdringung aller Sphären des gesellschaftlichen Lebens mit der sozialistischen Ideologie, die stetige Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Mitglieder der sozialistischen Gesellschaft, das System der modernen Landesverteidigung“. (Mittag, 1967: 9)

Die Hoffnung der SED richtete sich darauf, alle Bereiche der Gesellschaft mit Hilfe neuer, wissenschaftlicher Planungs- und Leitungsmethoden gleichmäßig entwickeln zu können. Dazu sollten langfristige Prognosen erstellt werden, die die Grundlage für wirtschafts- und strukturpolitische, wissenschafts- und forschungspolitische, kultur- und bildungspolitische Entscheidungen bilden sollten. Die Zuhilfenahme moderner Wissenschaftsdiziplinen wie der Kybernetik und Systemtheorie, die Entwicklung einer besonderen Leitungswissenschaft, der „Marxistisch-Leninistischen Organisationswissenschaft“ (MLO) und eine intensive Vermittlung leitungswissenschaftlicher Kenntnisse an die leitenden Kader der Partei, der Wirtschaft und des Staatsapparates sollten die Voraussetzungen für eine qualitative Verbesserung der Planung der gesellschaftlichen Entwicklung schaffen. Die Planung selbst war die Aufgabe von Spezialisten und Experten. Für die Partei kam es darauf an, keine Verselbständigungstendenzen innerhalb des Planungs- und Leitungssystems zuzulassen. Sie mußte sich, wollte sie dies verhindern, selbst, genauer: der Parteiapparat mußte sich selbst die fachliche Kompetenz zulegen, um die Arbeit der Experten im Staats- und Wirtschaftsapparat, in Beratungskommissionen und wissenschaftlichen Stäben beurteilen zu können und sich seine politische Entscheidungsfreiheit zu sichern.

Die SED als leitende Kraft und als Zentrum perspektivischen Denkens – das war die Vision der Parteiführung und ihrer wissenschaftlichen Berater. Die Ent-

wicklungen moderner leitungswissenschaftlicher Methoden und Prognosetechniken ließen die Hoffnung entstehen, daß der Partei nun endlich die Instrumentarien zur Verfügung stünden, die es ermöglichten, die objektiven Erfordernisse der gesellschaftlichen Entwicklung zu bestimmen und Irrtümer, wie sie in der Entwicklung der DDR immer wieder aufgetreten waren, weitgehend auszuschließen. Würden diese Instrumente erst einmal voll entwickelt sein und beherrscht werden, so argumentierte Walter Ulbricht, ginge es nur noch darum, eine richtige Struktur- und Wirtschaftspolitik und eine exakte Bestimmung der gesellschaftlichen Aufgaben vorzunehmen. Gesellschaftliche Planung in überschaubaren Zeiträumen wurde hier scheinbar zu einem rein technischen Problem. Das bedeutet nun keineswegs, daß der politische Führungsanspruch der Partei in Frage gestellt worden wäre; sie legitimierte ihn nur neu: Sie sah sich jetzt in der Lage, die einzelnen Schritte der gesellschaftlichen Entwicklung mit Hilfe moderner wissenschaftlicher Methoden so exakt bestimmen, planen und leiten zu können, daß allenfalls noch Friktionen, kaum aber mehr Krisenerscheinungen auftreten könnten. Mit ernsthaften ökonomischen bzw. gesellschaftlichen Konflikten glaubte man nicht mehr rechnen zu müssen.

Mit dieser Haltung stand die Parteiführung nicht allein; sie teilte sie mit vielen Wissenschaftlern der jüngeren Generation. Es war, so resümiert einer der führenden Wirtschaftswissenschaftler der DDR, Harry Maier (er kam 1986 in die Bundesrepublik),

„die Illusion meiner Generation von Gesellschaftswissenschaftlern der DDR, daß wir glaubten, eine zentralgeleitete Wirtschaft könne das Lernen durch Schocks durch ein weiträumig vorausschauendes Lernen ablösen. Hierdurch hofften sie, die sozialen Kosten gesellschaftlicher Lernprozesse beträchtlich zu verringern.“ (Maier, in: Die Zeit v. 5.12.1986: 29)

Zusammenfassend lassen sich die Reformen der 60er Jahre als Versuch darstellen, die Konsequenzen aus der Erkenntnis zu ziehen, daß die revolutionäre Entwicklungsphase ihr Ende gefunden hatte und die DDR in eine evolutionäre Entwicklungsphase eingetreten war, daß das extensive durch ein intensives Wachstum abgelöst, daß die Transformation der gesellschaftlichen Grobstrukturen beendet war und daß es jetzt um die Konsolidierung des Erreichten ging. Hervorgerufen durch den Schock des 17. Juni 1953, die Entstalinisierung, die Systemkrisen in Ungarn und Polen und die oppositionellen Strömungen in der eigenen „neuen“ Intelligenz 1956/57 hatte die SED einsehen müssen, daß sie nicht mehr ohne weiteres in der Lage war, als einheitliches Handlungszentrum zu fungieren und die Gesellschaft bis in ihre feinsten Verästelungen hinein zentral zu lenken. Die ökonomische, wissenschaftlich-technische und soziale Entwicklung und die um sich greifende Differenzierung und Diversifikation gesellschaftlicher Prozesse und Strukturen zwangen sie, ihre eigene Rolle zu überdenken.

Nach einer Phase des Experimentierens, die etwa von 1954/55 bis 1963 dauerte, griff die SED bei der Ausarbeitung des NÖS Gedanken auf, die sie noch kurz zuvor als revisionistisch denunziert und massiv bekämpft hatte. Sie akzeptierte, daß die DDR, wie alle anderen wirtschaftlich entwickelten Länder auch, vor einer neuen Situation stand: Sie mußte den Herausforderungen der zweiten industriellen

oder wissenschaftlich-technischen Revolution gewachsen sein, wollte sie ihre Zukunft nicht verspielen. Daß diese Herausforderungen mit den tradierten Organisationskonzepten, mit dem überzogenen Bürokratismus und der Überzentralisation nicht zu lösen seien, das war der wesentliche Lernschritt, den die SED am Ende der 50er Jahre vollzogen hat. Da sie jedoch weder bereit noch in der Lage war, die anderen hemmenden Faktoren zu überwinden, nämlich die systembedingten Restriktionen organisierter Vertretung von Individual- und Gruppeninteressen, blieben ihre Reformbestrebungen im Technokratischen stecken.

Die Folgen einer bloß technokratischen Auffassung der politisch-gesellschaftlichen Konsequenzen der WTR sind nicht zu übersehen. Das Setzen auf den wissenschaftlichen und technisch-technologischen Fortschritt, die Erwartung, die WTR werde zur Haupttriebkraft der ökonomischen und sozialen Entwicklung und es genüge, mit Hilfe von langfristigen Planungen und Prognosen und mit technisch-organisatorischen Maßnahmen die Voraussetzungen für eine möglichst unge störte Entfaltung der Produktivkräfte zu schaffen, führte zu einer Vernachlässigung der sozialen Konsequenzen, die mit einer forcierten ökonomischen Entwicklung verbunden waren. Die Folgen können hier nur angedeutet werden:

- Die einseitige Bevorzugung der WTR-relevanten Sektoren der Volkswirtschaft hatte erhebliche Disparitäten zur Folge (im Transportwesen, den Zulieferbetrieben, der Energieversorgung usw.);
- die Umweltbelastung vor allem in den industriellen Ballungszentren stieg, ohne daß auch nur das Problem begriffen wurde, daß hier längerfristig erhebliche soziale Folgekosten zu erwarten waren;
- es verschärften sich die regionalen Disparitäten, hervorgerufen durch eine einseitige Bevorzugung der industriellen Ballungszentren und mangelnde Stadt- und Raumplanung;
- es zeigten sich die Folgen einer ohne Rücksicht auf die ökologischen Belastungen forcierten Chemisierung und Industrialisierung der Landwirtschaft;
- eine der Kaufkraft und den Anforderungen nicht entsprechende Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs und hochwertigen Konsumgütern und die mangelhafte Versorgung mit öffentlichen Dienstleistungen führten zur Unzufriedenheit;
- die Wissenschafts- und Forschungspolitik behinderte Innovationen und eine schnelle Umsetzung wissenschaftlich-technischer Neuerungen;
- der überproportionierte Ausbau des Bildungssektors führte zu einer unausgeglichene n Fachrichtungsstruktur und zu enttäuschten Aufstiegserwartungen;
- die demographische Struktur der Bevölkerung verschlechterte sich, und schließlich entstanden
- Sozialprobleme wie überproportionale Scheidungsraten, Alkoholismus, Jugendkriminalität usw. Diese Aufzählung ließe sich verlängern.

All dies deutet darauf hin, daß die DDR am Ende der 60er Jahre in eine Situation hineingeraten war, die jederzeit in eine politische Krise umschlagen konnte. Diese Gefahr war um so größer, als 1968 in der CSSR der historisch einmalige Versuch unternommen wurde, ein sozialistisches System sowjetischen Typs von innen her-

aus, durch die regierende Partei selbst, nicht nur zu reformieren, sondern zu demokratisieren.

Ähnlich wie die Studentenunruhen in den westlichen Ländern hat der „Prager Frühling“ und seine gewaltsame Niederschlagung durch die Armeen des Warschauer Paktes, unter ihnen die Nationale Volksarmee der DDR, die Gesellschaften Osteuropas und die DDR zutiefst erschüttert. In der CSSR wurde auf unabsehbare Zeit die Hoffnung zerschlagen, daß der „reale Sozialismus“ sich zum demokratischen Sozialismus entwickeln könne. Und erneut hatte sich ähnlich wie 1953 in der DDR und 1956 in Ungarn gezeigt, daß die politische und militärische Führungsmacht UdSSR keine Sonderwege zum Sozialismus zuließ, sondern nach wie vor darauf bestand, Vorbild für alle sozialistischen Länder zu sein.

Aber es gibt auch eine Kehrseite der Medaille: So wie der 13. August 1961 demonstriert hatte, daß der zweite deutsche Staat, die DDR, von Dauer sein würde, so öffnete der 21. August 1968, der Einmarsch der Streitkräfte des Warschauer Vertrages in die CSSR die Augen dafür, daß eine Politik an der Sowjetunion vorbei nicht geeignet war, das Verhältnis der westlichen Länder, vor allem der Bundesrepublik, zu den östlichen Nachbarn langfristig zu normalisieren.

1.7. Die Ära Honecker

Die Ablösung Walter Ulbrichts von der Parteiführung auf der 16. Tagung des ZK der SED am 3. Mai 1971 öffnete den Weg zu einer realistischeren Westpolitik der DDR, und sie war auch die Voraussetzung für eine Wende in der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik der SED. In der neueren DDR-Geschichtsschreibung werden die entscheidenden Momente angedeutet, die dazu führten, daß auf dem VIII. Parteitag der SED im Juni 1971 eine massive Kurskorrektur vollzogen wurde. In der offiziellen Parteigeschichte heißt es verschlüsselt, daß es in den 60er Jahren „in mancher Hinsicht eine Überschätzung der Möglichkeiten der DDR“ gegeben habe und eine „Strukturpolitik auf Kosten der planmäßigen proportionalen Entwicklung“ betrieben worden sei. Es habe „Erscheinungen des Subjektivismus“ gegeben, die schließlich das ZK (auf seiner 14. Tagung Ende 1970) bewogen haben, „überzogene Vorstellungen und Wünsche“ zurückzuweisen. (Geschichte der SED, 1978: 545)

Deutlicher wird ein führender DDR-Historiker in seiner Bilanz der 60er Jahre:

1. „Die strategische Orientierung der SED, den Sozialismus nach dem Abschluß der Übergangsperiode in einem längeren Zeitraum auszugestalten, hatte sich als richtig erwiesen... Es wurden aber auch Thesen aufgestellt, die sich als nicht richtig erwiesen, wie die, daß der Sozialismus eine relativ selbständige Gesellschaftsform sei. Auch der damals benutzte Begriff sozialistische Menschengemeinschaft mußte zurückgenommen werden. Er barg die Gefahr, daß die noch bestehenden Unterschiede zwischen den einzelnen Klassen und Schichten in den Hintergrund gedrängt würden und man sich über die Zeit täusche, die noch gebraucht wurde, diese Unterschiede aufzuheben.“ (Heitzer, 1979: 204f.)

2. Auf der 14. Tagung des ZK im Dezember 1970 wurde eine kritische Bilanz der Wirtschaftsentwicklung gezogen:

„Durch strukturpolitische Entscheidungen und zusätzlich in den Plan aufgenommene Vorhaben hatten sich einige Disproportionen in der Volkswirtschaft verschärft, besonders die zwischen Energieaufkommen und -bedarf sowie zwischen Finalproduzenten und Zulieferindustrie. Zunehmende Schwierigkeiten bereitete die Versorgung der Volkswirtschaft mit Rohstoffen und Materialien. In einigen Bereichen, so im Bauwesen und in der Gießereiherstellung, waren beträchtliche Planrückstände entstanden. All dies komplizierte die wirtschaftliche Situation, führte zu Schwierigkeiten in der Versorgung der Bevölkerung und hemmte die Aktivität der Werktätigen. Das Zentralkomitee... trat Auffassungen von der Vorrangigkeit der Strukturpolitik und der Dynamik auf Kosten der planmäßigen, proportionalen Entwicklung der Volkswirtschaft entgegen und wies unrealistische Wünsche zurück.“ (Heitzer, 1979: 207)

Beide Kritikpunkte zielten auf den Kern der Ulbricht'schen Politik in der zweiten Hälfte der 60er Jahre: die ideologische Sonderentwicklung der DDR, das Verkleistern der realen sozialen und politischen Konflikte (Stichwort „sozialistische Menschengemeinschaft“) und die einseitige Bevorzugung „strukturbestimmender“ Bereiche der Volkswirtschaft in der – vergeblichen – Hoffnung, doch noch den bereits mehrfach gescheiterten großen Sprung nach vorn zu schaffen und ökonomisch und wissenschaftlich-technisch zur Weltspitze aufzuschließen. Darüber waren die sozialen Probleme übersehen worden, die zu wachsender Unzufriedenheit in der Bevölkerung geführt hatten.

Die Antwort des VIII. Parteitag's auf diese Probleme lautete: „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“. „Hauptaufgabe“ aller staatlichen Institutionen und gesellschaftlichen Organisationen sollte es nach Auffassung der SED fortan sein, die sozialen Probleme der Menschen, ihre Bedürfnisse und Interessen nicht länger zu vernachlässigen, sondern sie als untrennbares Element jeder krisenfreien gesellschaftspolitischen Entwicklung in alle planenden Überlegungen einzubeziehen. Im Programm der SED, das der IX. Parteitag 1976 verabschiedete, wird diese Zielstellung folgendermaßen beschrieben:

Die „Hauptaufgabe bei der Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft [besteht] in der weiteren Erhöhung des materiellen und kulturellen Lebensniveaus des Volkes auf der Grundlage eines hohen Entwicklungstempos der sozialistischen Produktion, der Erhöhung der Effektivität, des wissenschaftlich-technischen Fortschritts und des Wachstums der Arbeitsproduktivität.“ (Protokoll des IX. Parteitag's der SED, 1976, Bd. 2: 218f.)

Die gleichgewichtige Entwicklung aller Sektoren der Gesellschaft, das ist das Ziel, das der VIII. Parteitag vorgegeben hat. Verwirklicht werden soll es mit einem Instrumentarium, das lange Zeit abgelehnt wurde, weil es einer sozialistischen Gesellschaft nicht mehr angemessen sei: der Sozialpolitik. Sie wird als gleichgewichtiges Pendant und Korrektiv zur Wirtschaftspolitik gesehen; es wird von der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik gesprochen. Gleichwohl ist eine Rangfolge unverkennbar: Die Sozialpolitik soll die sozialen Folgen der Wirtschaftspolitik heilen und – als Sozialplanung – dafür sorgen, daß sie gar nicht erst entstehen. Insofern ist sie Gesellschaftspolitik, die fast alle Bereiche von Einzelpolitiken umgreift: die Bevölkerungsentwicklung, die industrielle Arbeitsorganisation, die Versorgung der Bevölkerung mit Konsumgütern und Dienstleistungen, den Wohnungsbau, die

Stadt- und Regionalplanung, die Gesundheitspolitik, die Sozialversicherung, Freizeit und Erholung, soziale Beziehungen im Betrieb, die spezifischen Probleme einzelner Bevölkerungsgruppen usw.

Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik bedeutet, daß Parforceritte, die einen Sektor der Volkswirtschaft in kürzester Zeit auf „Weltniveau“ entwickeln sollen, nicht mehr möglich sein sollen, da so nur Ungleichgewichtigkeiten entstehen, die die Entwicklung anderer Bereiche behindern. Von daher ist die planmäßige und proportionale Entwicklung der Gesamtwirtschaft, wie sie die SED seit 1971 zu realisieren trachtet, zwar weniger von Zukunftsvisionen geprägt als frühere Entwicklungskonzepte, dafür aber realistischer.

Bis Mitte der 70er Jahre gelang es der SED, entscheidende neue Akzente in der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik zu setzen. Ein gemeinsamer Beschluß des Zentralkomitees der SED, des Bundesvorstandes des FDGB und des Ministerrates vom April 1972 kündigte die Erhöhung der Renten und anderer Leistungen der Sozialversicherung für etwa 3,5 Millionen DDR-Bürger an und ebnete den Weg für die besondere Förderung berufstätiger Mütter, junger Ehen und kinderreicher Familien. Für 1,7 Millionen Menschen wurden die Mindestlöhne erhöht. Schließlich und vor allem wurde im Oktober 1973 vom ZK der SED ein umfangreiches Wohnungsbauprogramm in die Wege geleitet, das das ehrgeizige Ziel hat, die Wohnungsfrage als „soziale Frage“ bis 1990 zu lösen. Eine Vielzahl weiterer sozialpolitischer Beschlüsse folgte in den nächsten Jahren.

Die Weltwirtschaftskrise seit Mitte der 70er Jahre hat dann die Rahmenbedingungen für das wirtschafts- und sozialpolitische Programm erheblich verschlechtert. Zwar wurde das Konzept der „Hauptaufgabe“ beibehalten und die sozialen Leistungen ausgebaut; deutlicher als zuvor wurde jedoch der Grundsatz betont, daß nur das als sozialpolitische Gratifikation verteilt werden könne, was zuvor erwirtschaftet wurde. Zudem geriet die DDR-Wirtschaft in Schwierigkeiten, weil sie seit Beginn der 70er Jahre verstärkt auf dem Weltmarkt agiert hatte. Um ihre Modernisierungsstrategie durchführen zu können, hatte sie verstärkt Investitionsgüter aus dem Westen importiert und sie mit eigenen Produkten bezahlen wollen. Beides gelang nicht wie geplant: Die DDR-Produkte waren auf dem Weltmarkt nicht so konkurrenzfähig wie erwartet und viele Devisen wurden für Nahrungsmittel- und Konsumgüterimporte statt für Investitionsgüter ausgegeben. Dies und das rapide steigende Zinsniveau auf den internationalen Finanzmärkten brachten die DDR-Ökonomie in massive Schwierigkeiten. Ihre Auslandsverschuldung hatte 1981 die Grenze von 10 Mrd. Dollar überschritten. Mit einer Exportoffensive und der Hinnahme deutlicher Versorgungsprobleme gelang es der Wirtschaftsführung, das Steuer herumzureißen. Diese krisenhafte Entwicklung hat zweierlei gelehrt:

1. Die DDR-Wirtschaft kommt – wie die gesamte östliche Wirtschaftsgemeinschaft, der RGW – nicht mehr darum herum, sich auf die Funktionsbedingungen des (kapitalistischen) Weltmarktes einzustellen.
2. Um auf Dauer auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig sein zu können, muß sie einen deutlichen Modernisierungsprozeß durchmachen.

Die Konsequenz lautet für die SED:

„Das langfristige stabile Wirtschaftswachstum kann nur von der Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts getragen werden.“ (Protokoll des X. Parteitages der SED 1976, Bd. 1: 66)

Die eigentliche Bewährungsprobe steht der DDR-Wirtschaft also noch bevor, nämlich die Anpassung an den internationalen technologischen Standard unter anderem im Bereich der neuen Technologien. Dies erfordert eine fundamentale Abkehr von der Strategie konservativer Modernisierung, wie sie die SED trotz aller gegenteiligen Beteuerungen bis vor kurzem betrieben hat. Mit diesem Begriff bezeichnet Brus treffend das in den sozialistischen Ländern gebräuchliche Konzept extensiven Wachstums, das auf der quantitativen Vermehrung der Kapitalausrüstung und der in den Produktionsprozeß hineingezogenen Arbeitskräfte basiert und das bisher den Übergang zu einem intensiven Wachstum weitgehend behindert hat. (Brus/Kende/Mlynár, 1984: 10)

Die Veränderung der Leitungsstrukturen in der DDR-Volkswirtschaft soll die organisatorischen Voraussetzungen für die forcierte Rationalisierung der Volkswirtschaft und damit die materiellen Bedingungen schaffen, unter denen die langfristigen sozialpolitischen Ziele trotz sich verschlechternder ökonomischer Rahmenbedingungen erreicht werden können. Ein zentraler Faktor in diesen Reformbestrebungen war die Kombinatbildung. Sie sollte eine Straffung der Leitungs- und Planungsstrukturen und eine Verbesserung der Kontrollmöglichkeiten durch den Staats- und Wirtschaftsapparat erreichen. Die positiven Einschätzungen der bisherigen Arbeit der neuen Kombinate deuten darauf hin, daß dies zum Teil auch gelungen ist. Gleichwohl haben sich offenkundig neue Probleme ergeben. Die Kombinatbildung stellte einen Prozeß der Zentralisierung dar und konterkariert damit Bestrebungen in anderen gesellschaftlichen Bereichen, die Eigenverantwortung der unteren Entscheidungseinheiten (z.B. im Staatsapparat) zu stärken. Es scheint so, als ob die „bewährten“ Mittel der Reform der Organisationsstruktur und Prozeßabläufe nicht mehr als eine Reproduktion der alten Dilemmata auf höherer Stufe hervorgebracht haben: Die Dysfunktion der Planung, diskontinuierliche Produktionsabläufe, unzureichende Koordination der Produktionshaupt- und -nebenprozesse und daraus resultierende Warte- und Stillstandzeiten konnten zwar reduziert, beileibe aber nicht beseitigt werden.

Hinzu kommt ein weiteres Problem, nämlich die nach wie vor mangelhafte Arbeitsproduktivität. Die Einsparung von Arbeitsplätzen, die „Freisetzung“ von Arbeitskräften und eine effektivere Nutzung der verfügbaren Arbeitszeit, also eine fundamentale Abkehr von der Strategie konservativer Modernisierung, das ist der Kern der Rationalisierungsbestrebungen der SED seit dem X. Parteitag 1981. Diese Zielsetzung stößt auf ein allgemeines gesellschaftliches Bewußtsein, das geprägt ist durch (bisher) massiven Arbeitskräftemangel, arbeitsextensive Modernisierungsstrategien früherer Jahre, die rechtlich und auch faktisch garantierte Arbeitsplatzsicherheit sowie das Fehlen von effektiven Anreizsystemen. All dies hat eine Arbeitsmoral produziert, die treffend mit dem Begriff „subindustrieller Standard der Arbeit“ belegt worden ist. (Klinger, 1984: 93ff.) Es hat sich ein spezifisches in-

dividuelles und gemeinschaftsbezogenes Denken und Verhalten im Arbeitsprozeß entwickelt, das mit den abstrakten gesellschaftlichen Anforderungen und Normen nicht unbedingt übereinstimmt, ja oft mit ihnen konfligiert.

Ein für die zukünftige Entwicklung der DDR-Wirtschaft wohl entscheidender Aspekt ist der Versuch, durch eine erweiterte Investitionstätigkeit vor allem im Bereich moderner Technologien, der Modernisierung der Maschinen und Anlagen bis hin zur Modernisierung ganzer Produktionsabschnitte Anschluß an das technische Niveau in den westlichen Industrieländern zu gewinnen.

Offen bleibt, welche sozialen Konsequenzen eine solche ökonomische Strategie zeitigen wird. Bisher ist es der DDR gelungen, den Rationalisierungs- und Modernisierungsschub der letzten Jahre ohne erkennbare negative soziale Folgewirkungen zu realisieren. Angesichts des jahrelangen massiven Arbeitskräftemangels hatte diese ökonomische Strategie sogar sehr positive Folgen: Sie führte zu einer Entlastung des Arbeits„marktes“. Daß gleichwohl Probleme entstanden, hängt im wesentlichen mit anderen Faktoren zusammen. Die überzogenen bildungspolitischen Maßnahmen der 70er Jahre haben zu einer nicht unerheblichen Überqualifikation bestimmter Beschäftigungsgruppen geführt, so daß die Berufstätigen ihre an Fach- oder Hochschulen erworbenen Qualifikationen oft nicht im Arbeitsprozeß verwenden können. Obwohl dies in der Regel keine soziale Deklassierung bedeutet, führt dieses Phänomen gleichwohl zur Unzufriedenheit und mangelnden Leistungsmotivation. Der XI. Parteitag der SED hat auf diesen Problemkomplex keine befriedigenden Antworten geben können.

Die wirtschafts- und sozialpolitische Strategie des VIII. Parteitages hat sich, blickt man auf die 15 Jahre ihrer Verwirklichung zurück, im wesentlichen realisieren lassen. Die neuen Aufgaben, vor denen die DDR-Gesellschaft steht, erfordern eine neue, längerfristig angelegte wirtschafts- und gesellschaftspolitische Strategie. Sie muß im einzelnen Antwort geben auf die Frage, wie die angestrebte Modernisierung, Rationalisierung und Computerisierung der DDR-Volkswirtschaft langfristig ohne vergleichbare Folgewirkungen, wie wir sie aus den westlichen Ländern kennen, realisiert werden soll: eine zunehmende Polarisierung der Qualifikationsanforderungen der Berufstätigen, die Auflösung gewachsener Sozialbindungen, die aus dem industriellen Arbeitsprozeß entstanden sind, die Ersetzung körperlich schwerer und monotoner Industriearbeit durch nicht weniger monotone, dafür aber nervlich anstrengendere Tätigkeiten an automatisierten Anlagen oder vor Bildschirmen und schließlich die massenhafte Vernichtung von Arbeitsplätzen durch den Einsatz von Automaten und Robotern. Ob es der DDR gelingen wird, die auf diese Weise freigesetzte menschliche Arbeitskraft für gesellschaftlich und sozial nützliche Aufgaben zu aktivieren, wird die Zukunft erweisen.

Seit Lenin ist unter Kommunisten die Vorstellung unbestritten, daß die ökonomische Leistungsfähigkeit der sozialistischen Wirtschaft der eigentliche Gradmesser der gesellschaftlichen Entwicklung und der Systemauseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus ist. Die Probleme, die aus der wirtschaftlichen Entwicklung erwachsen, seien primär unter dem Aspekt zu betrachten, daß ihnen in unterschiedlichen Systemen auch eine unterschiedliche Qualität eigne. Es gelte zu fragen, in wessen Interesse bestimmte Entscheidungen getroffen werden. Der Marxismus-Leninismus hat stets darauf gesetzt, daß mit der schnellen, zentralstaatlich geplanten und gelenkten Entwicklung der Produktivkräfte alle wesentlichen sozialen Probleme der neuen sozialistischen Gesellschaft gelöst werden würden. Die drängenden Probleme eines forcierten Industrialisierungsprozesses und seine Folgen für die sozialen Beziehungen der Menschen, ihre materiellen und kulturellen Lebensbedingungen und ihr Umgang mit der Natur schienen und scheinen den Ökonomen und Politikern in den sozialistischen Ländern nicht so problematisch und grundsätzlich organisatorisch lösbar.

Eine Gleichsetzung der eigenen gesellschaftlichen Probleme mit denen des Kapitalismus wird mit dem Argument abgelehnt, daß es einen qualitativen Unterschied der Systeme gebe und daß die konkreten Erscheinungen nur im unlösbaren Kontext mit den Zielen der Ökonomie zu sehen seien.

„Das Ziel des Wirtschaftens im Sozialismus dient der immer vollständigeren Befriedigung der wachsenden materiellen und kulturellen Bedürfnisse der Menschen und ihrer allseitigen Persönlichkeitsentwicklung durch die ununterbrochene Entwicklung und Vervollkommenung der gesellschaftlichen Produktion auf der Grundlage des wissenschaftlich-technischen Fortschritts und der immer produktiveren gesellschaftlich nützlichen Arbeit.“ (Politische Ökonomie, 1974: 482)

Diese vom kapitalistischen Profitstrebens befreite Ökonomie kann ihre Ressourcen voll für das Wohl der Mehrheit der Menschen einsetzen. Ein stetiges Wirtschaftswachstum ist unabdingbar nötig, um die durch die sozialistische Gesellschaftsordnung selbst induzierten wachsenden materiellen, vor allem aber auch die kulturellen Bedürfnisse zu befriedigen. In den 60er Jahren erschien eine solche Sichtweise unproblematisch und ließ sich mit einer erstrebenswerten Zukunftsvision verbinden: Das durch den technischen Fortschritt induzierte beschleunigte ökonomische Wachstum ließ erwarten, daß in nicht allzu ferner Zukunft die wichtigsten sozialen und gesellschaftlichen Probleme würden gelöst werden können. Die Bedingungen industrieller Arbeit, die auch unter den neuen sozialistischen politischen Gegebenheiten weitgehend als bedrückend, nicht als befreiend empfunden wurden, schienen sich durch Rationalisierung und Automatisierung grundlegend zu verändern. Ein hohes Bildungs- und kulturelles Niveau aller Mitglieder der Gesellschaft erschien notwendig, um den veränderten politischen, ökonomischen und sozialen Bedingungen gerecht zu werden. Nicht zuletzt schienen die traditionellen Formen und Methoden politischer und ökonomischer Machtausübung durch die Partei obsolet zu werden. Die Entwicklung von Wissenschaft und Technik sollte die Voraussetzung für einen neuen revolutionären Schub schaffen, in dessen Verlauf sich

auch die politische Organisation der Gesellschaft verändert und die Partei sich als Promoter einer zweiten industriellen, der „wissenschaftlich-technischen Revolution“ profiliert.

Auf dem VIII. Parteitag 1971 mußte die SED sich eingestehen, daß sie einer Vision aufgesessen war. Die Hoffnung, die WTR werde die sozialökonomischen Bedingungen der sozialistischen Gesellschaft in der DDR grundlegend verändern, war auf Sand gebaut.

Wenn man den – problematischen – Versuch unternehmen will, die Geschichte des sozialrevolutionären Experiments mit Namen DDR auf einen Nenner zu bringen, so ist dies sicher der Verlust der Utopie, es ließe sich in einem überschaubaren Zeitraum eine kommunistische Gesellschaft errichten, und der Gewinn an Pragmatismus und Realismus, der das Leben der Menschen in der DDR positiv beeinflußt hat.

Die Politik der SED – aber auch anderer regierender kommunistischer Parteien – ist heute dadurch gekennzeichnet, daß sie angesichts der weltweiten ökonomischen Krise, der schwindenden Anziehungskraft der sozialistischen Länder auf sozial unterprivilegierte Gruppen in den kapitalistischen Ländern, der Verschwendung ökonomischer Ressourcen durch Rüstung und aufgeblähte Sicherheitsapparate, überzogener und unausgewogener Planungen und immer wieder auftauchender sozialer Disparitäten kaum noch in der Lage ist, langfristige gesellschaftliche Perspektiven zu entwickeln und sie in praktische Politik umzusetzen. Die meisten Entscheidungen, die getroffen werden, sind das Ergebnis aktueller Forderungen und sozialer Bedürfnisse. Sie sind im Grunde mittel- und kurzfristige Entscheidungen und ihrer Natur nach nicht von der Art, daß sie die soziale und ökonomische Struktur der sozialistischen Systeme erneut transformieren könnten.

Das ist auch nicht das erkennbare politische und gesellschaftliche Ziel der SED-Führung. Ihr geht es um die Konsolidierung des Erreichten und darum, die Weichen für eine krisenfreie Entwicklung der DDR-Gesellschaft bis zur Wende des Jahrhunderts zu stellen. Sie kann dabei, nicht zu Unrecht, eine selbstbewußte Bilanz der Ära Honecker aufmachen:

„Wenn wir zurückblicken, dann bestätigt sich überzeugend, daß die Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik sich aus dem Wesen des Sozialismus selbst herleitet. Daher stellt sie keine zeitweilige Variante der Politik dar. Unseren auf das Wohl des Volkes gerichteten Kurs verfolgen wir nun schon anderthalb Jahrzehnte unter den verschiedensten Bedingungen und mit hoher Kontinuität. Neue Anforderungen wurden durch neue Leistungen beantwortet. Auch weiterhin wird die Lösung der Hauptaufgabe unsere Arbeit auf lange Sicht bestimmen. Mit dieser Politik wird die SED die Schwelle des Jahres 2000 überschreiten. Das wirtschaftliche Leistungswachstum, das dafür nötig ist, realisieren wir entsprechend der bewährten ökonomischen Strategie für die 80er Jahre, also durch die umfassende Intensivierung aller Bereiche der Volkswirtschaft, indem wir die Ergebnisse der wissenschaftlich-technischen Revolution in noch breiterem Maße mit den Vorzügen des Sozialismus verbinden und dabei alle Voraussetzungen für die weitere schrittweise Erhöhung des materiellen und kulturellen Lebensniveaus des Volkes schaffen.

Wir können auch feststellen, daß sich in der DDR ein funktionierendes System der sozialistischen Planwirtschaft herausgebildet hat, mit dem es gelang, die konsequente Hinwendung zur Intensivierung erfolgreich einzuleiten... Ein Experimentierfeld ist unsere Ökonomie nicht, so aufgeschlossen wir natürlich positiven Erfahrungen und Erkenntnissen ge-

genüberstehen, die zur höheren Effektivität des gesellschaftlichen Eigentums an den Produktionsmitteln beitragen." (Honecker, Neues Deutschland v. 21.6.1985: 4)

Exkurs: Deutschlandpolitik und deutsch-deutsche Beziehungen

Die osteuropäischen Länder haben einen langen und widerspruchsvollen, im einzelnen sehr unterschiedlich verlaufenen Prozeß des Sich-Einrichtens im sowjetischen Machtbereich hinter sich. Nur die kommunistischen Parteien Jugoslawiens und Albaniens kamen durch eine nationale und soziale Umwälzung aus eigener Kraft zur Macht. Alle anderen osteuropäischen Parteien erreichten dies nur mit massiver Unterstützung der Sowjetunion, die zudem in der SBZ als eine der vier für Deutschland verantwortlichen Besatzungsmächte über besondere Eingriffs- und Gestaltungsmöglichkeiten verfügte. Diese „Okkupationssysteme“ (Samuel Huntington) verfügten über weniger Legitimation als die „revolutionären Systeme“ (zu denen die Sowjetunion selbst, China, Nord-Vietnam und Kuba zählen) und waren deshalb auch weniger stabil und krisenanfälliger. (Huntington, 1968: 336)

1. Bundesrepublik und DDR im Ost-West-Konflikt

Als politisches und gesellschaftliches System, das nicht aus einer revolutionären Bewegung entstanden ist, sondern von außen, durch die Besatzungsmacht, oktroyiert wurde, als Teil eines gespaltenen Landes, der – wie die Bundesrepublik auch – in wichtigen, Deutschland als Ganzes betreffenden Fragen nur über eine eingeschränkte Souveränität verfügt, hatte die DDR lange Zeit wesentlich geringere Möglichkeiten und Chancen, sich innerhalb des „sozialistischen Lagers“ einen Freiraum für eigenes politisches Handeln zu schaffen. Der Schweizer Curt Gasteyer hat in einer vielbeachteten Rede auf dem CDU-Parteitag in Düsseldorf 1977 die besondere Situation der DDR als „Kernland des Ost-West-Konflikts“ folgendermaßen gekennzeichnet:

„Die Stellung der DDR ist zunächst einmal bestimmt durch die Tatsache, daß sie ein deutscher Teilstaat ist. Als solcher ist sie gleichzeitig – wie die Bundesrepublik – Kernland und Ausdruck des viel umgreifenderen Gegensatzes zwischen demokratisch-zentralistisch-’kommunistischer’ Welt. Das erhöht zweifellos ihren Stellenwert in ihrem Bündnisssystem. Es erweist sich aber zugleich auch als Hypothek auf ihre Zukunft. Denn viel stärker als die anderen Länder Mittel-Osteuropas bildet die DDR das Symbol dafür, daß es dem sowjetisch geprägten Kommunismus gelungen ist, ins europäische Herz- und Ursprungsland vorzudringen, aus dem es theoretisch kein Zurück mehr geben darf und nur noch ein Vorwärts geben kann.“

Von der DDR wird mit anderen Worten mehr erwartet als von den anderen kommunistisch gewordenen Ländern: Sie soll Sperriegel nach Osten ebenso wie Vorposten nach Westen sein. Das ist eine ungemein belastende und zugleich auch undankbare Aufgabe. Denn als Sperriegel wird der DDR die Aufgabe zugeordnet, ihren Nachbarn Polen und Tschechoslowakei ein Ausweichen und selbst eine Annäherung nach Westen hin zu verschließen. Als Vorposten und zugleich zweitem deutschem Staat wird ihr ein Wettbewerb mit der Bundes-

republik abverlangt, der zwar ständig Anreiz zu höheren Leistungen bildet, sie aber gleichzeitig als den schwächeren Rivalen deutlich überfordert.

Die Stellung der DDR ist somit in vielfachem Sinne zwiespältig. Sie trägt die doppelte Last des Teil- und zugleich schwächeren deutschen Staates. Sie soll Vorbild sein und sieht sich doch mehr beargwöhnt als ihre östlichen Nachbarn. Sie gewinnt dank ihrer wirtschaftlichen Leistungen und politischen Loyalität zusehends an Einfluß auch gegenüber Moskau und bleibt doch gerade dort ohne Aussicht auf echte Mitbestimmung. Sie ist der am stärksten integrierte Staat im Ostblock, ohne sich von dem ständigen Verdacht befreien zu können, mit ihrem Sonderverhältnis zur Bundesrepublik eine wenn auch entfernte Option nach Westen hin offenzuhalten.

Es ist diese verschiedene Zweideutigkeit, die manches als so widersprüchlich und schwer vereinbar in der Politik der DDR erscheinen läßt und eine genaue Ortsbestimmung ihrer Stellung im sozialistischen Lager erschwert. Daß dies nicht nur im Westen, sondern auch im Osten so empfunden wurde, haben Ulbrichts Nachfolger erkannt. Sie haben daraus die Konsequenz im Sinne einer betonten Abgrenzung nach Westen, der Bundesrepublik zumal, und einer unbedingten Zuordnung zum Osten gezogen. Nur auf diesem Hintergrund ist der Zusatz zur Verfassung von 1968 zu verstehen, mit dem sich die DDR 1974 feierlich als für 'immer und unwiderruflich mit der UdSSR verbündet' und als 'untrennbarer Bestandteil der sozialistischen Staatengemeinschaft' erklärte.

Hierin offenbart sich eine in ihrem Umfang und ihrer Intensität wohl einmalige Verpflichtung. Zu ihr wird sich wohl nur ein Staat oder genauer: sein herrschendes Regime durchringen, dem seit jeher – und vielleicht auch jetzt noch – der Verdacht anhaftet, sich nicht für immer auf eine derart einseitige Orientierung nach Osten festlegen zu wollen." (Gasteyger, 1977: 14)

Die DDR ist nicht nur ein Staat, dessen politische, ökonomische und soziale Verfassung von außen oktroyiert wurde, sondern sie ist zugleich Exempel und Experimentierfeld der Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Gesellschaftssystemen, einer Auseinandersetzung, die auf deutschem Boden über zwei Jahrzehnte mit besonderer Schärfe ausgetragen wurde.

Der globale Konflikt der Großmächte USA und UdSSR und die Konfrontation ihrer „Stellvertreter“ Bundesrepublik und DDR hatte bis in die 60er Jahre hinein für die friedliche Entwicklung in Europa und der Welt bedrohliche Ausmaße. Darüber wurden im „Westen“ die ersten „Risse im Monolith“ (Karl W. Deutsch) des sowjetischen Imperiums ebenso übersehen wie die Bedeutung der zunehmenden Differenzierung des internationalen Staatengefüges – zu erinnern ist an die Entstehung der jungen Nationalstaaten in der „Dritten Welt“, aber auch an das Heranwachsen der Volksrepublik China zu einer Macht, die das globale Kräfteverhältnis entscheidend verändert hat. Der eigentliche Grund für die Unfähigkeit, diese fundamentalen Veränderungs- und Wandlungstendenzen in ihrer vollen Tragweite wahrzunehmen, war ein Denken, das den Gegner in metaphysisch überhöhter Weise als totalitären Feind und die von ihm errichtete Gesellschaftsordnung als das absolute Gegenbild zur freiheitlichen, auf den Werten des Christentums und den kulturellen und sittlichen Prinzipien des Abendlandes beruhenden Demokratie begreift. Der Kommunismus erschien vielen als die Inkarnation der „Herrschaft der vollendeten Gottlosigkeit“ (Wilhelm Röpke); alle „Wege des Marxismus“ – auch der demokratische Sozialismus – führten, glaubt man einer Wahlparole der CDU/CSU aus dem Jahre nach 1953, „nach Moskau“.

In der DDR wurde der „Imperialismus“ in der Bundesrepublik für alles verantwortlich gemacht, was sich nicht nach dem Willen der SED entwickelte: für den 17. Juni 1953, die Schwierigkeiten in der wirtschaftlichen Entwicklung, die der „Störtätigkeit“ und der Abwerbung von Arbeitskräften durch den Westen angelastet wurden, und schließlich für den Bau der Mauer im August 1961.

Die SED-Führung, die bis in die 60er Jahre hinein das Ziel der Wiedervereinigung propagierte, schilderte die Bundesrepublik als Hort der Reaktion; als Beispiel unter vielen sei aus der Rede Walter Ulbrichts vor dem V. Parteitag der SED 1958 zitiert:

„In Deutschland zeichnet sich das Wirken von zwei entgegengesetzten politischen Hauptkräften immer eindeutiger ab. Die Deutsche Demokratische Republik, die Basis aller friedliebenden, demokratischen Kräfte, hat sich weiter gefestigt... In Westdeutschland hingegen tritt der militaristisch-klerikale Charakter des Adenauer-Regimes, das offener als je die Politik des Revanchismus und Chauvinismus betreibt, immer deutlicher zutage... Der Bevölkerung Westdeutschlands wird jetzt erst sichtbar, daß der außenpolitische Kurs der Adenauer-Regierung in Europa darauf hinausläuft, das alte Karolingerreich auf neue Weise wiederherzustellen...“ (Protokoll des V. Parteitages der SED, 1958, Bd. 1: 183; 185)

Es bedurfte erst der Erfahrung zweier gefährlicher Krisen, um die sich seit der zweiten Hälfte der 50er Jahre andeutende Verbesserung des Ost-West-Verhältnisses allmählich zu festigen. Die Berlin-Krise und wenig später die Kuba-Krise machten allen Beteiligten deutlich, daß der status quo ohne Krieg nicht zu verändern sein würde. Beide Krisen konnten zwar auf dem Verhandlungswege wieder beruhigt werden; sie blieben aber letztlich „ungelöst“, da die ihnen zugrundeliegenden gegensätzlichen Interessen unverändert blieben. In ihnen bewährte sich aber erstmals das klassische Instrumentarium bilateraler und multilateraler Diplomatie, das in der Zeit des Kalten Krieges kaum noch genutzt worden war und allenfalls zur Lösung von Einzelfragen (wie zum Beispiel bei den deutsch-sowjetischen Verhandlungen 1955) beigebracht hatte. Verhandlungen als Mittel, internationale Krisen überhaupt nicht erst entstehen zu lassen oder aber im Vorfeld behebbar zu machen, waren diese Praktiken noch nicht. Immerhin zeichnete sich die Notwendigkeit ab, gemeinsame – wenn auch begrenzte – Interessen festzustellen und von ihnen ausgehend ein inhaltliches System stabilitätsfördernder Maßnahmen zu errichten und in Vertragsform zu gießen, das insgesamt geeignet war, die internationale Lage sowohl zwischen den Supermächten als auch in Europa „sicherer“ zu machen.

Das entscheidende Datum für die deutsch-deutsche Politik war ohne Zweifel der Bau der Berliner Mauer 1961. Er zeigte unmißverständlich, daß sich die Sowjetunion auf die Zweistaatlichkeit Deutschlands festgelegt hatte. Dies war bis in die zweite Hälfte der 50er Jahre nicht so eindeutig klar. Der Bau der Mauer war kein Zeichen von Stärke. Trotz aller internen Schwierigkeiten aber zeigte die DDR keine Anzeichen, aus innerer Schwäche zusammenzubrechen; sie schickte sich vielmehr an, zaghaft zuerst, auf dem internationalen Parkett eine Rolle zu spielen, trotz der Versuche internationaler Isolierung und des mit Hilfe der „Hallstein-Doktrin“ aufrechterhaltenen Alleinvertretungsanspruchs der Bundesrepublik Deutschland. In den Jahren nach 1961 gelang es der DDR, zu Ländern der „Dritten Welt“

Beziehungen unterhalb der Ebene voller diplomatischer Beziehungen aufzunehmen. Die Parteiführung unter Walter Ulbricht hoffte, daß die DDR auf diesem Wege zu einem normalen Mitglied der internationalen Völkergemeinschaft werden könne. Trotz aller gesamtdeutschen Rhetorik zeigte sie sich gegenüber allen Entspannungsbestrebungen intransigent. Sie war zu sehr in die selbstproduzierten Feindbilder verstrickt, um die Zeichen der Zeit zu erkennen, die immer mehr auf Entspannung und Interessenausgleich zwischen Ost und West standen.

Auch die Bundesrepublik war auf die erweiterten und veränderten ost- und deutschlandpolitischen Handlungsspielräume nicht eingestellt. Nur wenige Beobachter waren so frühzeitig wie Marion Gräfin Dönhoff weitsichtig genug, um die veränderte Situation nach dem 13. August 1961 vorurteilslos zu analysieren. In einem Jahresrückblick Ende 1961 plädierte sie bereits für die de-facto-Anerkennung der DDR:

„Was aber ist mit unserer anderen großen Fiktion – der Behauptung, es gebe keinen zweiten deutschen Staat, obgleich er mit uns am Katzen-Verhandlungstisch in Genf saß, obgleich wir an seiner Grenze bereitwillig den Paß vorzeigen, ... obgleich wir Handelsabkommen mit ihm schließen? Gewiß, das Regime werden wir nie anerkennen können, aber das Faktum der Existenz eines zweiten deutschen Staates – das haben wir doch längst zur Kenntnis genommen. Der Staat, mit dem wir uns in Gedanken mehr beschäftigen als mit irgendeinem anderen, ist doch keine Fiktion. Er ist doch kein Phantom, an dem wir leiden.“

Wenn es stimmt, daß auf lange Sicht wir und nicht die Kommunisten im Einklang mit der geschichtlichen Entwicklung stehen, dann brauchten wir doch eigentlich vor einer *de-facto*-Anerkennung der DDR ... nicht mehr zurückschrecken. Die Sorge vor einer 'Aufwertung der Zone' ist heute nicht mehr in gleichem Maße wie früher akut... .

Die Zeit ist gekommen, die Lebensfähigkeit und den Tauschwert jener langgehegten Fiktion zu überprüfen, ehe sie uns vielleicht unter den Händen in Nichts zerrinnt.“ (Dönhoff, 1963: 103)

Bis zur Verwirklichung einer solchen realistischeren Deutschlandpolitik vergingen noch einige Jahre, und es bedurfte erst eines Abbaus liebgewordener Feindbilder – auf beiden Seiten.

Obwohl das dem antikommunistischen Syndrom in der Bundesrepublik entsprechende Imperialismus-Syndrom in der DDR nicht in gleicher Weise von den Bürgern verinnerlicht und als Legitimationsbasis akzeptiert wurde, ist in der DDR und den anderen Ländern Osteuropas mit einer Vehemenz an ihm festgehalten worden, die nur aus der inneren Situation dieser Staaten und dem daraus resultierenden Rechtfertigungsbedürfnis der politischen Führungen erklärt werden kann. Seine innergesellschaftliche Funktion ist in den einzelnen Staaten und den jeweiligen aktuellen Situationen durchaus unterschiedlich. Es kann ebenso gegen die innere Opposition gerichtet werden wie die Behauptung stützen, die nationale Existenz sei von außen bedroht. Für die DDR trafen beide Aspekte aus der Sicht der politischen Führung zusammen, was die Hartnäckigkeit erklärt, mit der mit dem Imperialismus-Syndrom noch zu einer Zeit umgegangen wird, als Verhandlungen zwischen den beiden deutschen Staaten längst zum Alltag geworden sind. Angesichts der von der Bundesrepublik bzw. ihrer Regierung proklamierten „Offenheit“ der deutschen Frage steht jedoch die innergesellschaftliche Opposition in der DDR

stärker noch als in den anderen Staaten Osteuropas unter dem Verdacht, von außen gelenkt und beeinflusst zu sein.

Mangels demokratischer Legitimation der politischen Führung konnte das Feindbild des Imperialismus aber nicht mit gleicher Wirkungskraft die einheitsstiftende Funktion erfüllen wie sein Pendant, der Antikommunismus in den westlichen Systemen. Es wurde um so fragwürdiger, je mehr in der Bundesrepublik die alten starren Positionen in der Deutschlandpolitik aufgegeben wurden und mit der „neuen Ostpolitik“ der sozial-liberalen Koalition eine Politik eingeleitet wurde, die die bestehende Lage in Europa, also die Zweistaatlichkeit und die Ostgrenzen nicht mehr in Frage stellte. Erst durch die Ablösung von Walter Ulbricht als erstem Mann der SED Ende 1970 waren auch in der DDR die personellen Voraussetzungen für eine realistischere Westpolitik geschaffen.

2. Die Ost- und Deutschlandpolitik in den 60er Jahren

Die nur verbale Reaktion der Westmächte auf den Bau der Berliner Mauer war für viele deutsche Politiker ein Schock. Sie hatten die Zeichen der Zeit nicht erkannt. Die neue amerikanische Administration des Präsidenten Kennedy suchte mit einer „Friedensstrategie“ die Ost-West-Beziehungen zu verbessern und die politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit mit der Sowjetunion auszubauen. Die Bundesregierung und große Teile der deutschen veröffentlichten Meinung befürchteten (nicht ganz zu Unrecht), daß der Wille zur Entspannung zu einer globalen Strategie der beiden Weltmächte führen könne, die auf Kosten der Deutschen, d.h. ihrer Forderung nach Wiedervereinigung betrieben werde.

Es gibt Anzeichen dafür, daß der greise Bundeskanzler Adenauer die Gefahr erkannt hatte, die der Bundesrepublik drohte, wenn ihre einstmals als legitim angesehenen Wünsche nach Wiedervereinigung die neue US-Außenpolitik einengten. Der Rücktritt Adenauers und der Sturz Chruschtschows beendeten erste vorsichtige, vor der Öffentlichkeit verborgene und in vielfacher Hinsicht widersprüchliche Versuche einer neuen Bonner Ostpolitik und einer neuen sowjetischen Deutschlandpolitik. Sie beendeten jedoch nicht das Nachdenken über das Ost-West-Verhältnis und die Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten. Der damalige Außenminister Schröder plädierte 1965 für eine Verständigung mit dem Osten und für eine Politik, die der Bundesrepublik im Osten das Vertrauen und Verständnis gewinnen sollte, das sie im Westen bereits erworben hatte. (Bender, 1972: 19ff.; Bender 1986)

In Warschau, Budapest, Bukarest und Sofia wurden 1963/64 Handelsmissionen errichtet, eine erste staatliche Repräsentation in Osteuropa nach der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zur Sowjetunion 1955. Aber diese Politik war nicht konsequent und in sich widersprüchlich, denn zugleich wurde der alte Grundsatz der Hallstein-Doktrin, die diplomatischen Beziehungen zu den Staaten abzubreaken, die die DDR anerkennen, verwässert und faktisch ausgeweitet. Man wollte auch eine „Aufwertung“ der DDR verhindern. Der DDR war es nämlich in den

Jahren seit 1961 gelungen, zu Ländern der „Dritten Welt“ Beziehungen unterhalb der Ebene voller diplomatischer Beziehungen aufzunehmen. Die Bundesregierung wertete dies als „Aufwertung“ der DDR und drohte mit Konsequenzen. Vor allem aber nahm die Bundesregierung eine intransigente Haltung in der Grenzfrage ein. Die Weigerung der Bundesregierungen bis 1969, die Oder-Neiße-Linie als polnische Westgrenze anzuerkennen, blieb das entscheidende Hindernis für eine Aussöhnung mit den östlichen Nachbarn.

Auch in den Beziehungen zur DDR zeigten sich ähnliche Unklarheiten. Der kurz nach dem Bau der Mauer von Gräfin Dönhoff erwogene Gedanke einer de-facto-Anerkennung der DDR wurde nicht realisiert. Gleichwohl gab es eine bemerkenswerte Wandlung der Grundpositionen, die aber als solche nie offen diskutiert und politisch-programmatisch umgesetzt wurde. Adenauer selbst war es, der in seiner Regierungserklärung vom 9. Oktober 1962 (und erneut am 7. Februar 1963) erklärte, daß menschliche Überlegungen im Verhältnis der Bundesrepublik zur „Sowjetzone“ eine noch größere Rolle spielten als nationale.

Die Umsetzung einer solchen Auffassung und Anstöße für eine neue Politik kamen aus Berlin, wo Willy Brandt 1963 mit dem ersten Passierscheinabkommen erstmals seit etwa 15 Jahren eine Verbesserung und keine Verschlechterung der Lage in Berlin erreicht hatte – durch Verhandlungen. Die Bundesregierung duldete stillschweigend diese Politik und verbrachte im übrigen viel Zeit damit, zu erklären, daß diese Vereinbarungen und andere, zum Teil geheime Verabredungen wie die über den Freikauf politischer Häftlinge oder den Bau der Saalebrücke bei Hof keine irgendwie geartete Anerkennung des kommunistischen Zwangsstaates bedeuteten.

1966/67 befand sich die Bundesrepublik nicht nur in einer wirtschaftlichen und innenpolitischen, sondern auch in einer ost- und deutschlandpolitischen Krise, die eine neue Politik dringend notwendig machte. Die große Koalition von CDU/CSU und SPD setzte andere Akzente. Bundeskanzler Kiesinger erwähnte in seiner Regierungserklärung die Verbesserung der Beziehungen zu den östlichen Nachbarn auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Lebens als ein wesentliches Ziel seiner Regierung. Das Ziel der Wiedervereinigung wurde in einen gesamteuropäischen Zusammenhang eingebettet und dadurch in weite Ferne geschoben. Aber in den beiden entscheidenden Punkten, die einer Zusammenarbeit mit Osteuropa entgegenstanden, der Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als polnische Westgrenze und der Nichtigkeit des Münchener Abkommens von 1938, blieb die Regierungserklärung Kiesingers unklar. In der Deutschlandpolitik trat die große Koalition für eine Ausweitung der Kontakte mit der DDR ein, hielt aber am Alleinvertretungsanspruch und der Nichtanerkennung der DDR fest. Handfeste substantielle Veränderungen der Ost- und Deutschlandpolitik der großen Koalition gegenüber ihren Vorgängern sind nicht festzustellen, wohl aber ein konzilianterer Ton und einige verbale Zugeständnisse – zu wenig, um eine wirkliche Verbesserung der Beziehungen zu den sozialistischen Staaten zu erreichen.

3. Grundlagen der Ostpolitik der sozial-liberalen Koalition

Die DDR-Führung hatte zuerst unsicher auf die neue Bundesregierung reagiert. Ein Vertragsentwurf der DDR vom 17. Dezember 1969 „über die Aufnahme gleichberechtigter Beziehungen“ zeigt dies deutlich. Die Bundesregierung verzichtete darauf, einen Gegenentwurf vorzulegen, sondern schlug einen breiten Meinungsaustausch zwischen beiden Regierungen vor. Dazu sollten der Gewaltverzicht, Probleme der gleichberechtigten Beziehungen und die Regelung praktischer Fragen gehören, die das Leben der Menschen erleichtern könnten. In zwei denkwürdigen Treffen der beiden Regierungschefs Brandt und Stoph am 17. März 1970 in Erfurt und am 29. April 1970 in Kassel wurden die jeweiligen Grundsatzpositionen dargelegt. Danach trat eine „Denkpause“ ein. Erst am 27. November 1970 wurde der Gesprächsfaden zwischen den beiden deutschen Staaten wieder aufgenommen. In über 70 Treffen zwischen den beiden Unterhändlern Egon Bahr und Michael Kohl wurden im Verlauf von zwei Jahren das Transitabkommen, der Verkehrsvertrag und der Grundlagenvertrag verhandelt.

Voraussetzung dafür war die vorherige Regelung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der UdSSR sowie der Volksrepublik Polen. Dabei ging es um zwei zentrale Fragen:

1. Anerkennung der in Europa nach dem II. Weltkrieg entstandenen Lage. Das bedeutete, die Zweistaatlichkeit Deutschlands, die Grenzen, inklusive der zwischen der Bundesrepublik und der DDR, und die Tatsache zweier unterschiedlicher politischer und sozialökonomischer Systeme als gegeben hinzunehmen, ohne auf die beiderseitigen grundsätzlichen Positionen und (Rechts-)Auffassungen zu verzichten. Dabei entstanden für die Bundesregierung erhebliche politische und rechtliche Probleme. Es galt, den Wiedervereinigungsauftrag des Grundgesetzes, der 1949 in einer ganz anderen Situation formuliert worden war, zu beachten, ohne ihn wie bisher dogmatisch zu interpretieren. Es galt ferner, die Vorbehaltsrechte der Alliierten aus dem Deutschlandvertrag von 1955 zu beachten, in dem sie sich das Recht vorbehalten hatten, alle Fragen, die Deutschland als Ganzes und den Status Berlins betreffen, in eigener Verantwortung zu regeln, und es galt ferner, die massiven innenpolitischen Vorbehalte gegenüber einer Öffnung der Bundesrepublik nach Osten einzukalkulieren.
2. Die Bereitschaft, die „bestehende wirkliche Lage“ zu akzeptieren, und zwar in aller Form und nicht nur in mehr oder weniger verbindlichen Erklärungen, schloß Verhandlungen über einen „Gewaltverzicht“ ein, der als Voraussetzung für jede weitere Politik erschien. Willy Brandt hat dies in seinem ersten Bericht zur Lage der Nation am 14. Januar 1970 folgendermaßen formuliert:

„Der Kern unserer Politik ist der Gewaltverzicht. Dieser Gewaltverzicht soll Grundlage für eine Verbesserung der Beziehungen zu allen osteuropäischen Staaten sein. Da das deutsche Volk in seiner Gesamtheit in absehbarer Zeit nicht auf einen Friedensvertrag hoffen kann, wird der Gewaltverzicht – er kann es zumindest werden – die Basis für die Regelung der einzelnen heute lösbaren politischen Fragen mit den verschiedenen Staaten Osteuropas. Wir sehen insoweit im Gewaltverzicht etwas Dauerhaftes, weil es für

das deutsche Volk – und hier denke ich auch an unseren Sicherheitsbeitrag im atlantischen Bündnis – nur noch Friedenspolitik geben kann.“ (Texte, 1970: 213)

Prüfstein dieser Politik waren die Verhandlungen über einen Vertrag mit der Sowjetunion. Sie waren von der Einschätzung bestimmt, daß die Kriegsfolgeprobleme gelöst werden müßten, daß dies aber auf dem „normalen“ Weg eines Friedensvertrages (den sich 1949 auch die Väter des Grundgesetzes als einzig denkbaren vorstellen konnten) nicht möglich sein werden. Gewaltverzichtsabkommen erschienen ein geeignetes Mittel, die wichtigsten Aufgaben eines Friedensvertrages zu erfüllen, ohne ein Friedensvertrag zu sein. Gerade um die Frage der Endgültigkeit des Gewaltverzichts und der damit verbundenen Anerkennung der Grenzen entbrannte in der Bundesrepublik eine leidenschaftliche Debatte.

Bezogen auf die „deutsche Frage“ nahm die Ostpolitik Abschied von der Wiedervereinigungssillusion. Die Erklärung, die Einheit Deutschlands im Rahmen einer europäischen Friedensordnung erreichen zu wollen, war freilich weder bloßes Wortgeklänge noch Täuschung über die wahren Ziele, wie die Opposition unterstellte. Sie entsprang vielmehr der Einsicht, daß ohne eine Überwindung der Ost-West-Konfrontation sich in Europa und Deutschland nichts bewegen werde. Die Einheit Deutschlands, das war die feste Überzeugung Willy Brandts, sei im traditionellen nationalstaatlichen Sinne nicht zu lösen, sondern nur in schrittweisem Bemühen um eine europäische Friedensordnung.

4. Die Ostverträge

Der am 12. August 1970 unterzeichnete „Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken“ betont in Art. 1 das Ziel der Politik beider Regierungen, „den internationalen Frieden aufrechtzuerhalten und die Entspannung zu erreichen“, wobei beide von der in Europa „bestehenden wirklichen Lage“ ausgehen. Art. 2 betont das Prinzip des Gewaltverzichts. In Art. 3 wird betont, „daß der Friede in Europa nur erhalten werden kann, wenn niemand die gegenwärtigen Grenzen antastet“. Beide Vertragspartner verpflichten sich,

„die territoriale Integrität aller Staaten in Europa in ihren heutigen Grenzen uneingeschränkt zu achten;

- sie erklären, daß sie keine Gebietsansprüche gegen irgendjemand haben und solche in Zukunft auch nicht erheben werden;
- sie betrachten heute und künftig die Grenzen aller Staaten in Europa als unverletzlich, wie sie am Tage der Unterzeichnung dieses Vertrages verlaufen, einschließlich der Oder-Neiße-Linie, die die Westgrenze der Volksrepublik Polen bildet, und der Grenze zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik.“ (Die Verträge: 64)

Innenpolitische und verfassungsrechtliche Bedenken gegenüber dem Moskauer Vertrag versuchte die Bundesregierung durch den „Brief zur deutschen Einheit“ zu zerstreuen, der der sowjetischen Regierung bei der Vertragsunterzeichnung überreicht wurde und in dem erklärt wurde, daß „dieser Vertrag nicht im Widerspruch

zu dem politischen Ziel der Bundesrepublik Deutschland steht, auf einen Zustand des Friedens in Europa hinzuwirken, in dem das deutsche Volk in freier Selbstbestimmung seine Einheit wiedererlangt". In einer Note der Bundesregierung an die drei Westmächte wurde betont, daß der Vertrag die Rechte und Verantwortlichkeit der vier Mächte nicht berühre und daß der sowjetische Außenminister dies in den Verhandlungen erklärt habe. Die drei Westmächte haben in gleichlautenden Noten diese Erklärung zur Kenntnis genommen. Der Brief zur deutschen Einheit wurde in der Sowjetunion in das Ratifikationsverfahren des obersten Sowjet einbezogen. Dem Bundestag lagen der Vertrag, der Brief zur deutschen Einheit und der Notenwechsel zur Zustimmung vor. Mit diesem komplizierten und rechtlich-politisch nicht unumstrittenen Verfahren sollte erreicht werden, daß die Bundesrepublik weiter am Ziel der friedlichen Wiedervereinigung festhalten kann, ohne einen Vertragsverstoß zu begehen, daß die Rechte und Verantwortlichkeiten der vier Mächte in bezug auf Deutschland als Ganzes und Berlin erhalten bleiben und daß eine friedensvertragliche Regelung nicht vorweggenommen wird.

Der am 7. Dezember 1970 unterzeichnete Warschauer Vertrag ist wohl das bedeutungsvollste Abkommen mit einem osteuropäischen Land. 25 Jahre nach Ende des II. Weltkrieges, der mit dem Überfall auf Polen begann, unterzeichnete die Regierung der Bundesrepublik einen Vertrag, in dem die Westgrenze Polens anerkannt, auf Gebietsansprüche (hinsichtlich der ehemaligen deutschen Ostgebiete) „auch in Zukunft“ verzichtet und ein Ausbau der Beziehungen in Anlehnung an den Moskauer Vertrag vereinbart wurde.

Als letztes großes Vertragswerk wurde am 11. Dezember 1973 der Vertrag mit der CSSR unterzeichnet. Hier galt es vor allem, das schwierige Problem der Folgen des der Tschechoslowakei aufgezwungenen Münchener Abkommens vom 29.2.1938 zu regeln.

Die DDR schien von all dem nicht berührt, handelte es sich doch um Abkommen zwischen der Bundesrepublik und der UdSSR, Polen und der CSSR. Sie selbst hatte schon kurz nach ihrer Gründung die Oder-Neiße-Linie als Westgrenze Polens anerkannt und mußte im übrigen ihr Verhältnis zu diesen Ländern nicht „normalisieren". Es gibt aber eine besondere, kaum beachtete, aber nicht unproblematische Dimension des Moskauer Vertrages: Er enthält Festlegungen über die Grenzen mit der Volksrepublik Polen und der DDR, ohne daß diese in die Verhandlungen einbezogen waren. Die Bundesrepublik akzeptierte damit indirekt eine begrenzte Souveränität dieser beiden Staaten, auch wenn die im Moskauer Vertrag enthaltenen Formulierungen im wohlverstandenen Eigeninteresse dieser Staaten lagen.

Normalisierung in den deutsch-deutschen Beziehungen war, das zeigt dieser Zusammenhang ganz deutlich, nur mit der Sowjetunion als östlicher Führungsmacht möglich; ihre Interessen mußten gewahrt werden, sollte es Fortschritte geben. Dies galt besonders und vor allem für die Lösung eines neuralgischen Problems des Ost-West-Verhältnisses: für Berlin. Berlin war Prüfstein jeder Entspannungspolitik.

Das am 3. September 1971 unterzeichnete Vier-Mächte-Abkommen über Berlin wurde möglich durch ein entscheidendes Zugeständnis der Sowjetunion: Sie er-

kannte erstmals seit 1958 explizit die Rechte und Verantwortlichkeiten der drei Mächte in Berlin (West) an, und zwar in einem unbefristeten Abkommen. Die grundsätzlichen Fragen des Status von Berlin und der Rolle der vier Siegermächte des II. Weltkrieges klammert das Abkommen aus. Es enthält auch keine ausdrückliche Festlegung über den Geltungsbereich. Es ist von dem „betreffenden Gebiet“ die Rede, worunter die Sowjetunion die Westsektoren, die Westmächte alle vier Sektoren von Großberlin verstehen. Durch die Festlegung, daß die vier Mächte „unbeschadet ihrer Rechtspositionen“ und „unter Berücksichtigung der bestehenden Lage in dem betreffenden Gebiet“ und auf der „Grundlage ihrer Vier-Mächte-Rechte und -Verantwortlichkeiten“ handeln, sind Berlin-Krisen wie 1948, 1958 und 1961 ausgeschlossen. Von großer Bedeutung ist die Festlegung, daß die Sowjetunion – nicht die DDR – für den ungehinderten Transitverkehr nach Berlin zuständig ist und die beiden deutschen Regierungen lediglich die „Regelungen zur Durchführung und der Ergänzung“ des Abkommens vereinbaren. Im Transitabkommen zwischen der Bundesrepublik und der DDR vom 17. Dezember 1971 wurden die Details vertraglich geregelt.

Mit der vertraglichen Absicherung der Lebensfähigkeit West-Berlins schuf das Abkommen die Grundlage für die Ratifizierung der Ostverträge und vor allem des Grundlagenvertrages mit der DDR. Es eröffnete auch den Weg zu einer europäischen Sicherheitskonferenz, wie sie von der Sowjetunion und ihren Verbündeten gewünscht wurde. Die Souveränität der DDR war jedoch durch das Berlin-Abkommen noch stärker tangiert als durch die im Moskauer Vertrag enthaltenen Klauseln über die deutsch-deutsche Grenze. Ihre Forderungen nach einer „selbständigen politischen Einheit Westberlins“ wurden ebenso auf dem Altar der Entspannungsinteressen der Sowjetunion geopfert wie ihr Anspruch auf volle Souveränität und Verhandlungskompetenz in allen Fragen des Transitverkehrs.

5. Der Grundlagenvertrag

Der am 21. Dezember 1972 unterzeichnete und am 7. Juni 1973 in Kraft getretene „Vertrag über die Grundlagen der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik“ betont in seiner Präambel die Prinzipien des Gewaltverzichts, der „Unverletzbarkeit der Grenzen und die Achtung der territorialen Integrität und der Souveränität aller Staaten in Europa in ihren gegenwärtigen Grenzen“ als eine grundlegende Bedingung für den Frieden. Die unterschiedlichen Auffassungen zu grundsätzlichen Fragen, „darunter zur nationalen Frage“, werden festgestellt; gleichwohl wird der Wunsch hervorgehoben, zum Wohle der Menschen die Voraussetzungen für eine engere Zusammenarbeit beider deutscher Staaten zu schaffen.

In einem ergänzenden Brief zur deutschen Einheit, der anlässlich der Unterzeichnung der Regierung der DDR übergeben wurde, stellt die Bundesregierung wie schon bei der Verabschiedung des Moskauer Vertrages fest, daß der Grundlagenvertrag mit dem politischen Ziel der Wiedervereinigung in freier Selbstbestim-

mung nicht im Widerspruch stehe. Bereits anläßlich der Paraphierung war in einem Briefwechsel die Aufnahme von Verhandlungen über ein Post- und Fernmeldeabkommen, die Regelung der Arbeitsmöglichkeiten für Journalisten und der gleichzeitige Antrag auf Aufnahme in die Vereinten Nationen vereinbart worden. (Der Beitritt beider deutscher Staaten zu den Vereinten Nationen erfolgte am 18. September 1973.) Durch eine Reihe von Briefen, ein Zusatzprotokoll und Protokollvermerke wurden ein Ausbau der Beziehungen (Rechtsverkehr, Wissenschaft und Technik, kulturelle Zusammenarbeit, Umweltschutz, nichtkommerzieller Warenverkehr etc.), die Öffnung neuer Grenzübergänge und Tagesaufenthalte im grenznahen Bereich in Aussicht gestellt.

Das entscheidende juristische und politische Problem zwischen den beiden deutschen Staaten wird in zwei Protokollerklärungen angesprochen. Die Bundesrepublik erklärt: „Staatsangehörigkeitsfragen sind durch den Vertrag nicht geregelt worden.“ Die DDR erklärt: „Die Deutsche Demokratische Republik geht davon aus, daß der Vertrag eine Regelung der Staatsangehörigkeitsfragen erleichtern wird.“ (Zehn Jahre, 1980: 207) Auch über Vermögensfragen konnte keine Einigung erzielt werden.

Die wichtigsten praktischen Ergebnisse des Grundlagenvertrages waren die Aufnahme der beiden deutschen Staaten in die Vereinten Nationen und die Errichtung der Ständigen Vertretungen. Die Ständigen Vertretungen sind keine Botschaften, sie sind aber grundsätzlich in ähnlicher Weise tätig. Damit wird auch die vom Bundesverfassungsgericht hervorgehobene Besonderheit der deutsch-deutschen Beziehungen unterstrichen. Die DDR konnte sich mit ihrer Forderung nach der Errichtung von Botschaften nicht durchsetzen. Daran änderte auch die Tatsache nichts, daß sie ihren Ständigen Vertreter in Bonn „Botschafter“ nennt. Am 20.6.1974 wurde der erste Ständige Vertreter der Bundesrepublik in der DDR, Staatssekretär Günter Gaus, akkreditiert. Während die Ständige Vertretung der DDR in Bonn dem Außenministerium untersteht, unterstreicht die Zuständigkeit des Bundeskanzleramtes für die bundesdeutsche Vertretung in der DDR deren besonderen Charakter. Neben den üblichen Aufgaben einer Botschaft hat sich die Ständige Vertretung der Bundesrepublik in der DDR vor allem als Institution bewährt, die die vielfältigen menschlichen Probleme zwischen beiden Staaten regeln hilft.

6. Die KSZE und die deutsche Frage

Ostverträge und Grundlagenvertrag hatten eine wesentliche Grundlage dafür geschaffen, daß eine alte Idee der Sowjetunion und ihrer Verbündeten realisiert werden konnte: die Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE). Ursprüngliches Ziel der Sowjetunion war es, den status quo in Europa vertraglich festzuschreiben und die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit in Europa auszuweiten. Die westlichen Länder betonten in den Vorgesprächen ihr Interesse an einer Verbesserung der Kontakte, dem Austausch von Informationen

und Meinungen, der Freizügigkeit und der Einbeziehung militärischer Probleme in den Entspannungsprozeß. Seit 1973 finden in Wien – ohne erkennbaren Fortschritt – Verhandlungen über einen gleichberechtigten Truppenabbau in Europa (MBFR) statt. Die Ausklammerung des militärischen Aspektes aus den Verhandlungen über Sicherheit und Zusammenarbeit stellt sich aus heutiger Sicht als der entscheidende Defekt des KSZE-Prozesses dar.

Im Jahre 1975 fand die Schlußkonferenz der KSZE in Helsinki statt, auf der ein umfangreiches Abschlußdokument verabschiedet wurde. Die Schlußakte von Helsinki ist eine Absichtserklärung der beteiligten Staaten, die ihre Beziehungen auf der Grundlage folgender Prinzipien regeln wollen:

1. Souveräne Gleichheit, Achtung der der Souveränität innewohnenden Rechte
2. Enthaltung von der Androhung oder Anwendung von Gewalt
3. Unverletzlichkeit der Grenzen
4. Territoriale Integrität der Staaten
5. Friedliche Regelung von Streitfragen
6. Nichteinmischung in innere Angelegenheiten
7. Achtung der Menschenrechte und Grundfreiheiten, einschließlich der Gedanken-, Gewissens-, Religions- und Überzeugungsfreiheit
8. Gleichberechtigung und Selbstbestimmungsrecht der Völker
9. Zusammenarbeit zwischen den Staaten
10. Erfüllung völkerrechtlicher Verpflichtungen nach Treu und Glauben.

„Alle vorstehend aufgeführten Prinzipien sind von grundlegender Bedeutung und werden folglich gleichermaßen und vorbehaltlos angewendet, wobei ein jedes von ihnen unter Beachtung der anderen ausgelegt wird. Die Teilnehmerstaaten erklären ihre Entschlossenheit, diese Prinzipien, so wie sie in der vorliegenden Erklärung gelegt sind, voll in allen Aspekten in ihren gegenseitigen Beziehungen und ihrer Zusammenarbeit zu achten und anzuwenden, um jedem Teilnehmerstaat die Vorteile zu sichern, die sich aus der Achtung und der Anwendung dieser Prinzipien durch alle ergeben.“ (Sicherheit, 1976: 519)

Mit dieser Formulierung sollte eine einseitige und selektive Auslegung der Schlußakte verhindert werden. Trotzdem ist eine Interpretation der Akte durch die beteiligten Mächte erkennbar, in der jede ihre vor Vertragsabschluß formulierten Interessen mehr oder weniger einseitig hervorhebt: der Westen die Frage der Menschenrechte, der Osten die Festlegung des status quo. Die DDR betont besonders die Unverletzlichkeit der Grenzen und die Nichteinmischung, die Bundesrepublik eher das Prinzip der Selbstbestimmung (das unter anderem eine einvernehmliche Grenzänderung erlaubt).

Wenn man die Beziehung zwischen den europäischen Staaten, vor allem aber die deutsch-deutschen Beziehungen seit der KSZE-Schlußkonferenz von Helsinki Revue passieren läßt, erinnert man sich meist an eher problematische Ereignisse: die polnische Krise, die Ausweisung von Schriftstellern aus der DDR, die Behinderung der Besuchsmöglichkeiten durch die massive Erhöhung des Zwangsumtausches, das Treffen Schmidt – Honecker am Werbellinsee, das überschattet war von der Verkündung des Kriegsrechts in Polen. Daß auch in dieser Zeit eine Vielzahl praktischer Vereinbarungen verabschiedet werden konnten, ist meist nicht in das

Bewußtsein gedrungen – die Art der Berichterstattung über den anderen deutschen Staat hat dazu ein gerüttelt Maß beigetragen. Der Eindruck jedoch, daß der Schwung der ersten Jahre dahin ist, trügt nicht. Die KSZE-Konferenz stellt ohne Zweifel den Höhepunkt der Entspannungspolitik dar. Daß sie auch deren Abschluß markiert, obwohl sie gerade das Gegenteil erreichen wollte, ist unübersehbar. Wachsende ökonomische und soziale Schwierigkeiten, die innere Verunsicherung der osteuropäischen Staaten durch die unerwartete Dynamik des KSZE-Prozesses (Helsinki-Gruppen) und die zunehmende Verschlechterung der Ost-West-Beziehungen haben viele Hoffnungen enttäuscht. Andererseits läßt sich nicht übersehen, daß Entspannungspolitik und KSZE-Prozeß zwischen den beiden deutschen Staaten ebenso wie in der DDR selbst zu weitreichenden Verbesserungen geführt haben. Nicht zuletzt ist ein Verständnis für die Probleme des jeweiligen Partners gewachsen, das es selbst in der Zeit höchster Spannung zwischen Ost und West möglich machte, im Gespräch zu bleiben.

Die Äußerung Erich Honeckers in seiner Tischrede anläßlich des Treffens am Werbellinsee im Dezember 1980, die beiden deutschen Staaten könnten sich „von der Weltpolitik nicht abkoppeln“, aber sie könnten, jeder auf seine Weise, „einen wesentlichen Beitrag leisten zur Verbesserung des internationalen Klimas, vor allem zur Stabilisierung des Friedens in Europa“, signalisiert gemeinsame deutsche Interessen. In der Antwort von Helmut Schmidt wird das Thema aufgenommen: „Aus dieser Einsicht, daß von deutschem Boden niemals ein Krieg ausgehen darf, aus dieser Einsicht, die mit den Fundamenten unserer Beziehungen und mit den Fundamenten einer Europäischen Friedensordnung zu tun hat, müssen mit zwingender Logik auch Handlungen folgen, die in der Zukunft mehr Vertrauen, mehr Normalität, mehr Selbstverständlichkeit im Umgang miteinander schaffen.“ (Das deutsch-deutsche Treffen, 1981: 19)

7. Kontinuität in der Deutschlandpolitik der CDU/CSU-FDP-Koalition

Entgegen der Erwartung vieler Skeptiker betonte die Regierung Kohl – Genscher von Anfang an die Kontinuität in der Deutschlandpolitik. In seiner ersten Regierungserklärung vor dem Deutschen Bundestag betonte Bundeskanzler Kohl, daß sich die konservativ-liberale Bundesregierung auf der Grundlage der geschlossenen Verträge und der Schlußakte von Helsinki weiter um „echte Entspannung“ bemühen werde. *Pacta sunt servanda*, lautete die deutschlandpolitische Devise.

Die Ausgangssituation für die Weiterführung einer auf Ausgleich und die Schaffung menschlicher Erleichterungen gerichteten Politik war alles andere als günstig. Der Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan im Dezember 1979 und der „NATO-Doppelbeschluß“ im gleichen Monat hatten das Ost-West-Verhältnis empfindlich verschlechtert. Am 13.10.1980 hatte der DDR-Staatsratsvorsitzende Erich Honecker in einer Rede zur Eröffnung des Parteilehrjahrs in Gera Forderungen erhoben, die auf eine Verhärtung der Position der SED-Politik gegenüber der Bundesrepublik hinausliefen. Als Voraussetzung für eine weitere Verbesserung

der innerdeutschen Beziehungen nannte er die Anerkennung der Staatsbürgerschaft der DDR, die Auflösung der Zentralen Erfassungsstelle in Salzgitter (die Gesetzesverletzungen von DDR-Sicherheitsorganen verfolgt), den Verzicht, DDR-Bürgern auf Wunsch Reisepässe der Bundesrepublik auszustellen, die Festlegung des Grenzverlaufs auf der Elbe (in der Strommitte) und schließlich die Umwandlung der Ständigen Vertretungen der Bundesrepublik in Berlin (Ost) und der DDR in Bonn in Botschaften.

Doch zeigte sich im Verlauf des Jahres 1981, daß die SED, obwohl sie auf den Gerärer Forderungen bestand, an keiner Verschlechterung der Beziehungen zur Bundesrepublik interessiert war. Sie betonte vielmehr immer deutlicher die Verantwortung beider deutscher Staaten für die Friedenssicherung. Seit 1982 intensivierte sich die Regierungskontakte, die innerdeutschen Wirtschaftsbeziehungen wurden ausgebaut, Vereinbarungen über gemeinsame Umweltschutzmaßnahmen wurden getroffen, immer mehr DDR-Bürgern, die noch nicht das Rentenalter erreicht hatten, wurden Reisen in die Bundesrepublik gestattet, und der Jugendaustausch wurde ausgeweitet.

Alle diese Entwicklungen blieben durch den Regierungswechsel in Bonn weitgehend unbeeinflusst. Die „Politik der kleinen Schritte“ wurde trotz der Verschärfung der Ost-West-Spannungen weitergeführt. Daß eine solche Kontinuität der Deutschlandpolitik nicht ohne Widerstände aus den eigenen Reihen durchgesetzt werden konnte, verwundert nicht, hatte doch die Mehrheit der CDU/CSU-Fraktion des Deutschen Bundestages ihre ablehnende Haltung gegenüber den Ostverträgen und dem Grundlagenvertrag nie revidiert.

Die SED hatte schon frühzeitig signalisiert, daß sie auch mit der neuen Bundesregierung die innerdeutschen Gespräche und Verhandlungen fortführen wolle. Trotz des „Nachrüstungsbeschlusses“ der NATO und der Stationierung neuer Mittelstreckenraketen in der Bundesrepublik verschlechterte sich das Verhältnis zwischen Bundesrepublik und DDR nicht nachhaltig. Das Interesse der DDR an guten Beziehungen zur Bundesrepublik war so stark, daß sogar ernsthafte Belastungsproben wie der Tod eines Transitreisenden während einer Vernehmung durch DDR-Grenzorgane 1983 oder der Zustrom von Ausreisewilligen in die bundesdeutsche Vertretung und die Übersiedlung von etwa 24.000 DDR-Bürgern in die Bundesrepublik 1984 bestanden werden konnten.

Das Interesse an einem schrittweisen Ausbau der Beziehungen dokumentiert auch der Abschluß des Kulturabkommens zwischen beiden deutschen Staaten, das am 6. Mai 1986 in Kraft trat. Das Abkommen eröffnet die Chance engerer Zusammenarbeit auf den Gebieten Kultur, Kunst, Bildung und Wissenschaft, es soll kulturelle und wissenschaftliche Begegnungen fördern und den Austausch von Publikationen, Informationen, kulturellen und künstlerischen Leistungen und Veranstaltungen ermöglichen. (Bulletin. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung Nr. 48 / S. 405ff. v. 7.5.1986)

Trotz dieser insgesamt positiven Bilanz ist unverkennbar, daß es der Bundesregierung an einer zukunftsweisenden Konzeption der Deutschlandpolitik fehlt. Diese Politik hat sich bisher darauf konzentriert, menschliche Probleme zu regeln: Fa-

milienzusammenführung, Verbesserung der Freizügigkeit, Reiseerleichterungen usw. Hier bleibt noch viel zu tun. Auf Dauer wird die Bundesrepublik aber nicht darum herumkommen, Deutschlandpolitik wieder in einem größeren europäischen und sicherheitspolitischen Rahmen zu betreiben. Erste Ansätze zeigen sich auf der Konferenz für vertrauens- und sicherheitspolitische Maßnahmen und Abrüstung in Europa (KVAE). Die Handlungshorizonte auf dem Feld der Deutschlandpolitik sind allerdings gegenwärtig nur schwer zu erkennen: Viel wird davon abhängen, welche außen- und sicherheitspolitischen Ziele die nächste US-Administration vertreten wird und welche Ergebnisse die Politik des „Umbaus“ in der Sowjetunion zeitigt.

Zeittafel zur Ost- und Deutschlandpolitik 1969-1986

28.10.1969	Regierungserklärung Willy Brandts
18.12.1969	Vertragsentwurf der DDR
14.01.1970	1. Bericht zur Lage der Nation
04.02.1970	Beginn der Gespräche über den Warschauer Vertrag
19.03.1970	Treffen Brandt – Stoph in Erfurt
26.03.1970	Beginn der Vier-Mächte-Verhandlungen über Berlin
29.04.1970	Post- und Fernmeldevereinbarung Bundesrepublik – DDR
21.05.1970	Treffen Brandt – Stoph in Kassel
12.08.1970	Unterzeichnung des Moskauer Vertrages
29.10.1970	Wiederaufnahme der Gespräche mit der DDR
07.12.1970	Unterzeichnung des Warschauer Vertrages
03.09.1971	Unterzeichnung des Viermächteabkommens über Berlin
17.12.1971	Transitabkommen Bundesrepublik – DDR
20.12.1971	Vereinbarung zwischen dem Berliner Senat und der DDR – Regelung über Verbesserungen und Erleichterungen der Reise- und Besuchsmöglichkeiten und über einen Gebietsaustausch
26.05.1972	Unterzeichnung des Verkehrsvertrages Bundesrepublik – DDR
03.06.1972	Inkrafttreten des Viermächteabkommens über Berlin
16.08.1972	Beginn der Verhandlungen über den Grundlagenvertrag
16.10.1972	„Amnestie“ für DDR-Flüchtlinge
17.10.1972	Erleichterung der Reisebedingungen für DDR-Bürger bei dringenden Familienangelegenheiten
08.11.1972	Briefwechsel über die Arbeitsmöglichkeiten für Journalisten
21.12.1972	Unterzeichnung des Grundlagenvertrages
25.04.1973	Abkommen über nichtkommerziellen Zahlungsverkehr
	Abkommen über Fragen des Gesundheitswesens
21.05.1973	Besuch von Leonid Breschnjew in der Bundesrepublik
21.06.1973	Ratifizierung des Grundlagenvertrages
31.07.1973	Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum Grundlagenvertrag
18.09.1973	Beitritt der beiden deutschen Staaten zur UNO
11.12.1973	Unterzeichnung des Prager Vertrages
14.03.1974	Protokoll über die Errichtung der Ständigen Vertretungen
17.05.1974	Regierungserklärung Helmut Schmidts
07.10.1974	Änderung der DDR-Verfassung, Tilgung des Nationenbegriffs
30.07.-01.08.1975	KSZE-Gipfeltreffen in Helsinki; Treffen Honecker – Schmidt
13.10.1975	Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand DDR – UdSSR

29.11.1978	Abschluß der Arbeit der Grenzkommision (Erneuerung und Markierung der rd. 1.393 km langen Grenze)
15.12.1979	Erweiterung des „kleinen Grenzverkehrs“
13.10.1980	„Gerarer Rede“ Erich Honeckers
11.-13.12.1981	Treffen Honecker – Schmidt am Werbellinsee; Verhängung des Kriegsrechts in Polen am 13.12.
11.02.1982	Ausdehnung der Besuchsmöglichkeiten von DDR-Bürgern in dringenden Familienangelegenheiten
20.11.1982	Eröffnung der Autobahn Berlin – Hamburg; Treffen der Verkehrsminister
25.11.1982	Regierungserklärung Helmut Kohls, die die Kontinuität in der Deutschlandpolitik betont
07.02.1983	Brief Erich Honeckers an Helmut Kohl mit dem Vorschlag, eine von nuklearen Gefechtsfeldwaffen freie Zone in Mitteleuropa zu schaffen. Der Vorschlag wird am 17.2. von Bundeskanzler Kohl abgelehnt.
29.06.1983	Übernahme einer Bürgschaft durch ein Bankenkonsortium unter Führung der Bayerischen Landesbank („Milliardenkredit“) von 1 Mrd. DM durch die Bundesregierung
15.09.1983	Der Regierende Bürgermeister von Berlin, Richard v. Weizsäcker, trifft in Ost-Berlin den Vorsitzenden des Staatsrates der DDR
12.10.1983	Abkommen über die Reinhaltung des Grenzflusses Röden im thüringisch-fränkischen Grenzgebiet
15.11.1983	Abschluß eines neuen Post- und Fernmeldeabkommens
30.12.1983	Übernahmeabkommen zwischen dem Senat von Berlin und der DDR-Reichsbahn für die S-Bahn in Berlin (West)
17.-19.01.1984	Eröffnung der KVAE in Stockholm
05.06.1985	Aufnahme von Verhandlungen über eine Umweltschutzvereinbarung
15.08.1985	Vereinbarung über die Grunderneuerung von Teilstücken der Transitautobahn Berlin – Hirschberg
06.05.1986	Unterzeichnung des Kulturabkommens
22.06.1986	Abschluß der KVAE in Stockholm mit einem gemeinsamen Schlußdokument
06.10.1986	Beschluß der Stadtverordnetenversammlung von Eisenhüttenstadt über eine Städtepartnerschaft mit Saarlouis

2. Ideologische Grundlagen der Politik der SED

Der Überblick über die Entwicklungslinien und Krisen in der Geschichte der DDR macht eines deutlich: Trotz aller Veränderungen, die die Politik der SED seit ihrer Gründung vor über vierzig Jahren durchgemacht hat, gibt es bestimmte Konstanten, die ihr Gesellschafts- und Politikverständnis prägen. Sie betreffen die Vorstellung darüber, was das „Wesen“ der sozialistischen Gesellschaft gegenüber dem Kapitalismus ausmacht, das Selbstverständnis der SED als „marxistisch-leninistische“ Partei und schließlich die Vorstellungen von der Rolle des Staates und des Rechts in der sozialistischen Gesellschaft.

Das Gesellschafts- und Politikverständnis der SED beruht auf drei Elementen:

- Auf der Basis vergesellschafteter Produktionsmittel ist die Ausbeutung beseitigt und eine grundsätzliche „Übereinstimmung der politischen, materiellen und kulturellen Interessen der Werktätigen und Kollektive mit den gesellschaftlichen Erfordernissen“ erreicht. So lautete die gestrichene Passage des Artikels 2 Absatz 4 der Verfassung von 1968. Heute werden gesellschaftliche Teilinteressen stärker gewürdigt, aber an der Behauptung festgehalten, daß es keine antagonistischen, d.h. unauflösbaren Interessenkonflikte gebe. Insofern bedarf es auch keiner Teilung der Gewalten und des Ausgleichs divergierender Interessen.
- Die SED leitet ihren Führungsanspruch aus der Leninschen Avantgardevorstellung ab. Deren organisatorische Umsetzung ist die „Partei neuen Typs“. Sie versteht sich jedoch zugleich auch als Sachwalter der gesamten Gesellschaft, also nicht nur als Interessenvertretung der Arbeiterklasse. Das Bündnis mit den „bürgerlichen“ Parteien ist Ausdruck nicht eines Konkurrenzverhältnisses, sondern vertrauensvoller Zusammenarbeit zum Wohle der ganzen Gesellschaft.
- Das Staats- und Rechtsverständnis der SED ist instrumentell. Sah sie früher im Staat und im Recht vor allem ein politisches Kampfinstrument, so sieht sie Staat und Recht heute in erster Linie als Organisator und Regulator der Gesellschaft mit wirtschaftlich-organisatorischen, kulturell-erzieherischen, sozialen und anderen Funktionen. Die SED hat sich allerdings nicht der sowjetischen Vorstellung vom Staat des ganzen Volkes angeschlossen.

2.1. *Eigentumsverhältnisse und gesellschaftliche Interessen*

Im Zentrum der ideologischen Aussagen der SED steht die Behauptung, daß sich die sozialistische Gesellschaft von der kapitalistischen vor allem und in erster Linie dadurch unterscheide, daß sie das Privateigentum an den Produktionsmitteln abgeschafft und die Produktionsmittel in die Hände des Volkes überführt habe. Im Sozialismus sei das werktätige Volk Eigentümer der Produktionsmittel. Diese neuen Eigentumsverhältnisse schlossen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen aus, es entstünden neue soziale Beziehungen gegenseitiger Hilfe und kameradschaftlicher Zusammenarbeit. Die Aussagen der Politischen Ökonomie

des Sozialismus zur Frage des Eigentums lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

- Der wesentliche Unterschied zwischen Kapitalismus und Sozialismus findet sich nicht im Bereich der Politik, sondern in den Eigentumsverhältnissen.
- Die im Sozialismus veränderten Eigentumsverhältnisse beseitigen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen.
- Auf der Grundlage des gesellschaftlichen Eigentums an den Produktionsmitteln entwickeln sich neue Produktionsverhältnisse, die die Produktion, die Distribution (Verteilung) und die Konsumtion (Verbrauch) so miteinander verbinden, daß eine neue „sozialistische Lebensweise“ entsteht, die mehr ist als im wesentlichen materiell bestimmtes „Lebensniveau“. Diese sozialistische Lebensweise schafft neue soziale Beziehungen, in denen die Menschen sich selbst verwirklichen können.
- Nur das gesellschaftliche Eigentum an den Produktionsmitteln gewährleistet eine rasche und uneingeschränkte Entwicklung der Produktivkräfte, d.h. es sichert ökonomisches Wachstum, die Entwicklung von Wissenschaft und Technik und die Entwicklung der Arbeitsproduktivität.
- Das Eigentum an den Produktionsmitteln ist die Grundlage der politischen Macht der SED. Es ermöglicht die Planung der gesellschaftlichen Entwicklung auf der Grundlage der ökonomischen Gesetze des Sozialismus.

In der Politischen Ökonomie des Sozialismus wird zwischen gesellschaftlichem Eigentum an den Produktionsmitteln und persönlichem Eigentum unterschieden. Persönliches Eigentum dient der Befriedigung der individuellen Bedürfnisse und ist keine Quelle zur Aneignung fremder Arbeit. Es besteht aus Konsumgütern, Gegenständen des persönlichen Bedarfs, Hausrat, Ersparnissen, Wohnungen und Eigenheimen.

Das Eigentum an den Produktionsmitteln existiert nach marxistisch-leninistischer Auffassung in zwei Formen: 1. als gesamtgesellschaftliches Volkseigentum und 2. als genossenschaftliches Eigentum. Das Volkseigentum umfaßt alle wichtigen Bereiche der Volkswirtschaft, Bodenschätze, Bergwerke, Energieerzeugung, die übergroße Mehrheit der Industriebetriebe, Banken und Versicherungen, die volkseigenen Güter in der Landwirtschaft, die Verkehrsunternehmen, die Post und die Fernmeldeeinrichtungen. Das genossenschaftliche Eigentum besteht vor allem in der Landwirtschaft, im Handwerk und im Konsumbereich. Anders als beim Volkseigentum gehören hier die Produktionsmittel der Genossenschaft. Genossenschaftliches Eigentum wird daher als „niedrigerer Vergesellschaftungsgrad“ begriffen.

Dieser ideologische Grundsatz ist die Ursache für immer wieder betriebene Versuche, die einmal erreichte Eigentumsordnung zu verändern. Von der Sozialisierung der Jahre 1945/46 über verschiedene Kollektivierungs- und Verstaatlichungsmaßnahmen am Anfang und Ende der 50er Jahre bis zur vorläufig letzten Umwandlung der Reste privaten Eigentums und genossenschaftlichen Eigentums in Volkseigentum 1971/72 gab es immer wieder solche Sozialisierungsschübe. Sie waren jeweils eng mit der aktuellen ideologischen Standortbestimmung durch die

SED verbunden. So führte die Aussage der 3. Parteikonferenz 1956, daß die Entwicklung in der DDR „jetzt nicht mehr ... von der Entwicklung des ganzen sozialistischen Lagers“ zu trennen sei (Protokoll der 3. Parteikonferenz, 1956, Bd. 1: 15) dazu, daß sowohl in der Industrie als auch in Handwerk, Handel und Landwirtschaft die Umwandlung von Privateigentum in genossenschaftliches oder Volkseigentum forciert wurde. Private Einzelhändler und Gaststättenbesitzer sollten mit dem staatlichen Handel Kommissionsverträge abschließen, in der Landwirtschaft wurde durch die Einrichtung von Maschinen- und Traktorenstationen (MTS), die in der Lieferung von Maschinen und Ersatzteilen bevorzugt wurden, der Handlungsspielraum der Privatbauern eingeengt, und schließlich wurden die Besitzer noch verbliebener Privatbetriebe faktisch gezwungen, staatliche Beteiligungen zu akzeptieren. Ziel war die Stärkung des „sozialistischen Sektors“ der Volkswirtschaft und die allmähliche Abschaffung nichtsozialistischer Eigentumsformen. (Heitzer, 1979: 124) Die Kollektivierung der Landwirtschaft Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre und die Umwandlung der meisten Betriebe mit staatlicher Beteiligung in Volkseigentum durch einen Beschluß des Politbüros der SED und des Ministerrates Anfang 1972 beendeten diesen Übergangszustand.

Heute umfaßt der staatliche Sektor nahezu 100 % der industriellen Bruttoproduktion.

In der Landwirtschaft werden über 90 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche von Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) oder Volkseigenen Gütern (VEG) bewirtschaftet. Noch etwa 5 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche gehören privaten Eigentümern, u.a. den Kirchen.

Bei nahezu 100 % liegt auch die Verstaatlichung im Bereich des Verkehrs, des Bank- und des Versicherungswesens. In der Bauwirtschaft sind etwa 75 % staatliches und 20 % genossenschaftliches Eigentum. Im Handel beträgt diese Relation 60 % : 25 %.

Eine bemerkenswerte Ausnahme bildet das Handwerk. Nachdem in den ersten drei Jahrzehnten auch hier alles daran gesetzt wurde, sozialistische Eigentumsverhältnisse zu schaffen, hat ein Beschluß des Ministerrates von 1976 die Arbeitsbedingungen des privaten Handwerks erheblich verbessert, so daß heute etwa 75 % der im Handwerk Beschäftigten in privaten Handwerksbetrieben arbeiten.

Diese Aufwertung des privaten Handwerks und sich andeutende Parallelen in einigen Bereichen der landwirtschaftlichen Produktion (Neueinrichtung und Erweiterung der Kleingärten) verweisen auf die Tatsache, daß die zentrale staatliche Planung im volkseigenen Sektor bestimmte Probleme offenkundig nicht in den Griff bekommt. So überläßt man die Versorgung mit bestimmten Dienstleistungen und Produkten – entgegen allen ideologischen Überlegungen – privaten Kleinunternehmern und nimmt in Kauf, daß sie sich „eine goldene Nase verdienen“. Insofern muß die Aussage eines DDR-Lehrbuchs modifiziert werden,

„daß allein das sozialistische Eigentum an den Produktionsmitteln die Möglichkeit bietet, die gesellschaftliche Produktion planmäßig, harmonisch und mit wachsender Effektivität zu entwickeln und auf dieser Grundlage das materielle und geistig-kulturelle Lebensniveau des Volkes stetig zu erhöhen.“ (DDR Gesellschaft, 1978: 51)

Schaubild: Berufstätige nach Eigentumsformen der Betriebe
Stand 30. September

¹⁾ 1952 einschl. „Gesellschaftliche Organisationen“; sie waren jedoch unbedeutend.—

²⁾ Nicht vergleichbar mit den Jahren 1952 und 1970, da 1972 ein großer Teil der PGH in volkseigene Betriebe der Industrie überführt wurde.— ³⁾ Sonstige produzierende Bereiche und nichtproduzierende Zweige.

DIW 84

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 111)

Neben der Frage, welche Eigentumsformen in welchen Bereichen der Gesellschaft dem jeweiligen Entwicklungsstand einer sozialistischen Gesellschaft entsprechen, hat es auch immer eine kontroverse Debatte über die Frage gegeben, wer denn Eigentümer der Produktionsmittel im volkseigenen Sektor sei. Der Behauptung der marxistisch-leninistischen Parteien, Eigentümer sei die gesamte Gesellschaft, wird entgegengehalten, daß der faktische Eigentümer der Staat sei, da die Mitglieder der Gesellschaft keine Möglichkeit hätten, ihre Eigentümerfunktionen unmittelbar wahrzunehmen. Die marxistisch-leninistische Theorie lehnt ein „isoliertes Gruppeneigentum“ ab, da dies auf eine Untergrabung der sozialökonomischen Grundlagen des Sozialismus hinausliefe. (Eine solche Form des Gruppeneigentums sind z.B. die selbstverwalteten Betriebe in Jugoslawien.) Nur das Volkseigentum gewährte eine gleiche Stellung aller zu den Produktionsmitteln.

„Die Produktionsmittel sind nicht Eigentum der Betriebe, sondern Eigentum des ganzen Volkes. Aus dem gesamtgesellschaftlichen Charakter des Volkseigentums ergibt sich ein sozialökonomisch gleiches Verhältnis aller Mitglieder der Gesellschaft zu den Produktionsmitteln. Keiner ist vom Eigentum an den Produktionsmitteln ausgeschlossen. Zugleich hat kein Mitglied der sozialistischen Gesellschaft das Recht, besondere Privilegien aus dem Volkseigentum abzuleiten. Das Volkseigentum ist unteilbar.“ (Politische Ökonomie, 1974: 467)

Als Produzent und Eigentümer ist der einzelne nach Auffassung des Marxismus-Leninismus „objektiv“ an der Steigerung der Produktion, Intensivierung und Rationalisierung des Arbeitsprozesses, an der Einführung technischer Neuerungen usw. interessiert. Da alle Eigentümer sind, haben sie grundsätzlich die gleichen Interessen.

„Die wichtigste Seite der Verwirklichung des sozialistischen Eigentums ist daher die bewußte und disziplinierte Arbeit für die sozialistische Gesellschaft.“ (Politische Ökonomie, 1974: 469)

Die Interessen des einzelnen und die der Gesamtgesellschaft sind, so lautet die Botschaft, grundsätzlich gleich. Antagonistische, sich feindlich und unlösbar gegenüberstehende Interessen gibt es nicht mehr.

„Erst nach dem Sieg der sozialistischen Produktionsverhältnisse, nachdem die Herausbildung einer politisch-moralischen Einheit aller Klassen und Schichten unter Führung der Arbeiterklasse beginnt, kann sich eine wachsende Übereinstimmung der grundlegenden Interessen der sozialistischen Gesellschaft, der Klassengruppen und auch der Individuen herausbilden. Diese grundlegenden materiellen und ideellen Interessen beziehen sich vor allem auf die weitere Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft, die damit verbundene Verbesserung des materiellen und geistig-kulturellen Lebens aller Klassen und Schichten, die wachsenden Möglichkeiten für die möglichst allseitige Entwicklung der Persönlichkeit. Die objektive Grundlage dieser Übereinstimmung, insbesondere der gesamtgesellschaftlichen und individuellen Grundinteressen, ist das sozialistische Eigentum an den Produktionsmitteln. Die Übereinstimmung in den grundlegenden Interessen schließt jedoch die Entwicklung von Widersprüchen zwischen den Interessen der Gesamtgesellschaft, Gruppen und Individuen keineswegs aus. Das folgt einerseits aus den noch unterschiedlichen materiellen Existenzbedingungen der Klassen, Schichten, Gruppen und Individuen sowie ihrer unterschiedlichen Bewußtseinsentwicklung, andererseits aus der Vielfalt und aus dem Reichtum von Interessen, die aus den sozialistischen Produktionsverhältnissen erwachsen. Hieraus entstehen auch ständig Widersprüche zwischen Interessen und den Möglichkeiten, sie voll zu realisieren. Die Widersprüche zwischen den gesamtgesellschaftlichen und individuellen In-

teressen wirken im Sozialismus als Triebkraftentwicklung. Eine wichtige Aufgabe der Leitung und Planung der gesellschaftlichen Entwicklung besteht darin, die Übereinstimmung zwischen den grundlegenden Interessen der Gesamtgesellschaft, der Klassen, Schichten, Gruppen und Individuen zu festigen und die Widersprüche zwischen den Interessen so zu bewegen und nach Maßgabe der ökonomischen Möglichkeiten jeweils so zu lösen, daß keine sozialen Konflikte entstehen, die soziale Homogenität der sozialistischen Gesellschaft wächst und ihre Entwicklung beschleunigt wird." (Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Philosophie, 1979: 134f.)

In der zweiten Hälfte der 60er Jahre wurden weniger die Widersprüche zwischen Einzel- und Gesamtinteresse, aber auch zwischen den Interessen einzelner gesellschaftlicher Gruppen thematisiert, sondern die Vorstellung einer grundsätzlichen Interessenharmonie so weit getrieben, daß von einer „sozialistischen Menschengemeinschaft“ gesprochen wurde. Diese biedermeierlich anmutende Vorstellung fand Eingang in die Verfassung von 1968. Artikel 2 Absatz 4 formulierte, daß die „politischen, materiellen und kulturellen Interessen der Werktätigen und ihrer Kollektive mit den gesellschaftlichen Erfordernissen“ übereinstimmen und daß dies „die wichtigste Triebkraft der sozialistischen Gesellschaft“ sei. Diese Passage wurde 1974 ebenso gestrichen wie die Formulierungen in Artikel 18 Absatz 1 der Verfassung von 1968, in der von der „sozialistischen Menschengemeinschaft“ die Rede war. Neue soziale Probleme zwangen dazu. Gleichwohl besteht nach wie vor die Vorstellung, daß fundamentale Interessenkonflikte im Sozialismus nicht existieren.

Der Ausgleich unterschiedlicher und divergierender sozialer, ökonomischer und politischer Interessen, der in parlamentarisch-demokratischen Systemen ein äußerst komplizierter Prozeß ist, an dem sich wirtschaftliche und soziale, parlamentarische und außerparlamentarische Gruppierungen beteiligen, ist in den Systemen des „realen Sozialismus“ ein wesentlicher Aspekt zentraler Planung. Die von den Avantgardeparteien geschaffenen Lenkungs- und Leitungsapparate vertreten, so lautet die Behauptung, die Interessen der Arbeiterklasse und des ganzen Volkes.

Damit unterscheidet sich das Politikverständnis der SED fundamental von dem der Parteien in parlamentarischen Demokratien. Politik ist für sie nicht der mühsame Prozeß des Ausgleichs verschiedener konkurrierender gesellschaftlicher Interessen, sondern der Vollzug allgemeingültiger Gesetzmäßigkeiten der sozialistischen Revolution unter den konkreten Bedingungen der DDR. Gestützt auf die wissenschaftlichen Erkenntnisse des Marxismus-Leninismus, so formuliert es das Programm der SED von 1976, sei es in der DDR gelungen, „die revolutionäre Umgestaltung der Eigentumsverhältnisse an den entscheidenden Produktionsmitteln“ zu vollziehen und so „eine feste politische und ökonomische Basis für die Lösung der sozialen, kulturellen und ideologischen Aufgaben der sozialistischen Gesellschaft“ zu schaffen. (Programm der SED, 1976: 7)

2.2. *Die Führungsrolle der marxistisch-leninistischen Partei*

Die SED sieht sich wie die anderen kommunistischen Parteien in der Tradition der leninistischen „Partei neuen Typs“. Schon Lenin war der Meinung, daß die Arbei-

terklasse ohne eine revolutionäre Partei nicht in der Lage sei, sich zum bewußten Klassenkampf zu erheben. Aufgabe dieser Partei sei es, den Klassenkampf zu leiten und die Arbeiterklasse zu sozialistischem Bewußtsein zu führen. Die Arbeiterklasse habe nur ein „tradeunionistisches“, ein nur gewerkschaftliches, in den unmittelbaren Tagesaufgaben und Tagesnöten befangenes Bewußtsein. Ganz anders die Partei, genauer, ihre intellektuellen Kader. Sie sind nach Lenin in der Lage, als „kollektive Intellektuelle“ die Gesetze der Geschichte zu erkennen, die wahren Interessen der Arbeiterklasse zu formulieren und daraus Strategien und Taktik der gesellschaftlichen Umwälzung zu entwickeln.

In seiner Schrift „Was tun?“ aus dem Jahre 1902 hat Lenin die Grundlagen der späteren marxistisch-leninistischen Parteitheorie entwickelt, einer Theorie, die in ihren wesentlichen Aussagen noch immer gültig ist: Die Parteiintellektuellen erziehen die Arbeiter zu wahren Revolutionären und organisieren den revolutionären Kampf, „denn der spontane Kampf des Proletariats wird nicht zu einem 'Klassenkampf' werden, solange dieser Kampf nicht von einer starken Organisation der Revolutionäre geleitet wird.“ (Lenin, 1970: 262) Rosa Luxemburg und andere sozialistische Theoretiker haben diesen Vorstellungen eine klare Absage erteilt: Die Leninsche Konzeption, daß es bei der Umwälzung der kapitalistischen Gesellschaft auf eine kleine Avantgarde von Berufsrevolutionären ankomme, werde nur zu einer Diktatur der Parteiführung über das Proletariat, nicht zur Diktatur des Proletariats führen. Lenins Vorstellungen waren widersprüchlich. Er verschob das Problem auf die Zeit nach der Revolution. So sehr die Arbeiter in der kapitalistischen Gesellschaft angesichts ihrer elenden materiellen und sozialen Situation auf eine Führung angewiesen seien, in der neuen, sozialistischen Gesellschaft würden sie in der Lage sein, ihren Weg selbst zu bestimmen. Jede Köchin sei dann, so meinte Lenin, in der Lage, den Staat zu lenken. Die Gründe für das Scheitern dieser Vorstellungen sind Legion: Widersprüche in den theoretischen Gedanken Lenins und seiner Mitstreiter, das Scheitern der Revolution in Westeuropa, ökonomische Zwänge, vielfältige historische Bedingungen usw. Geblieben ist die Behauptung, daß nur eine Avantgardepartei in der Lage sei, die Interessen der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten zu definieren und in praktische Politik umzusetzen. Geblieben ist die Vorstellung, daß die marxistisch-leninistische Partei beauftragt und berufen sei, führende Kraft in der sozialistischen Gesellschaft und Zentrum der gesellschaftlichen Willensbildung zu sein.

Die Trennung von sozialistischem Bewußtsein (der Intellektuellen und Berufsrevolutionäre) und nur gewerkschaftlichem Bewußtsein (der Arbeiterklasse), die bei Lenin noch als vorübergehender Zustand gedacht war, führte bei seinen Nachfolgern zu einer Partei- und Organisationstheorie, die zum einen das paternalistische Verhältnis von Avantgardepartei und Arbeiterschaft als Dauerzustand fest schrieb und zum anderen zur Trennung von politischer und ökonomischer Organisation der Arbeiterklasse führte:

1. Die Partei entwickelt als einzige die sozialistische Perspektive, die Gewerkschaft repräsentiert das tradeunionistische Bewußtsein der spontanen Arbeiterbewegung.

2. Die Gewerkschaften und die übrigen Massenorganisationen (Frauenverband, Jugendverband usw.) führen den ökonomischen und sozialen Tageskampf, die Partei hingegen formuliert die politische Perspektive der Arbeiterbewegung.
3. Diese Trennung ist keine temporäre. Sie führt zu unterschiedlichen Organisationsprinzipien von Partei und Massenorganisationen. Während die Gewerkschaften offen um die Arbeiter werben, sie in den Betrieben und Werkstätten organisieren und – durch Streiks – ihre Interessen durchzusetzen suchen, arbeitet die Partei im Verborgenen. Sie erzieht – in der Illegalität – ihre Kader zu Berufsrevolutionären, sie arbeitet konspirativ und kann sich keine demokratische Form der Auslese des Führungspersonals (auf Parteitag und durch Wahlen) leisten.
4. Obwohl diese Vorstellung bei Lenin ursprünglich auf die autokratischen russischen Verhältnisse zugeschnitten war und die Wirklichkeit der deutschen und westeuropäischen Arbeiterbewegung völlig außer acht ließ, entwickelte sich aus ihr die Parteivorstellung der internationalen kommunistischen Bewegung. Sie ist von dem Gedanken bestimmt, daß in der nachrevolutionären Gesellschaft die Partei sich zur leitenden Kraft der gesamten Gesellschaft und zu einer „Partei neuen Typs“ entwickeln muß. Die Massenorganisationen werden zu Transmissionsinstrumenten, mit deren Hilfe die Parteiziele in der Gesellschaft umgesetzt werden. Diese Partei beansprucht für sich, die gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten zu kennen und aus ihnen die richtigen politischen Schlußfolgerungen zu ziehen – im Auftrag und im Interesse der Arbeiterklasse.
5. Als politische Bewegung an der Macht benötigt die Arbeiterbewegung nicht nur einen politischen Führungskern in Form einer straffen Kaderpartei, sondern auch einen ausgebauten Parteiapparat, der die Beschlüsse der Führung durchzusetzen vermag, und eine breite Mitgliederschaft, die die Ziele der Partei in allen Bereichen der Gesellschaft vertritt. Um sich die Zügel nicht aus der Hand nehmen zu lassen, haben die Führer der regierenden kommunistischen Parteien das Leninsche Modell weiterentwickelt. Es entstanden überall Massenparteien mit einer besonderen Kaderorganisation. Die SED und die anderen kommunistischen Parteien sind also beides: Kader- und Massenparteien. Die Kaderorganisation und der Parteiapparat wirken als Avantgarde „nach innen“, gegenüber der großen Masse der einfachen Parteimitglieder. Die Weisungen der Parteiführung sind für die Mitglieder der Partei direkte und nicht hinterfragbare Anleitung zum Handeln. Die Partei als Ganzes wirkt als Avantgarde „nach außen“, gegenüber den gesellschaftlichen Gruppen und Organisationen, dem Staat, der Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft. Alle anderen gesellschaftlichen Organisationen und Institutionen sind ihren Weisungen unterworfen.

Das hier nur grob skizzierte Organisationsverständnis der marxistisch-leninistischen Parteien vom Typ der KPdSU oder der SED läßt sich schematisch folgendermaßen darstellen (s. S. 99).

Die leninistische Partei neuen Typs war eine kleine Kaderpartei. Nach der Oktoberrevolution und der Übernahme der Macht in den osteuropäischen Ländern waren die kommunistischen Parteien gezwungen, ihre Mitgliedschaft auszuweiten.

Allein die Besetzung der „Kommandohöhen“ der Wirtschaft und des Staates mit Parteimitgliedern erforderte eine solche Ausweitung. Wollten sie ihren Anspruch als revolutionäre Avantgardepartei nicht aufgeben, so waren sie genötigt, den Charakter einer Kaderpartei zu wahren und zugleich die Parteimitgliedschaft auszuweiten. Die SED erklärte sich 1948 zur Partei neuen Typs und kündigte damit den Kompromiß zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten in der Einheitspartei auf. Seither sichert sie ihren Charakter als Kaderpartei dadurch, daß sie das hierarchische Verhältnis zwischen Partei und Arbeiterklasse in der Parteiorganisation reproduziert. Der Parteiapparat ist das Instrument einer eigens ausgewählten Gruppe von Kadern. Sie definieren die Ziele der Partei, formulieren die Strategien der Zielrealisierung und kontrollieren deren Durchführung. Die Masse der Parteimitglieder ordnet sich ihren Befehlen und Weisungen unter; sie ist dazu aufgrund der Bestimmungen des Statuts der SED verpflichtet.

Die SED war und ist beides zugleich: Kaderpartei und Massenpartei. Bezogen auf die Gesellschaft versteht sie sich als Vorhut der Arbeiterklasse, der die Aufgabe gestellt ist, Verbindung zu den Volksmassen herzustellen und diese für die Realisierung der Parteiziele zu gewinnen. Dies kann sie nur als Partei, die über eine breite Mitgliederbasis verfügt. In ihrer Funktion als Massenpartei schuf sich die SED eine Organisation speziell ausgewählter Mitglieder, die die Parteiziele in allen Bereichen der Gesellschaft administrativ durchzusetzen haben. Gegenüber der Gesellschaft tritt die SED als organisatorisch geschlossener Block auf.

Das Programm der SED aus dem Jahre 1976 beschreibt ihr Selbstverständnis folgendermaßen:

„Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands ist der bewußte und organisierte Vortrupp der Arbeiterklasse und des werktätigen Volkes der Deutschen Demokratischen Republik. Sie verwirklicht die von Marx, Engels und Lenin begründeten Aufgaben und Ziele der revolutionären Arbeiterbewegung. In ihrem Wirken läßt sie sich stets davon leiten, alles zu tun für das Wohl des Volkes, für die Interessen der Arbeiterklasse und alle anderen Werktätigen. Sie sieht ihre Aufgabe darin, die entwickelte sozialistische Gesellschaft weiter zu gestalten. Ihr Ziel ist es, die kommunistische Gesellschaft zu errichten.“ (Programm der SED, 1976: 5)

Die Partei wird aber nicht nur als Führungsorganisation einer sozialen Klasse begriffen, sondern zugleich als „Kern des politischen Systems“. Sie ist verantwortlich für die Gesamtentwicklung aller Bereiche der Gesellschaft und übt „ihren führenden und lenkenden Einfluß auf alle staatlichen und gesellschaftlichen Organisationen“ aus. (Wissenschaftlicher Kommunismus, 1985: 346) Um diese gesamtgesellschaftliche Führungs- und Lenkungsfunktion wahrnehmen zu können, bedarf es vereinheitlichender, alle Bereiche der Gesellschaft prägender Strukturprinzipien und Entscheidungsmechanismen, die von allen am politischen Prozeß Beteiligten akzeptiert werden.

Schaubild: Organisationskonzeption der „Partei neuen Typs“

2.3. Funktionsprinzipien der Parteiherrschaft

Diese einheitsstiftenden Strukturprinzipien und Entscheidungsmechanismen entstanden unmittelbar aus der Parteikonzeption, wie sie von Lenin entwickelt worden war. Trotz vieler Veränderungen, die sich vor allem aus der Tatsache ergaben, daß die als führende Partei gedachte Partei nach 1917 in der Sowjetunion und nach 1945 in den „Volksdemokratien“ nicht mehr eine kleine Gruppe von Revolutionären, sondern eine Massenpartei war, die eine ganze Gesellschaft zu leiten hatte, blieben sie nach wie vor gültig. Sie sollen garantieren, daß sich die SED auch unter gewandelten gesellschaftlichen und politischen Bedingungen als revolutionäre Avantgarde und zugleich als alleiniger legitimer Sachwalter gesamtgesellschaftlicher Interessen behaupten kann. Die SED bezeichnet sich selbst als höchste Form der politischen Organisation, zu der der Staat als „Hauptinstrument“, die Transmissionen (Massenorganisationen), die Kommunikationsmittel und diejenigen Institutionen gehören, die die Verbindung zu den Werktätigen herstellen (Nationale Front, Blockparteien, Volksvertretungen). Zur Durchsetzung ihrer Führungsrolle bedient sich die Partei dreier Prinzipien:

1. des demokratischen Zentralismus
2. der sozialistischen Demokratie
3. der Kaderpolitik.

2.3.1. Der demokratische Zentralismus

Mit Hilfe des demokratischen Zentralismus versucht die Parteiführung ihren Willen innerhalb der Partei und gegenüber der Gesamtgesellschaft durchzusetzen. Der demokratische Zentralismus als „Strukturprinzip der gesamten Gesellschaft“ bestimmt wesentlich das Verhältnis Staat – Gesellschaft, die Beziehungen der Klassen untereinander und die Leitung des „Klassenbündnisses“ durch die Avantgardepartei.

Dieses Klassenbündnis ist aber kein Verhältnis von gleich zu gleich. Die anderen Klassen und Schichten erkennen – folgt man den Selbstinterpretationen der DDR – den Führungsanspruch der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei, der SED, an. Sie können das ohne Bedenken tun, weil die Arbeiterklasse als herrschende Klasse ihre politökonomische und politische Macht nicht zur Durchsetzung ausbeuterischer Klasseninteressen nutzt, wie dies in allen bisherigen Gesellschaften der Fall war, sondern die Grundinteressen des ganzen Volkes vertritt:

„In der sozialistischen Gesellschaft hingegen vertritt die Arbeiterklasse die Grundinteressen des ganzen Volkes. Diese Übereinstimmung der Grundinteressen ist eine mächtige Triebkraft, um das Klassenbündnis der Arbeiterklasse mit allen anderen Werktätigen ständig weiter zu vertiefen. Sie manifestiert sich insbesondere in der sozialen Sicherheit für alle Werktätigen und in der ständig besseren Befriedigung der materiellen und geistig-kulturellen Bedürfnisse, in dem von gegenseitiger Hilfe und Unterstützung gekennzeichneten Zusammen-

wirken aller Klassen und Schichten sowie in den allen ihren Angehörigen garantierten Möglichkeiten der Persönlichkeitsentfaltung." (DDR Gesellschaft, 1978: 24)

Ebenso wie das Bündnis von Arbeiterklasse und Intelligenz als soziales Bündnis ist das Verhältnis der organisierten Interessen nicht das von Gleichen, die um Einfluß in der Gesellschaft ringen. Die planmäßige Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft erfordert nach Auffassung der marxistisch-leninistischen Parteien vielmehr, daß die Partei als allgemein anerkanntes Führungszentrum wirken kann. Dazu bedarf es nicht zuletzt einer Vereinheitlichung der Struktur- und Funktionsprinzipien der einzelnen gesellschaftlichen Organisationen und Institutionen. Dieses vereinheitlichende Prinzip ist der demokratische Zentralismus.

Das gültige Lehrbuch für das „marxistisch-leninistische Grundlagenstudium“ an den Universitäten und Hochschulen der DDR definiert ihn folgendermaßen:

„Das der sozialistischen Demokratie immanente Organisations- und Leitungsprinzip des demokratischen Zentralismus entstand und entwickelte sich bereits im Kampf der revolutionären Arbeiterbewegung gegen den Kapitalismus. Sein wesentlicher Inhalt besteht darin, zentrale Führung und Leitung und demokratische Aktivität durch das einheitliche Handeln aller Mitglieder der marxistisch-leninistischen Partei bei der Durchführung der von der Leitung gefaßten Beschlüsse zu gewährleisten und mit der breiten innerparteilichen Demokratie bei der Ausarbeitung der politischen Linie zu verbinden. Der demokratische Zentralismus ist wissenschaftlicher Ausdruck der Auffassungen der Arbeiterklasse über Demokratie und Organisiertheit, über Freiheit und Disziplin und somit bewährte Grundlage für den Aufbau, das Zusammenwirken und die Tätigkeit aller Organe der sozialistischen Staatsmacht.

Nach der Eroberung der Macht durch die Arbeiterklasse wird dieses Prinzip zum grundlegenden Leitungs- und Organisationsprinzip des sozialistischen Staates, weil die sozialistische Gesellschaft nur durch die Initiative der Massen selbst geschaffen werden kann und weil die in großer Vielfalt in Erscheinung tretenden Initiativen nur dann zum gewollten Ziel führen, wenn sie auf der Grundlage eines einheitlichen Plans zentral geleitet werden. Die Erfahrungen des sozialistischen Aufbaus zeigen, daß der Förderung der Initiative und der Aktivität der Massen dann am besten entsprochen wird, wenn zugleich mit der notwendigen staatlichen Autorität gearbeitet wird, um die Durchsetzung der Interessen der Arbeiterklasse und aller Werktätigen zu garantieren.“ (Wissenschaftlicher Kommunismus, 1985: 358)

Und gegen die Kritik, die Praxis des demokratischen Zentralismus bedeute nichts anderes als autokratische Herrschaft durch die Partei, wendet das Lehrbuch ein:

„Imperialistische und revisionistische Ideologen verfälschen das Wesen des demokratischen Zentralismus, indem sie Demokratie und Zentralismus undialektisch gegenüberstellen. Sie unterschlagen dabei den Charakter der politischen Willensbildung im Sozialismus, die Tatsache, daß zentrale staatliche Entscheidungen und Planungen unter aktiver Mitwirkung der Massen zustande kommen und objektive Erfordernisse zur Durchsetzung der Interessen der Massen ausdrücken. Sozialistische staatliche Leitung ist daher selbst Ausdruck des schöpferischen Handelns der Massen bei der Herausbildung und Durchsetzung des gesamtstaatlichen Willens als einer Grundbedingung der schöpferischen, gesellschaftsgestaltenden Rolle des sozialistischen Staates. Die zentrale staatliche Leitung 'erstickt' nicht die Initiative der Massen. Sie ist Ausdruck dieser Initiative und zugleich Voraussetzung ihrer einheitlichen und effektiven Orientierung.“ (Wissenschaftlicher Kommunismus, 1985: 359)

In der DDR habe alle Parteien, alle Massenorganisationen – zumeist in ihren Satzungen – und alle staatlichen Institutionen die Allgemeinverbindlichkeit dieses Prinzips anerkannt. Das soll anhand einiger Zitate aus einem Staatsbürgerkunde-buch aus der DDR belegt werden:

„Dem Aufbau und der Tätigkeit der SED liegen die leninschen Organisationsprinzipien und Normen des Parteilebens zugrunde – das Prinzip des demokratischen Zentralismus, die innerparteiliche Demokratie, Kollektivität und persönliche Verantwortung, Kritik und Selbstkritik, Vertrauen und gegenseitige Hilfe.“

„Die Ausarbeitung der Volkswirtschaftspläne erfolgt entsprechend den Prinzipien des demokratischen Zentralismus unter aktiver Teilnahme der Werktätigen und ihrer Gewerkschaften.“

„Die FDJ (Freie Deutsche Jugend) ist nach dem Prinzip des demokratischen Zentralismus aufgebaut. Ihre Organe werden demokratisch von unten nach oben gewählt. Alle Leitungen legen regelmäßig Rechenschaft vor der Organisation ab, von der sie gewählt werden.“

„Im Zusammenhang mit der Leitung und Planung der gesellschaftlichen Entwicklung obliegt es dem Ministerrat, die Tätigkeit der Staats- und Wirtschaftsorgane aller Ebenen auf der Grundlage des demokratischen Zentralismus noch enger mit der schöpferischen Mitarbeit der Werktätigen zu verbinden und auf diese Weise ihren gesellschaftlichen Nutzen zu erhöhen.“ (DDR Gesellschaft, 1978: 21; 37; 44; 190)

In der Praxis bedeutet demokratisch-zentralistisch, daß die jeweiligen Führungsorgane von unten nach oben gewählt werden, wobei diese Wählbarkeit den Prinzipien der Kaderpolitik unterworfen ist, Leitung von der Spitze aus und Verbindlichkeit einmal gefaßter Beschlüsse für alle Organisationsgliederungen und Mitglieder (Fraktionsverbot) und schließlich regelmäßige Rechenschaftspflicht der gewählten Leitungen.

Eine besondere Form demokratisch-zentralistischer Formen der Machtausübung ist das „Prinzip der doppelten Unterstellung“. Es besagt, daß die regionalen oder örtlichen Räte und ihre Fachabteilungen in eine doppelte Kontrollstruktur eingebunden sind. Die Räte (Rat des Bezirks, Kreistag, Gemeindevertretung) sind sowohl den Volksvertretungen (Bezirkstag, Kreistag, Gemeindevertretung) als auch dem übergeordneten Rat (Ministerrat, Rat des Bezirks, Rat des Kreises) gegenüber verantwortlich und rechenschaftspflichtig. Die übergeordneten Räte leiten sie in ihrer Tätigkeit an und kontrollieren sie. Die Fachorgane der Räte (z.B. für Wohnungspolitik) sind sowohl ihrem Rat als auch den zuständigen Fachorganen des übergeordneten Rates bzw. dem zuständigen Ministerium unterstellt. Dieses Prinzip soll sichern, daß der demokratische Zentralismus auch bei der Planung, Organisation und Verwaltung gesellschaftlicher Teilbereiche durchgesetzt wird und keine separate, von der Zentrale unkontrollierte Entwicklung einzelner Sektoren der Gesellschaft oder einzelner Regionen entsteht.

Wenn gesagt wird, daß der demokratische Zentralismus organisatorischer Ausdruck der Führungsrolle der Partei sei, so ist dies erst einmal abstrakt. Es müssen die politischen, organisatorischen und personellen Voraussetzungen geschaffen werden, die es der Partei erlauben, die von ihr formulierten Aufgabenstellungen mit Hilfe des Staatsapparates und der gesellschaftlichen Organisationen zu realisieren.

2.3.2. Die sozialistische Demokratie

Anders als der demokratische Zentralismus, der als zeitüberdauerndes Prinzip seit der Gründung kommunistischer Parteien gültig war, ist das Prinzip der sozialistischen Demokratie ein Merkmal des „entwickelten Sozialismus“, das sich mit der weiteren Festigung dieses Gesellschaftssystems nach Meinung der Theoretiker des Marxismus-Leninismus weiter festigt und immer breitere Bereiche der Gesellschaft durchdringt.

Ein Vergleich älterer und neuerer Definitionen des demokratischen Zentralismus und der sozialistischen Demokratie zeigt eine gewisse Verschiebung der Gewichte: Stärker als früher werden die demokratische Mitwirkung der Bürger betont und die umfassenden Rechte bei der Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft beschworen. Der demokratische Zentralismus erscheint als Element sozialistischer Demokratie.

„Eine allgemeine Gesetzmäßigkeit der Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft ist die ständige Entfaltung und Vervollkommenung der sozialistischen Demokratie. Diese Gesetzmäßigkeit ist in den ökonomischen Verhältnissen des Sozialismus begründet, die nicht nur die Voraussetzung für die Wahrnehmung der demokratischen Rechte und Freiheiten durch alle Bürger bilden, sondern gleichzeitig die Demokratisierung aller Seiten des gesellschaftlichen Lebens erfordern, weil das wiederum eine entscheidende Bedingung für die Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse selbst ist. Aus der Übereinstimmung der Grundinteressen der Arbeiterklasse mit denen der anderen Klassen und Schichten ergibt sich die Möglichkeit und Notwendigkeit des gemeinsamen Handelns, der breiten demokratischen Mitarbeit und Mitentscheidung der Werktätigen in allen gesellschaftlichen Angelegenheiten. Die neue Qualität der sozialistischen Demokratie gegenüber der bürgerlichen Demokratie findet ihren Ausdruck im Recht der Bürger des sozialistischen Staates, den Inhalt, die grundlegenden Ziele und Aufgaben der gesellschaftlichen Entwicklung selbst zu bestimmen, an der Leitung der gesellschaftlichen Angelegenheiten, an der Verwirklichung der Aufgaben sowie an der Kontrolle ihrer Durchführung teilzunehmen...“

Der Charakter der sozialistischen Demokratie kommt vor allem darin zum Ausdruck, daß sie die schöpferischen Kräfte des Volkes freisetzt. Die sozialistische Demokratie vereinigt die gesetzgebende mit der durchführenden Macht, sie stellt die Tätigkeit des Staates unter die Kontrolle des Volkes. Sozialistische Demokratie schließt zentrale Leitung und Planung, Einzeileitung und disziplinierte Durchführung von Weisungen und gefaßten Beschlüssen ein, weil nur so eine bewußte, rationelle Gestaltung des Sozialismus, eine effektive Wirksamkeit der Masseninitiative möglich sind. Der demokratische Zentralismus vereinigt die zentrale staatliche Leitung mit der Initiative der Werktätigen.“ (Wissenschaftlicher Kommunismus, 1985: 354f.)

Sozialistische Demokratie bedeutet in der Praxis Teilnahme der Bürger an den institutionalisierten Partizipationsformen

- im „politisch-organisatorischen Zentrum der Gesellschaft“, der marxistisch-leninistischen Partei,
- in den anderen Parteien des „Demokratischen Blocks“,
- in den Massenorganisationen, vor allem den Gewerkschaften und dem Jugendverband,
- in der Nationalen Front,
- bei Wahlen,

- in den Volksvertretungen und ihren Ausschüssen und Kommissionen,
 - vor allem und in erster Linie aber in den „sozialistischen Arbeitskollektiven“.
- (DDR Gesellschaft, 1978: 26f.)

Das Programm der SED von 1976 erklärt die sozialistische Demokratie zu einem Schlüsselement des entwickelten Sozialismus:

„Entwickelte sozialistische Gesellschaft – das heißt, die sozialistische Staats- und Rechtsordnung allseitig zu festigen und die sozialistische Demokratie breit zu entfalten. Die umfassende gesellschaftliche Aktivität der Arbeiter, Genossenschaftsbauern, der Intelligenz und der anderen Werktätigen, die mit hoher politischer Verantwortung und Sachkenntnis an der Leitung und Planung der gesellschaftlichen Entwicklung mitwirken, sind ein charakteristisches Merkmal des entwickelten Sozialismus.“ (Programm der SED, 1976: 27)

2.3.3. *Die Kaderpolitik*

Das wichtigste Instrument, mit dessen Hilfe die Partei ihre Führungsrolle realisiert, ist die Kaderpolitik. So verwundert es nicht, daß die SED sich immer erneut mit diesem Problem beschäftigt und versucht hat, ihre kaderpolitischen Vorstellungen als verbindliche Leitlinie für alle Bereiche der Gesellschaft zu formulieren. Die gegenwärtig gültige Kaderrichtlinie des Sekretariats des ZK der SED bezeichnet es als wichtigste Aufgabe der Kaderpolitik, die „marxistisch-leninistische und fachliche Bildung“ der Kader zu erhöhen und dafür zu sorgen, daß die zukünftigen Inhaber leitender Positionen und Funktionen im Partei-, Staats- und Wirtschaftsapparat, in den Massenorganisationen sowie im kulturellen und wissenschaftlichen Bereich langfristig auf ihre Aufgaben vorbereitet werden.

„Kader in der sozialistischen Gesellschaft sind Persönlichkeiten, insbesondere aus der Arbeiterklasse, die als Leiter, Funktionäre und Spezialisten in allen Bereichen der Gesellschaft aufgrund ihrer politischen, fachlichen u.a. Fähigkeit und Eigenschaften tätig sind bzw. als Nachwuchskräfte dafür vorbereitet werden.“ (Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Soziologie, 1977: 325)

Kader sind also Inhaber herrschaftstechnisch relevanter Positionen und Funktionen. Ihre Auswahl, Ausbildung, Erprobung und ihr beruflicher Einsatz in Leitungsfunktionen sind Gegenstand bewußter Planung, sind Aufgabe der Kaderpolitik. Die Partei konzentriert sich darauf, die Rekrutierung von Leitungspersonal in allen Bereichen der Gesellschaft zu kontrollieren, und beansprucht für sich das Recht, gesellschaftlich herausragende Positionen mit eigenen Parteikadern zu besetzen. Die Kaderpolitik ist also ein unverzichtbares Element marxistisch-leninistischer Parteiherrschaft. Nur das Ineinandergreifen der drei Funktionsprinzipien demokratischer Zentralismus, sozialistische Demokratie und Kaderrekrutierung sichert die Suprematie der Partei. Sie hat daher stets sehr empfindlich reagiert, wenn dieser Zusammenhang in Debatten über eine Reform des „realen Sozialismus“ in Frage gestellt wurde – man erinnere sich z.B. an die Angriffe gegenüber der KPC in der Zeit des „Prager Frühlings“.

Die dargestellten Funktionsprinzipien der Herrschaft der marxistisch-leninistischen Partei lassen sich folgendermaßen zusammenfassen und beurteilen:

1. Im Begriff des demokratischen Zentralismus dominiert eindeutig der Zentralismus. Es geht um die möglichst reibungslose Umsetzung der an der Spitze der staatlichen Leitungspyramide und der Partei getroffenen Entscheidungen bis hinunter in die kleinste Organisationseinheit.
2. Sozialistische Demokratie ist vor allem gedacht als Möglichkeit, die Bürger in einem festen organisatorischen Rahmen an der Ausgestaltung der staatlichen Aufgaben zu beteiligen. Sie sollen ihre „Schöpferkraft“ darauf richten, diese Aufgaben „noch besser“ zu erfüllen. Sozialistische Demokratie enthält aber auch Elemente von Selbstorganisation, wenn auch in äußerst beschränktem Umfang.
3. Die behauptete Verbindung von Demokratie und Zentralismus über die Wählbarkeit aller Entscheidungsinstanzen bleibt Fiktion. Alle einflußreichen Positionen und Funktionen, ob in der Partei, dem Staatsapparat, den Massenorganisationen, im Kultur- und Bildungsbereich oder wo auch immer, sind auch dann, wenn sie Wahlfunktionen sind, zugleich Kaderpositionen, für die die Partei sich das Recht vorbehält, ihre personalpolitischen Vorstellungen zu realisieren.

2.4. *Staat und Recht als Instrumente der Parteiherrschaft*

Eines der kompliziertesten ideologischen Probleme der Systeme des „realen Sozialismus“ ist, wie sie die Tatsache rechtfertigen sollen, daß sie als Bewegungen auftreten sind, die die Herrschaft von Menschen über Menschen und das heißt vor allem und zuallererst die Herrschaftsinstrumente Staat und staatliche Bürokratie abschaffen wollten, sich aber heute als politische Systeme erweisen, in denen der Staat eine Machtfülle und Entscheidungskompetenz hat wie vorher nur in historischen Despotien und Priesterherrschaften.

Solange der Sozialismus nur als Übergangsphase zur kommunistischen Gesellschaft gesehen werden konnte, die nach einer kurzen, überschaubaren Zeit vorbei sei, ließ sich – zumal angesichts der weltweiten Systemauseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus sowjetischer Prägung – noch das Argument anführen, eine zeitweise Stärkung des Staates stehe seinem allmählichen Abbau nicht im Wege, beschleunige ihn vielmehr, da er ja den weltweiten Sieg des Sozialismus und den Aufbau der neuen gesellschaftlichen Ordnung beschleunige. Der Staat als Hauptinstrument der kommunistischen Partei zur Verwirklichung sozialistischer Verhältnisse mache sich also, je erfolgreicher er sei, um so eher selbst überflüssig.

Sozialismus als Dauererscheinung stellt die Frage neu, in welchem Verhältnis Gesellschaft, Partei und Staat zueinander stehen. Der Versuch, Veränderungstendenzen in den politischen Systemen des „realen Sozialismus“ aufzuspüren, wäre unzulänglich und ginge in die Irre, würden nicht die Aspekte der Parteiherrschaft

analysiert, die ihre Kontinuität bewahrt haben: Die Staaten Osteuropas lassen sich als Herrschaftsgebilde kennzeichnen, in denen die regierenden kommunistischen Parteien sich des Staates und des Rechts bemächtigt haben und sie für ihre Zwecke instrumentalisieren.

In den Jahren nach der Oktoberrevolution war bei marxistischen Theoretikern die Auffassung verbreitet, die noch bestehenden Rechtsverhältnisse hätten – wie der Staat auch – die Tendenz, abzusterben. Die Beziehungen zwischen den Menschen bedürften nicht mehr des juristischen Moments. Das bedeutete nicht, daß die Vorstellung bestand, auf die Rechtsform könne von heute auf morgen verzichtet werden. Die Tendenz aber schien deutlich: An die Stelle des Rechts würden zunehmend technisch-organisatorische Regelungen treten. In der ersten Phase der kommunistischen Gesellschaft, im Sozialismus, werde, so betonte Lenin, das bürgerliche Recht nicht vollständig abgeschafft, sondern nur zum Teil, nur entsprechend dem bereits erreichten Stand der ökonomischen Umwälzung. Es bleibe vor allem als Regulator und Ordner bei der Verteilung der Produkte der Arbeit unter den Mitgliedern der Gesellschaft bestehen. Die Vorstellung, die Menschen könnten sofort nach dem Sturz der alten Ordnung ohne alle Rechtsnormen auskommen, hielt Lenin für utopisch. Andere Formen als die des Rechts bestünden nicht. Die Weiterexistenz der Rechtsform habe zur Voraussetzung, daß auch der Zwangsapparat fortbestehe, der im Zweifel die Durchsetzung des Rechts gewährleistet: der Staat.

Trotz aller widersprüchlichen und taktisch motivierten Äußerungen hatte Lenin an der Idee festgehalten, daß der Staat absterben und das Recht sich selbst aufheben würde. Zugleich aber hatte er erkannt, daß die fortexistierende Rechtsform nicht nur ein Relikt kapitalistischer Warenproduktion ist, behaftet mit den Merkmalen der alten Gesellschaft, sondern ein konstitutives, ein unverzichtbares Element auch der neuen Gesellschaftsordnung darstellt.

Bei ihm sind aber auch die Einbruchstellen eines neuen Autoritarismus unter der Führung der Avantgardepartei und des von ihr instrumentalisierten Staates erkennbar. Solange nicht der Widerstand der alten Ausbeuterklassen gebrochen ist, und zwar sowohl nach innen als nach außen, ist eine zentralisierte Gewalt nötig. Der Staat bleibt auch in der sozialistischen Gesellschaft ein Zwangsapparat, der von der Gesellschaft getrennt ist, über einen eigenen Verwaltungsstab und einen Regulationsmechanismus, das Recht, verfügt, mit deren Hilfe er seine Ziele durchzusetzen vermag.

Hinter dieser pragmatischen Haltung steht eine Auffassung, die das Recht wesentlich als eine Funktion der Macht sieht. Insofern ist hier der Keim für das spätere stalinistische Rechtsverständnis gelegt, das jedoch in einem entscheidenden Punkt davon abweicht. Die Erwartung, daß alle rechtlichen Regelungen Übergangscharakter hätten, daß sie im Zuge der weiteren Entwicklung hin zur kommunistischen Gesellschaft ebenso wie der Staat obsolet werden würden, diese Vorstellung hatte Stalin und haben seine Nachfolger nicht. In der Stalin-Ära setzte sich dann eine Staats- und Rechtsauffassung durch, die vor allem die repressive Funktion des Staates und des Rechts betonte. Das Recht wurde als entscheidendes Mittel staatlicher Führung angesehen, das zuvörderst der Unterdrückung im Inneren zu

dienen und das neuentstandene wirtschaftliche und administrative System zu festigen hatte und das schließlich Instrument der ideologischen Erziehung sein sollte. Es war ein Mittel in den Händen der Avantgardepartei, mit dessen Hilfe sie den Aufbau der neuen Gesellschaft organisieren und leiten konnte.

Die gegenwärtig gültige Rechtsdefinition ist dem Lehrbuch „Marxistisch-leninistische Staats- und Rechtstheorie“ zu entnehmen:

„Recht ist Staatswille der herrschenden Klasse, dessen Inhalt letztlich von deren materiellen Lebensbedingungen determiniert wird, in einem System allgemeinverbindlicher Normen ausgedrückt ist, der Einwirkung auf gesellschaftliche Verhältnisse dient und dessen Verwirklichung vom Staat unter Anwendung von Zwang gewährleistet wird.“ (Marxistisch-leninistische Staats- und Rechtstheorie, 1975: 88)

In dieser Definition sind fünf Aspekte enthalten:

1. Das Recht wird als ein System allgemeinverbindlicher Normen begriffen.
2. Das Recht ist Ausdruck des Willens der herrschenden Klasse, der durch den Staat in politisch-gesellschaftliches Handeln umgesetzt wird.
3. Der Inhalt des Rechts wird „letztlich“, d.h. nicht immer und in jedem Einzelfall, von den materiellen Lebensbedingungen determiniert.
4. Der Staat sichert mit seinem Zwangsmonopol die Durchsetzung der Rechtsnormen.
5. Das Recht ist Instrument der Gestaltung der Gesellschaft, oder, wie es in einem sowjetischen Lehrbuch heißt, „staatlicher Regulator der gesellschaftlichen Verhältnisse“.

Es ist nicht zu übersehen, daß die inhaltliche Bestimmung des Rechts relativ vage bleibt und der Begriff „letztlich“ der Interpretation einen weiten Spielraum läßt. Offen bleiben hier auch die Spezifika sozialistischen Rechts. Hierzu bemerkt das DDR-Lehrbuch:

„Das sozialistische Recht ist das System allgemeinverbindlicher Normen, die den letztlich von den sozialistischen Produktionsverhältnissen bestimmten staatlichen Willen der Arbeiterklasse und der von ihr geführten Werktätigen ausdrücken, vom Staat festgelegt oder sanktioniert und garantiert werden – wenn nötig auch mit staatlichem Zwang – und als Instrument (Regulator) die Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse mit dem Ziel der Errichtung des Sozialismus und Kommunismus fördern und schützen.“ (Marxistisch-leninistische Staats- und Rechtstheorie, 1975: 356)

Hier ist nicht mehr vom Staatswillen der herrschenden Klasse, sondern von dem der Arbeiterklasse und der von ihr geführten *Werktätigen* die Rede, den das Recht repräsentiere. Die weitere Entwicklung ist vorgezeichnet, wenn man diese Formulierungen mit entsprechenden Passagen in sowjetischen Lehrbüchern vergleicht. Dort heißt es, daß das sozialistische Recht der staatliche Wille sei, der die Interessen der Arbeiterklasse und *aller Werktätigen*, d.h. des ganzen Volkes ausdrücke. Die Sowjetunion versteht sich als Staat des ganzen Volkes. Die DDR hat sich dieser Auffassung in bezug auf ihre eigene gesellschaftliche Wirklichkeit nicht angeschlossen. Sie bezeichnet sich nach wie vor als eine Form der Diktatur des Proletariats.

Diese Unterscheidung soll den unterschiedlichen Entwicklungsstand der DDR gegenüber der Sowjetunion verdeutlichen. Während die Sowjetunion bereits den Kommunismus aufbaut, befinde sich die DDR noch in der Etappe der Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft. Dieser Entwicklungsunterschied schlage sich im Klassencharakter des Staates und des Rechts nieder.

Bei aller subtilen ideologischen Unterscheidung der Aufgaben und der Rolle des Staates und des Rechts bleiben drei zentrale Funktionen des Staates unverändert:

1. Er ist Hauptinstrument der marxistisch-leninistischen Partei, mit dem sie ihre politischen, ökonomischen und sozialen *Ziele* zu realisieren trachtet;
2. der Staat sichert die *Herrschaft* der Partei nach innen und nach außen;
3. der Staat ist der (wichtigste) Teil der politischen Organisation der sozialistischen Gesellschaft. Zusammen mit den Parteien und Massenorganisationen gestaltet er die Rahmenbedingungen für die *Partizipation* der Bürger im Rahmen der Zielvorgaben, die von der Partei formuliert werden.

3. Rechtliche Grundlagen der DDR-Gesellschaft

Politik, so wie sie die SED versteht, ist Staatspolitik. Seit kommunistische Parteien regieren, haben sie sich der Staatsmacht bedient, um ihre politisch-gesellschaftlichen Ziele zu verwirklichen. Das war nicht selbstverständlich angesichts einer Theorie der Revolution, die sich auf Marx und Engels berief und den Staat als Unterdrückungsinstrument abschaffen wollte. Es hat nach der Oktoberrevolution auch Stimmen gegeben, die die notwendigen Lenkungs- und Regelungsfunktionen den gesellschaftlichen Organisationen, z.B. den Gewerkschaften übertragen wollten.

Die Diktatur des Proletariats, wie sie sich in der Sowjetunion als Diktatur der Partei etablierte und nach dem II. Weltkrieg ausbreitete, war aber alles andere als ein Schritt zur Abschaffung des Staates – im Gegenteil. Um ihre Ziele verwirklichen zu können, bauten die kommunistischen Parteien einen starken und mit allen Machtmitteln ausgestatteten zentralistischen Staat auf, der ihre Transformationsziele umsetzte. Dieser starke Staat existiert noch heute, aber es sind Elemente hinzugekommen, die seine Stellung in der Gesellschaft partiell verändert haben.

Aufgrund ihrer Tradition, die im Staat ein Ausbeutungsinstrument der herrschenden Klassen sah, hat sich in den sozialistischen Staaten nur mühsam eine eigene Staats- und Rechtsvorstellung entwickeln können. Besonders deutlich zeigten sich die Probleme der Etablierung einer neuen Rechtsordnung der DDR; dort galten nicht nur weiterhin relevante Teile des alten Rechts (z.B. BGB, StGB) und damit auch – immanent argumentiert – ihr alter Klasseninhalt weiter, sondern auch rechtsähnliche Anweisungen der Besatzungsmacht. Die nach wie vor gültigen Teile des bürgerlichen Rechtssystems mußten politisch uminterpretiert werden, um den neuen sozialökonomischen, politischen und institutionellen Gegebenheiten gerecht zu werden. Die daraus sich ergebenden Probleme wurden nicht theoretisch, sondern praktisch gelöst. Soweit rechtliche Regelungen erforderlich waren, die den Horizont des bürgerlichen Rechts sprengten, waren sie direkt durch die Partei gesetzt (in der SBZ/DDR auch durch die sowjetische Militäradministration, SMAD) und von dieser jederzeit widerrufbar. Daraus folgte aber nicht, daß der politische Auftrag der Partei in rechtliche Formen gegossen worden wäre. Trotz der in Ansätzen erkennbaren Herausbildung „sozialistischen“ Rechts, wie es sich vor allem als Grundlage und Folge der Wirtschaftsplanung zu etablieren begann, vollzog sich staatliches und wirtschaftliches Handeln, soweit es sich des Rechts bediente, weitgehend in der Nutzung überkommener rechtlicher Regelungen. Das Recht wurde je nach politischer Opportunität genutzt, interpretiert oder ignoriert; im Ergebnis lief das auf eine politische Instrumentalisierung des Rechts hinaus.

Allgemeine Handlungsrichtlinien für die staatlichen Behörden waren nicht die rechtlichen Normen, sondern die Prinzipien des demokratischen Zentralismus und der „Einzelleitung“ durch einen mit der vollen Autorität der Partei ausgestatteten Leiter, der letztlich nur ihr gegenüber rechenschaftspflichtig war.

Es zeigte sich jedoch, daß diese Prinzipien für die Ausgestaltung konkreter Beziehungen zwischen Organisationen und des Verhältnisses dieser Organisationen zu den Mitgliedern der Gesellschaft und den Adressaten ihres Handelns nicht aus-

reichten. Die Partei hatte sich lange gesträubt, ein System rechtlicher Normen zu schaffen, in dem sich gesellschaftliches und staatliches Handeln zu bewegen hat, weil sie mit Recht um ihre eigenen Gestaltungsspielräume fürchtete. Sie setzte auf die Einheit des gesellschaftlich-staatlichen Leitungsprozesses, die nur „politisch“, durch die Ausgestaltung ihrer eigenen Führungsrolle, nicht aber „rechtlich“ zu sichern war.

Die SED begann erst relativ spät damit, ihre staats- und rechtstheoretischen Vorstellungen näher zu bestimmen. Dies geschah auf einer Konferenz, die die Parteiführung 1958 an der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft in Potsdam-Babelsberg durchführte. Im Mittelpunkt dieser Konferenz stand die Frage nach dem Verhältnis von altem und neuem Recht; auf ihr wurde das Verwaltungsrecht als Relikt bürgerlichen Rechtsverständnisses verurteilt und gegen den „Dogmatismus“ polemisiert, der Glaube, die gesellschaftliche Entwicklung lasse sich in die gewünschte Richtung lenken, wenn nur eine entsprechende rechtliche Regelung zur Hand sei. Gemeint ist hier der Pragmatismus der Staats- und Rechtswissenschaftler der DDR, die es gelernt hatten, mit den bestehenden alten und neuen gesetzlichen Regelungen umzugehen, und die dabei nach Auffassung der Parteiführung die von ihr formulierten politischen und gesellschaftlichen Ziele aus den Augen verloren hatten. Ihnen wurde vorgeworfen, daß sie in einem bürgerlichen Rechtsformalismus befangen seien und sich nicht genügend mit der Frage der politischen Macht auseinandersetzten. Diese Kritik zeigt die Zielrichtung: Es ging nicht um den Kampf gegen den Dogmatismus, sondern um die Kritik eines Rechtspositivismus, der sich der jederzeitigen Instrumentalisierung des Rechts durch die Partei entzog. Es ging um das Dauerproblem der politischen Herrschaft einer Partei, die den Anspruch erhebt, jederzeit in den gesellschaftlichen Lenkungs- und Leitungsprozeß eingreifen zu können, gleichwohl aber darauf angewiesen ist, sich formalisierte Regeln und Normen zu schaffen, nach denen die von ihr eingesetzten Bürokrationen und gesellschaftlichen Organisationen funktionieren.

Erst mit den ökonomischen und politischen Reformen nach 1963 überwand die SED die bis dahin praktizierte, ausschließlich am politischen Kalkül orientierte Verwendung des Rechts und bediente sich bewußt der Kriterien zweckrationalen positivistischen Rechts zur formalen Regelung gesellschaftlicher Prozesse. Im Parteiprogramm der SED von 1963 wird eine Rechtsdefinition vorgegeben, die bis heute ihre Gültigkeit nicht verloren hat:

„Unser sozialistisches Recht bringt den Willen des werktätigen Volkes unter Führung der Arbeiterklasse zum Ausdruck. Es entspringt den objektiven Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung und ist auf ihre Durchsetzung gerichtet. Unser Recht hat die Aufgaben dieser Entwicklung und die staatlichen Grundregeln des sozialistischen Zusammenlebens der Menschen zum Hauptinhalt.“ (Protokoll des VI. Parteitages der SED, 1963: 371)

Das Recht ist in der seither gültigen Vorstellung durch fünf Aspekte gekennzeichnet: Es ist ein System allgemeinverbindlicher Normen, Ausdruck des Willens der herrschenden Klasse, die ihre Vorstellungen durch den Staat in politisch-gesellschaftliches Handeln umsetzt. Der Inhalt des Rechts wird – wenngleich nicht unmittelbar und direkt – von den materiellen Lebensbedingungen determiniert. Der

Staat sichert die Durchsetzung der Rechtsnormen durch sein Zwangsmonopol, und schließlich wird das Recht immer mehr zum Instrument der Gestaltung der Gesellschaft, zum staatlichen Regulator der gesellschaftlichen Verhältnisse.

3.1. *Der Staat im entwickelten Sozialismus*

Die neuere marxistisch-leninistische Staatsdiskussion sieht den Staat als Teil eines umfassenderen politischen Verbundes, der „politischen Organisation der sozialistischen Gesellschaft“ oder des „politischen Systems“. Dabei geht es um das Verhältnis des Staatsapparates, das sind Regierung, Verwaltung, Streitkräfte, Sicherheitsapparate, Organe der Justiz und Vertretungskörperschaften, zu den gesellschaftlichen Organisationen und Institutionen der herrschenden Klasse (der marxistisch-leninistischen Partei, den Massenorganisationen und den Massenkommunikationsmitteln) und zu den „bürgerlichen Parteien“ – soweit diese, wie in der DDR, noch existieren.

„So wird zunächst deutlich, daß die marxistisch-leninistische Partei das politisch-organisatorische Zentrum der Gesellschaft ist. Unter ihrer Führung werden alle anderen Bestandteile des politischen Systems tätig, die sich jedoch in ihrem gesellschaftlichen Wirkungsbereich und in ihrem Einfluß auf die Massen voneinander unterscheiden. Den wichtigsten Platz in diesem System nimmt der sozialistische Staat ein. Er erfaßt über die gewählten Machtorgane alle Bürger der DDR und verkörpert insofern die Einheit der sozialistischen Gesellschaft. Durch ihren Staat verwirklichen die Arbeiterklasse und ihre Verbündeten vorrangig ihre politische Macht, fördern sie die Initiative und Tatkraft aller Bevölkerungsschichten, d.h. aller ihrer Bündnispartner.

Eine wachsende Rolle bei der Verwirklichung der sozialistischen Demokratie spielen auch die gesellschaftlichen Organisationen der Werktätigen. Sie bilden im Rahmen des politischen Systems des Sozialismus selbständige, von den Interessen der Arbeiterklasse und des werktätigen Volkes geleitete Organisationsformen. ... Es handelt sich dabei um die mit der SED verbündeten vier anderen politischen Parteien, die Massenorganisationen der Werktätigen, unter ihnen besonders die Gewerkschaften, weitere gesellschaftliche Organisationen sowie die sozialistische Volksbewegung der Nationalen Front der DDR. Zu einer wichtigen Organisationsform der sozialistischen Demokratie werden die Arbeitskollektive der Werktätigen in den Betrieben, Genossenschaften und Einrichtungen. Sie leisten nicht nur einen hervorragenden Beitrag zur Entwicklung einer echten schöpferischen Arbeitsatmosphäre, ihnen wird vielmehr – wie das neue Wahlgesetz beweist – zunehmend auch politische Verantwortung übertragen.

Die Gesamtheit dieser Organisationen und Organisationsformen, die unter Führung der SED selbständig wirken und durch enge Beziehungen miteinander sowie mit dem sozialistischen Staat verbunden sind, werden begrifflich als 'politisches System der sozialistischen Gesellschaft' zusammengefaßt." (DDR Gesellschaft, 1978: 26f.)

Das bedeutet aber nun keineswegs, daß die Stellung des Staates zugunsten der gesellschaftlichen Organisationen geschwächt werden soll. In der DDR wird darauf verwiesen, daß die politische Organisation ihre soziale Basis in den „miteinander befreundeten Klassen und Schichten“ habe, die in ihren Grundinteressen übereinstimmen und ein einheitliches Ziel hätten.

„Die in dieser politischen Organisation wirkenden Wechselbeziehungen zwischen staatlicher und gesellschaftlicher Organisation sind daher von den gemeinsamen sozialistischen Idealen

geprägt: von den Prinzipien der kameradschaftlichen Zusammenarbeit und von dem gemeinsamen Bemühen, die gesamtgesellschaftlichen Aufgaben im Interesse und zum Wohle des ganzen Volkes zu lösen." (Marxistisch-leninistische Partei, 1978: 115)

Staat und gesellschaftliche Organisationen sind ein „einheitlicher sozialer Organismus“. Mit dem Verweis auf den einheitlichen Willen und die gemeinsamen Ziele aller Elemente des politischen Systems wird auch jede Kritik abgewiesen, die aus einer Verschiebung der Gewichte innerhalb dieses Systems auf Systemveränderungen schließt. Gleichwohl sind solche Veränderungen unverkennbar.

Die politische Organisation oder das politische System umfaßt sowohl den Staatsapparat als auch Parteien und Massenorganisationen. Bis in die 60er Jahre hinein wurden vor allem die politische Führungsrolle der Partei und die instrumentelle Rolle des Staatsapparates betont. Der Staat hatte im ideologischen Selbstverständnis der SED vor allem die Aufgabe, die Feinde des Sozialismus niederzuhalten (repressive Funktion). Zweitens sollte er die Wirtschaft planen und organisieren (wirtschaftlich-organisatorische Funktion), und schließlich wurde es als seine Aufgabe angesehen, neue, sozialistische Menschen zu erziehen und die sozialistische Kulturrevolution voranzutreiben (kulturell-erzieherische Funktion). Der Staat war vor allem ein Kampfinstrument in den Händen der herrschenden Klasse. Er ist dies auch noch heute. Er ist aber zugleich Organisator sozialer Beziehungen. Damit wachsen ihm neue Funktionen zu, vor allem bei der rechtlichen Regelung sozialer Beziehungen und der Ausgestaltung der Beziehungen zwischen Staat, gesellschaftlichen Organisationen und Bürgern.

Was als bloße Modifikation ideologischer Versatzstücke erscheinen könnte, hat bei näherem Hinsehen drei Aspekte, die für das Staats- und Rechtsverständnis der DDR weitreichende Auswirkungen haben.

1. Eine genauere Analyse der staatsrechtlichen Diskussion zeigt, daß der konkrete Bedeutungsinhalt der traditionellen Staatsfunktionen sich verändert hat. So wird z.B. die wirtschaftlich-organisatorische Funktion heute anders verstanden als noch zu Beginn der 60er Jahre. Damals ging es nach offiziellen Aussagen vor allem um die Steigerung der Produktion, heute haben sozialpolitische Ziele eine vergleichbare Bedeutung.
2. Die kulturell-erzieherische Funktion, d.h. die ideologischen Aufgaben des Staates werden nach diesem Verständnis nicht geringer, sondern wachsen. Angesichts der Ausweitung rechtlicher Regelungen weit über den Bereich staatlicher Tätigkeit hinaus erschöpft sich diese ideologische Funktion nicht mehr in der Vermittlung des „richtigen“ politischen Bewußtseins, sondern steht vor der Aufgabe, die Normen des sozialistischen Rechts auch in den Köpfen der Menschen zu verankern: durch Rechtserziehung.
3. Eine wachsende Bedeutung gewinnt die rechtliche Ausgestaltung der sozialen Beziehungen und vor allem der Rechte der Bürger gegenüber dem Staat. Am bedeutendsten sind hier die arbeits- und verwaltungsrechtlichen Regelungen.

Die Zuweisung neuer Funktionen an den staatlichen Verwaltungsapparat hat mehr als bloß ideologische Gründe. Sie stellt den Versuch dar, die Bewältigung wachsender gesellschaftlicher Probleme so zu organisieren, daß sie der Kontrolle der

Staatspartei nicht entgleitet. Die mögliche Übertragung staatlicher Aufgaben an gesellschaftliche Gruppen und Organisationen soll verhindert werden. Der Artikel 2 Absatz 2 der DDR-Verfassung (in der Fassung von 1974) formuliert deutlich den Anspruch der Partei, an ihrer Führungsrolle keinen Zweifel entstehen zu lassen:

„Das feste Bündnis der Arbeiterklasse mit der Klasse der Genossenschaftsbauern, den Angehörigen der Intelligenz und den anderen Schichten des Volkes, das sozialistische Eigentum an Produktionsmitteln, die Leitung und Planung der gesellschaftlichen Entwicklung nach den fortgeschrittensten Erkenntnissen der Wissenschaft bilden unantastbare Grundlagen der sozialistischen Gesellschaftsordnung.“

Nur im Rahmen dieser unantastbaren Grundlagen der DDR-Gesellschaft läßt die SED Funktionsverschiebungen zu. Die „klassischen“ Aufgaben des sozialistischen Staates bleiben unangetastet: Er ist

1. Instrument zur Realisierung der politisch-ökonomischen Ziele der Partei,
2. Instrument der Herrschaftssicherung nach innen und außen und
3. Vermittlungsinstrument von Parteiherrschaft und Partizipation der Gesellschaftsmitglieder, letzteres gemeinsam mit der leninistischen Partei in ihrer Funktion als Massenpartei, den Massenorganisationen und – soweit diese existieren – den „bürgerlichen“ Parteien.

Die Vorstellung, die marxistisch-leninistische Partei, die verbündeten Parteien, die Massenorganisationen und der Staatsapparat bildeten einen Systemverbund, die „politische Organisation“, erlaubt es, Aufgaben innerhalb dieses Verbundes zu verlagern, die Funktion einzelner Teile zu verändern, ohne das Herrschaftsgefüge in seinem Kern zu modifizieren. Die stärkere Einbettung des Staates in ein Beziehungsgefüge Partei – Staat – gesellschaftliche Organisationen – befreundete Parteien und Organisationen stellt zwar nicht das instrumentelle Staatsverständnis der SED in Frage, betont jedoch stärker als früher die gesellschaftlichen Bedingungen und Konsequenzen staatlicher Tätigkeit. Diese wird allerdings nicht reduziert, sondern ausgeweitet. Der Staat bleibt die Institution, die die Gesellschaft organisatorisch, die Partei diejenige Institution, die sie politisch-ideologisch zusammenhält. Dies bedeutet, daß der Staat parteilicher Staat sein muß, eine Organisation, die sich in allen ihren Handlungen vom Willen und den Absichten der Partei leiten läßt. Er soll heutiger Vorstellung nach aber zugleich die gesellschaftlichen Interessen verkörpern und repräsentieren, d.h. als Interessenvertretung aller Werktätigen fungieren.

Hier treffen sich zwei kaum zu vereinbarende Vorstellungen: der Staat als Instrument der Partei und zugleich als Vertreter gesellschaftlicher Interessen. Dieser Widerspruch ist lösbar über ein ideologisches Konstrukt. Da die Partei die wahren Interessen der Arbeiterklasse und diese die der gesamten Gesellschaft vertritt, konstituiert sich der Staat, indem er Instrument der Partei ist, zugleich als Interessenvertreter des ganzen Volkes. Er entwickelt sich tendenziell zum „Volksstaat“. Dieser Staat neuen und höheren Typs, so lautet die ideologische Formel, könne sich aber erst im Zuge des Aufbaus des Kommunismus entwickeln. Der sozialistische Staat des gesamten Volkes sei daher seinem Wesen nach die natürliche Fortsetzung und Entwicklung des Staates der Diktatur des Proletariats. Die Entwicklung

dorthin vollziehe sich auf der Basis gefestigter Eigentumsverhältnisse und sozialer Beziehungen zwischen den Klassen und Schichten.

3.2. *Verfassungsverständnis, Verfassungsentwicklung und Grundrechte der Bürger*

Die gewandelten Vorstellungen über die Struktur des politischen Systems, die Rolle des Staates, die Stellung der gesellschaftlichen Organisationen und die Rechte der Bürger schlagen sich auch in den Verfassungsnormen nieder. Verfassungen formulieren die grundlegenden Rechtssätze über die Organisation und Funktionsweise der Staatsgewalt; sie definieren die Rechte der Bürger und stecken die Rahmenbedingungen für die Gestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen der Mitglieder einer Gesellschaft ab. Das liberale Verfassungsverständnis betont den politischen und sozialen Kompromißcharakter rechtlicher Kodifikationen. Da die Gesellschaft, in der die Verfassung entsteht und die sie in ihren grundlegenden Beziehungen ordnen soll, nicht homogen ist, sollen die Verfassungsregeln den politischen und sozialen Kompromiß zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Interessen, den verschiedenen sozialen Klassen, Schichten und Gruppen herstellen und sichern.

Dem Marxismus-Leninismus ist dieses liberal-bürgerliche Verfassungsverständnis Ausdruck des Klasseninteresses des Bürgertums. Die Abtretung bestimmter persönlicher Rechte der formell gleichberechtigten Gesellschaftsmitglieder an die Gemeinschaft diene einzig und allein der Mehrung des Privateigentums und der Sicherung der Eigentumsverhältnisse.

„Ihre entscheidende Errungenschaft gegenüber den feudalen Privilegien und der damit verbundenen persönlichen Knechtschaft der Leibeigenen und Hörigen war die Proklamation der Rechtsgleichheit aller Bürger. Ihr entscheidender Mangel bestand darin, daß sich diese Rechtsgleichheit in der Wirklichkeit der bürgerlichen Gesellschaft aufgrund des Privateigentums an den Produktionsmitteln bald als unreal erwies. An die Stelle der erkämpften Befreiung von persönlicher Rechtlosigkeit und direkter rechtlicher Benachteiligung trat die ökonomische Abhängigkeit und Knechtschaft des Lohnarbeiters im kapitalistischen Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnis. Daraus entstand und entsteht in der kapitalistischen Gesellschaft ein sich ständig verschärfender Widerspruch zwischen Verfassungstext und Verfassungswirklichkeit.“ (Wörterbuch zum sozialistischen Staat, 1974: 373f.)

Anders die sozialistischen Verfassungen:

„Die sozialistischen Verfassungen gründen sich auf die Verwirklichung der objektiven geschichtlichen Mission der Arbeiterklasse. Sie verankern, schützen und sichern die politische und ökonomische Macht der Arbeiterklasse im Bündnis mit der werktätigen Bauernschaft und den anderen werktätigen Schichten. Sie sind auf die vollständige Beseitigung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, die Schaffung und Mehrung des sozialistischen gesellschaftlichen Eigentums an den Hauptproduktionsmitteln, die Herstellung und Festigung von gesellschaftlichen Beziehungen der kameradschaftlichen Zusammenarbeit und gegenseitigen Hilfe zwischen den von der Arbeiterklasse geführten werktätigen Massen des Volkes auf der Grundlage des sozialistischen Eigentums sowie auf die praktische Entfaltung der persönlichen Fähigkeit und Talente des Menschen auf der Grundlage seiner Befreiung von kapitalistischer Ausbeutung und Unterdrückung und seiner zunehmend bewußten Ein-

ordnung in das sozialistische Kollektiv gerichtet. Sozialistische Verfassungen beseitigen die mit dem privatkapitalistischen Eigentum an den Produktionsmitteln verbundene gesellschaftliche Ungleichheit. Der Anteil des einzelnen am gesellschaftlichen Reichtum bestimmt sich nicht nach Besitz und Herkunft, sondern nach seiner Leistung für die Gesellschaft, d.h. seinem Beitrag zur Mehrung dieses Reichtums. Sie sind gekennzeichnet durch die Brechung des Bildungsprivilegs der besitzenden Klassen sowie umfassende politische und soziale Rechte für die Werktätigen, die deren aktive und zunehmend bewußte Teilnahme an der Leitung der gesellschaftlichen Angelegenheiten sichern. Auf der Grundlage der sozialistischen Produktionsverhältnisse und der politischen Macht der Arbeiterklasse enthalten sie materielle und juristische Garantien für die Verwirklichung der Grundrechte und Grundpflichten der Bürger sowie gegen die Restauration der alten Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnisse.“ (Wörterbuch zum sozialistischen Staat, 1974: 374)

Das marxistisch-leninistische Verfassungsverständnis kündigt also den Kompromißcharakter bürgerlicher Verfassungen mit dem Argument auf, dieser diene nur der Verschleierung der Klasseninteressen der Besitzer an Produktionsmitteln. Es betont demgegenüber die ökonomischen und sozialen Grundlagen der politischen Ordnung der sozialistischen Gesellschaft und beruft sich schließlich auf objektive historische Gesetzmäßigkeiten.

Die politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Veränderungen in der DDR seit 1949 hatten Verfassungsnorm und Verfassungswirklichkeit immer weiter auseinanderfallen lassen. Die Verfassung von 1949 war noch in entscheidenden Punkten vom Geist der Weimarer Reichsverfassung und der unklaren nationalen Situation geprägt. Die neue „sozialistische“ Verfassung von 1968 normiert den seither stattgefundenen gesellschaftlichen Umwälzungsprozeß. Ihre Novellierung 1974 stellt eine erneute Anpassung an die veränderten innen- und außenpolitischen Gegebenheiten dar.

In den Artikeln 1 der jeweiligen Verfassungen werden die grundlegenden politischen Vorstellungen der SED formuliert. In der Verfassung von 1974 heißt es:

„Die Deutsche Demokratische Republik ist ein sozialistischer Staat der Arbeiter und Bauern. Sie ist die politische Organisation der Werktätigen in Stadt und Land unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei.“

In der Fassung von 1968 hatte es noch geheißen:

„Die Deutsche Demokratische Republik ist ein sozialistischer Staat deutscher Nation. Sie ist die politische Organisation der Werktätigen in Stadt und Land, die gemeinsam unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei den Sozialismus verwirklichen.“

1949 formulierte Artikel 1 der Verfassung:

„Deutschland ist eine unteilbare Demokratische Republik; sie baut auf den deutschen Ländern auf.“

Damals hatte sich die DDR noch, ähnlich wie die Bundesrepublik, als vorläufigen staatlichen Teil einer gespaltenen Nation gesehen, über deren Fortbestand trotz der Teilung Deutschlands es bis zum Beginn der 70er Jahre keinen Zweifel gab. Die zitierten Veränderungen signalisieren ein gewandeltes Selbstverständnis der DDR. Sie kennzeichnen die zentralen Probleme eines Staates, der sich als Teil einer geteilten Nation in einer politisch-historischen Situation etablierte, in der in bezug

auf die nationale Frage noch keine gültigen Optionen bestanden. Als Folge dieser „Offenheit“ stand auch die gesellschaftliche und politische Ordnung, die bereits vor Gründung der DDR geschaffen worden war, zumindest potentiell zur Disposition. Die Verfassung von 1968 und die veränderte Fassung von 1974 definieren demgegenüber das Selbstverständnis eines sozialistischen Staates nach sowjetischem Vorbild: die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei, die grundlegenden Formen der Organisationen der Werktätigen und die politischen Grundlagen der sozialistischen Gesellschafts- und Staatsordnung, die Einheit der Gewalten, Bündnispolitik, das Fehlen antagonistischer Interessen, Struktur und Funktion des politischen Systems.

Die Verfassungsänderung von 1974 eliminiert den Begriff der deutschen Nation. Sie bezeichnet so einen Bruch mit dem tradierten Selbstverständnis der DDR, die bis dahin ihre Rolle als Wegbereiter einer sozialistischen Zukunft für Gesamtdeutschland betont hatte. Sie leitete ihre Legitimation aus der Tatsache her, daß sie die alte Klassengesellschaft überwunden hatte und so ein Vorbild für ein zukünftiges Gesamtdeutschland sei. Die Gründungsverfassung der DDR von 1949, die sich auf einen „Entwurf einer Verfassung für die Deutsche Demokratische Republik“ stützte, der bereits am 14. November 1946 [!] von der SED vorgelegt worden war, hatte im gesellschaftspolitischen und wirtschaftlichen Bereich mehrere Möglichkeiten und Entwicklungen offengelassen. Sie war keine sozialistische Verfassung im Sinne der gesellschaftspolitischen Vorstellungen des Marxismus-Leninismus. Sie knüpfte in vielen ihrer Forderungen an Vorstellungen des Demokratischen Sozialismus und der Weimarer Reichsverfassung an. Dies betrifft vor allem die Betonung der sozialen Grundrechte (Recht auf Arbeit, Art. 15; Recht auf Erholung, Urlaub und soziale Vorsorge, Art. 16; Recht auf ein der Leistung entsprechendes Arbeitsentgelt und gleichen Lohn für Mann, Frau und Jugendliche bei gleicher Leistung, Art. 18 Abs. 3, 4; Recht auf eine bedürfnisgerechte Wohnung, Art. 26, Abs. 2; Recht auf soziale Fürsorge für die Mutterschaft, Art. 32; Recht auf Schul- und Lernmittelfreiheit, Art. 39). In Anlehnung an die Weimarer Verfassung sollte auch das Wirtschaftsleben nach den Grundsätzen sozialer Gerechtigkeit geregelt werden. Die Verfassung garantierte „die wirtschaftliche Freiheit des einzelnen“ (Art. 19), sicherte den Bauern, dem Handel und den Gewerbetreibenden Unterstützung bei der „Entfaltung ihrer privaten Initiative“ zu und forderte den Ausbau der „genossenschaftlichen Selbsthilfe“ (Art. 20).

Die bereits vor Gründung der DDR begonnene Wirtschaftsplanung (Art. 21), die Ermächtigung zur entschädigungslosen Enteignung (Art. 23, 24) und Vergesellschaftung (Art. 27) und die Verpflichtung, die Montan- und Energieindustrie in Volkseigentum umzuwandeln (Art. 25), stellen die verfassungsrechtlichen Instrumentarien für die sozialistische Umgestaltung der DDR zur Verfügung.

Elemente einer marxistisch-leninistischen Entwicklung finden sich auch in der Aufkündigung des Prinzips der Gewaltenteilung (u.a. fehlen eine Verfassungsgerichtsbarkeit, Art. 66; Begrenzung der Verwaltungsgerichtsbarkeit durch das Fehlen einer dem Art. 19 Abs. 4 des Grundgesetzes der Bundesrepublik entsprechenden allgemeinen Rechtsschutzklausel) und in der Einführung des Blocksystems,

nach dem die Fraktionen im Verhältnis ihrer Stärke an der Regierung zu beteiligen sind (Art. 92), eine Opposition im Parlament also nicht vorgesehen ist.

Trotz dieser Einschränkungen erscheint die nachträgliche Einschätzung, daß die Verfassung von 1949 und die spätere gesellschaftliche und staatliche Entwicklung in der DDR „verfassungskonzeptionell“ zusammengehören, als absurd.

„Die Verfassung konnte den Aufbau der Grundlagen des Sozialismus organisieren helfen, weil antifaschistisch-demokratische Umwälzung und Aufbau der Grundlagen des Sozialismus auch verfassungskonzeptionell als Entwicklungsetappen eines einheitlichen revolutionären Prozesses gesehen wurden, weil die revolutionär-demokratische Diktatur der Arbeiter und Bauern unter Beteiligung anderer Volksschichten... im Leninschen Sinne 'Keimform der Diktatur des Proletariats', staatliche Form des Herankommens an den sozialistischen Staat war.“ (Schöneburg, 1985: 18)

Die Entwicklung bis 1968 war vielmehr dadurch gekennzeichnet, daß zentrale Elemente der Verfassung faktisch außer Kraft gesetzt waren. Einige Auszüge aus der Verfassung von 1949 sollen als Beispiel angeführt werden:

„A. Grundlagen der Staatsgewalt

Artikel 1

(1) Deutschland ist eine unteilbare demokratische Republik; sie baut sich auf den deutschen Ländern auf.

Artikel 2

- (1) Die Farben der Deutschen Demokratischen Republik sind Schwarz-Rot-Gold.
- (2) Die Hauptstadt der Republik ist Berlin.

Artikel 3

- (1) Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus.
- (2) Jeder Bürger hat das Recht und die Pflicht zur Mitgestaltung in seiner Gemeinde, seinem Kreise, seinem Lande und in der Deutschen Demokratischen Republik.
- (3) Das Mitbestimmungsrecht der Bürger wird wahrgenommen durch:
 - Teilnahme an Volksbegehren und Volksentscheiden;
 - Ausübung des aktiven und passiven Wahlrechts;
 - Übernahme öffentlicher Ämter in Verwaltung und Rechtsprechung.
- (4) Jeder Bürger hat das Recht, Eingaben an die Volksvertretung zu richten.
- (5) Die Staatsgewalt muß dem Wohl des Volkes, der Freiheit, dem Frieden und dem demokratischen Fortschritt dienen.
- (6) Die im öffentlichen Dienst Tätigen sind Diener der Gesamtheit und nicht einer Partei. Ihre Tätigkeit wird von der Volksvertretung überwacht.

B. Inhalt und Grenzen der Staatsgewalt

I. Rechte des Bürgers

Artikel 6

- (1) Alle Bürger sind vor dem Gesetz gleichberechtigt.
- (2) Boykotthetze gegen demokratische Einrichtungen und Organisationen, Mordhetze gegen demokratische Politiker, Bekundung von Glaubens-, Rassen-, Völkerhaß, militaristische Propaganda sowie Kriegshetze und alle sonstigen Handlungen, die sich gegen die Gleichberechtigung richten, sind Verbrechen im Sinne des Strafgesetzbuches. Ausübung demokratischer Rechte im Sinne der Verfassung ist keine Boykotthetze.
- (3) Wer wegen Begehung dieser Verbrechen bestraft ist, kann weder im öffentlichen Dienst noch in leitenden Stellen im wirtschaftlichen und kulturellen Leben tätig sein. Er verliert das Recht, zu wählen und gewählt zu werden.

Artikel 7

- (1) Mann und Frau sind gleichberechtigt.
- (2) Alle Gesetze und Bestimmungen, die der Gleichberechtigung der Frau entgegenstehen, sind aufgehoben.

Artikel 8

- (1) Persönliche Freiheit, Unverletzlichkeit der Wohnung, Postgeheimnis und das Recht, sich an einem beliebigen Ort niederzulassen, sind gewährleistet. Die Staatsgewalt kann diese Freiheiten nur aufgrund der für alle Bürger geltenden Gesetze einschränken oder entziehen.

Artikel 9

- (1) Alle Bürger haben das Recht, innerhalb der Schranken der für alle geltenden Gesetze ihre Meinung frei und öffentlich zu äußern und sich zu diesem Zweck friedlich und unbewaffnet zu versammeln. Diese Freiheit wird durch kein Dienst- oder Arbeitsverhältnis beschränkt; niemand darf benachteiligt werden, wenn er von diesem Recht Gebrauch macht.
- (2) Eine Pressezensur findet nicht statt."

Die sozialistische Verfassung von 1968 eliminierte eine Reihe von Grundrechten der Verfassung von 1949. Dazu gehören: das Widerstandsrecht (Art. 4 Abs. 1), das Streikrecht (Art. 14 Abs. 2), die Wahl von Betriebsräten (Art. 17 Abs. 2), das Auswanderungsrecht (Art. 10 Abs. 2). Das gleiche gilt für Bestimmungen über die Wirtschaftsordnung. Das bürgerliche Privateigentum an Grund und Boden (Art. 24 Abs. 5) und die wirtschaftliche Freiheit des einzelnen (Art. 19 Abs. 3) der Verfassung von 1949 wurden ebenso den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen angepaßt wie die Regelungen über den Staatsaufbau, die Rechtsprechung, die Rechte der Volksvertretungen usw.

Die DDR-Verfassung von 1974 formuliert in ihrem II. Abschnitt umfangreiche Grundrechte und Grundpflichten der Bürger: die Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Gleichberechtigung von Mann und Frau und das Recht der Jugend auf besondere Förderung (Art. 20), das Recht zur Mitgestaltung des politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens (Art. 21), die Meinungsfreiheit (Art. 27), die Versammlungsfreiheit (Art. 28), die Vereinigungsfreiheit (Art. 29), den Persönlichkeitsschutz (Art. 30), die Freizügigkeit „innerhalb des Staatsgebietes“ der DDR (Art. 32). Geschützt werden auch soziale Rechte wie das auf Bildung (Art. 25), Arbeit (Art. 24), Freizeit und Erholung (Art. 34), Gesundheit (Art. 35), soziale Fürsorge (Art. 36), Wohnraum (Art. 37) und Schutz der Familie (Art. 38). Kennzeichnend für das Verfassungsverständnis der DDR ist, daß den Grundrechten Grundpflichten entsprechen:

„Artikel 24

- (1) Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat das Recht auf Arbeit. Er hat das Recht auf einen Arbeitsplatz und dessen freie Wahl entsprechend den gesellschaftlichen Erfordernissen und der persönlichen Qualifikation. Er hat das Recht auf Lohn nach Qualität und Quantität der Arbeit. Mann und Frau, Erwachsene und Jugendliche haben das Recht auf gleichen Lohn bei gleicher Arbeitsleistung.
- (2) Gesellschaftlich nützliche Tätigkeit ist eine ehrenvolle Pflicht für jeden arbeitsfähigen Bürger. Das Recht auf Arbeit und die Pflicht zur Arbeit bilden eine Einheit.
- (3) ..."

Alle Grundrechte sind an Grundpflichten gebunden. Grundrechte und Grundpflichten bestimmen nicht nur die Stellung des einzelnen Bürger in der Gesellschaft, die

DDR-Verfassung kennt auch „kollektive“ Grundrechte und Grundpflichten, die von Betrieben, Städten und Gemeinden oder gesellschaftlichen Organisationen wahrgenommen werden. So bestimmt z.B. der Artikel 41 in der Fassung von 1974:

„Die sozialistischen Betriebe, Städte, Gemeinden und Gemeindeverbände sind im Rahmen der zentralen staatlichen Leitung und Planung eigenverantwortliche Gemeinschaften, in denen die Bürger arbeiten und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse gestalten. Sie sichern die Wahrnehmung der Grundrechte der Bürger, die wirksame Verbindung der persönlichen mit den gesellschaftlichen Interessen sowie ein vielfältiges gesellschaftlich-politisches und kulturell-geistiges Leben. Sie stehen unter dem Schutz der Verfassung. Eingriffe in ihre Rechte können nur auf der Grundlage von Gesetzen erfolgen.“

In Regelungen wie dieser findet sich die Auffassung marxistisch-leninistischer Verfassungstheorie wieder, daß individuelle und kollektive, persönliche und soziale Grundrechte eine untrennbare Einheit bilden und daß es die Gleichrangigkeit dieser Grundrechte verbiete, sie „willkürlich und subjektiv wechselseitig über- oder unterzuordnen, einander gegenüberzustellen oder auszuschließen“. (Politische und persönliche Grundrechte, 1984: 14)

Das bedeutet aber nichts anderes, als daß die individuellen Grundrechte politisch gebunden bleiben. Die Wahrnehmung kollektiver Grundrechte kommt nach Auffassung der Rechtstheoretiker der DDR vor allem im aktiven politischen Handeln und durch „politische Willensbekundung“ zum Ausdruck. (Politische und persönliche Grundrechte, 1984: 16) So richtig auch der Hinweis ist, daß die Verwirklichung individueller Grundrechte allein ohne die Sicherung sozialer Grundrechte nicht möglich ist, so deutlich ist auch, daß die individuellen Freiheiten auf der Strecke bleiben, wenn sie an ein Politikverständnis gekoppelt werden, das grundsätzliche gesellschaftliche Interessenunterschiede und -gegensätze leugnet. Ein solches Politikverständnis verbietet auch die rechtliche Durchsetzung von Grundrechten, sei es auf dem Wege der Verwaltungsgerichtsbarkeit, sei es mit Hilfe eines Verfassungsgerichts.

Die sozialistische Grundrechtslehre nennt politische, ökonomische, ideologische und juristische Garantien der Grundrechte. (Grundrechte des Bürgers, 1980: 213ff.) Aber nicht die rechtliche Nachprüfung und Korrektur staatlichen Handelns sichert nach Auffassung der Staatsrechtler der DDR die Einhaltung und Respektierung der Grundrechte; „die entscheidenden Garantien für die Grundrechte“ sind vielmehr die „politischen und ökonomischen Machtverhältnisse“. Sie bestimmen „den realen Wesensgehalt der Grundrechte im Sozialismus“. (Politische und persönliche Grundrechte, 1984: 72)

Sicher sind die ökonomischen und politischen Faktoren des Grundrechtsschutzes von entscheidender Bedeutung. Wie sonst sollen Rechte wie das auf Arbeit, Wohnung oder umfassende Bildung verwirklicht werden? Aber wie steht es mit den juristischen Garantien? Die DDR-Rechtslehre verweist dann stets auf die staatliche und gesellschaftliche Kontrolle, auf das Eingabenrecht, auf Beschwerdemöglichkeiten und auf das Prinzip der Staatshaftung. Alle diese Einspruchs- und Beschwerdemöglichkeiten der Bürger werden jedoch in der Verwaltung, nicht aber von einer unabhängigen gerichtlichen Instanz abschließend entschieden. Es bleibt das Fazit, daß die juristische Garantie der Grundrechte in der DDR dem einzelnen

Bürger keinen zuverlässigen Schutz seiner Grundrechte gewährt; der Grundrechtsschutz bleibt in der politischen Entscheidungskompetenz des Staates.

„So bleibt festzuhalten, daß die Grundrechte in der DDR, vielleicht stärker als andere programmatische Quellen, das öffentliche Leben strukturieren sowie dem einzelnen in Übereinstimmung mit gesamtgesellschaftlichen Zielstellungen Entfaltungsmöglichkeiten geben, sie jedoch dem in seinen Rechten verletzten Bürger im individuellen Konfliktfalle keinen ausreichenden Schutz zu bieten vermögen.“ (Lohmann, 1980: 198f.)

Auf der anderen Seite prägen rechtliche Regelungen immer umfassender das gesellschaftliche Leben, so daß man von einer „Verrechtlichung“ der Parteiherrschaft sprechen kann. Dieser in den 60er Jahren einsetzende Verrechtlichungsprozeß kann in seinen Anfängen als der Versuch beschrieben werden, durch formale Regeln und Vorschriften die Rationalität der Tätigkeit der Leitungsapparaturen zu erhöhen und die Bereiche der Gesellschaft, die für eine neue ökonomische Strategie von besonderer Bedeutung sind, neu zu organisieren. Eine immer differenziertere rechtliche Regelung der Kompetenzen der einzelnen Leitungsapparaturen, der einzuschlagenden Verfahrensweisen, der gegenseitigen Verantwortlichkeiten und möglicher Sanktionen bei Vertragsbrüchen oder Nichteinhaltung rechtlich normierter Vertragsbeziehungen und Absprachen hatte zum Ziel, die bislang ausschließlich „politischen“ Beziehungen der einzelnen Bereiche des politisch-sozialen Systems auf eine neue, berechenbare Grundlage zu stellen. Nach dem Verdikt gegen das Verwaltungsrecht 1958, das damals von Walter Ulbricht verworfen wurde, weil es ein Relikt bürgerlichen Rechtsdenkens sei, das in der neuen sozialistischen Gesellschaft keinen Platz habe, trat eine große Unsicherheit ein, weil kein Rahmen mehr für die Regelung der vielfältigen Beziehungen zwischen Staat und Bürger und der staatlichen Organe untereinander bestand. Dieses Dilemma wurde nur zum Teil durch die Kodifizierung der großen Reformgesetze der 60er Jahre aufgehoben: das Gesetzbuch der Arbeit 1961 (mit einer Ergänzung 1965 und einer Neufassung 1977); das Jugendgesetz 1964 (Neufassung 1974); das Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem 1965; das Familiengesetzbuch 1965. Im Rahmen des NÖS wurde eine Vielzahl rechtlicher Regelungen erlassen, die vor allem die vertraglichen Beziehungen zwischen den volkseigenen Betrieben, Kombinat, Vereinigungen Volkseigener Betriebe (VVB) und staatlichen Leitungsinstanzen betrafen. Höhepunkt der Ausgestaltung der Rechtsverhältnisse in der DDR ist 1968 die Verabschiedung der neuen „sozialistischen“ Verfassung, die die alte Verfassung von 1949 ablöste.

Für die 60er Jahre läßt sich festhalten, daß das Recht aus seiner ausschließlichen politischen Rolle in dem Maße heraustat, in dem es immer weiter ausdifferenziert wurde und zusätzliche Bereiche der Gesellschaft rechtsförmigen Verfahren unterworfen wurden. Heute ist die Organisation und Leitung der Gesellschaft nur noch denkbar als rechtsförmiges Verfahren. Die immer komplizierteren Lenkungs- und Leitungsprozesse bedürfen der rechtlichen Regelung, der gesellschaftsorganisierenden Funktion des Rechts.

Die verstärkte Professionalisierung – Ergebnis vor allem der ökonomischen Reformen nach 1963 – findet ihre rechtliche Absicherung in der Kodifikation be-

sonderer Verfahren, die die Beziehungen der einzelnen Leitungsapparate untereinander und ihr Verhältnis zu den Objekten der Leitung regeln. Die Verrechtlichung bietet damit zugleich eine Chance, diese Apparaturen anhand allgemeiner Kriterien einer Kontrolle zu unterwerfen, sei es seitens der Partei, sei es seitens eigener gesellschaftlicher Kontrollorgane. Hierin lag das Schwergewicht der Gesetzgebungspraxis der 60er Jahre.

Die veränderten politischen Zielsetzungen der 70er Jahre, zusammengefaßt in der Formel von der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik, schlagen sich folgerichtig auch in der Gesetzgebung nieder. Neben der weiteren Ausgestaltung quasi vertragsrechtlicher Beziehungen rückt die Regelung der sozialen Beziehungen der Menschen untereinander in den Mittelpunkt. 1975 wird nach jahrzehntelangen Bemühungen ein neues Zivilgesetzbuch verabschiedet, das die Reste des alten BGB ablöst. Das ZGB stellt vor allem auf die Regelung von Versorgungsbeziehungen ab. Es will, wie es in der Präambel heißt, „die Beziehungen im Bereich der Versorgung der Bevölkerung mit materiellen und kulturellen Gütern und Leistungen, insbesondere mit Wohnraum, Konsumgütern und Dienstleistungen“ regeln. Das sind die wichtigsten Aufgaben, die auf dem VIII. Parteitag der SED 1971 in den Mittelpunkt der politischen Strategie der Partei gestellt worden sind. Ähnlich wie die Neufassung des Arbeitsgesetzbuches 1977 erweitert das ZGB die rechtlichen Möglichkeiten der Bürger, ihre Interessen gegenüber staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen in rechtsförmigen Verfahren durchzusetzen. Das Fehlen einer Verwaltungsgerichtsbarkeit schränkt jedoch diese Möglichkeiten der Bürger, Rechtsschutz gegenüber staatlichen Maßnahmen in Anspruch zu nehmen, ganz erheblich ein. Ob und inwieweit die erkennbaren Bestrebungen, das Verwaltungsrecht wieder einzuführen, hier eine Veränderung bewirken werden, muß offen bleiben. Jenseits der konkreten Gesetzgebungs- und Rechtssetzungspraxis, die in sich durchaus widersprüchlich ist und keine eindeutige Aussage über die zukünftige Entwicklung zuläßt, kann der Verrechtlichungsprozeß als eines der entscheidenden, wenn nicht das entscheidende Entwicklungselement des politischen und gesellschaftlichen Systems in der DDR gekennzeichnet werden.

III. Das politische System – Struktur und Funktionsweise

Die Grundlagen des politischen Systems haben sich seit Gründung der DDR in nicht unerheblichen Bereichen verändert. Die DDR war einem tiefgreifenden politischen und gesellschaftlichen Wandlungsprozeß unterworfen. Er findet seinen Niederschlag in den programmatischen Erklärungen der Partei.

Im Programm der SED aus dem Jahre 1976 heißt es:

„Die Politik der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands ist auf die weitere allseitige Stärkung des sozialistischen Staates der Arbeiter und Bauern als einer Form der Diktatur des Proletariats gerichtet, die die Interessen des ganzen Volkes der Deutschen Demokratischen Republik vertritt. Er ist das Hauptinstrument der von der Arbeiterklasse geführten Werktätigen bei der Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft und auf dem Wege zum Kommunismus. Das Leninsche Prinzip des demokratischen Zentralismus ist die bewährte Grundlage für den Aufbau, das Zusammenwirken und die Tätigkeit aller Organe der sozialistischen Staatsmacht.

Die Hauptrichtung, in der sich die sozialistische Staatsmacht entwickelt, ist die weitere Entfaltung und Vervollkommnung der sozialistischen Demokratie. Die in vielfältigen Formen erfolgende Mitwirkung der Bürger an der Leitung des Staates und der Wirtschaft wird immer mehr zum bestimmenden Merkmal des Lebens im Sozialismus.“ (Programm der SED, 1976: 55f.)

Innerhalb dieses normativen Rahmens hat die SED im Laufe der Jahre ein kompliziertes System von Apparaten und Bürokratien, von gesellschaftlichen Organisationen und Institutionen, von Massenorganisationen und „bürgerlichen“ Parteien geschaffen, das ihr die Realisierung ihrer politischen Ziele gewährleisten soll. Zugleich sollen die verschiedenen sozialen Interessen soweit berücksichtigt werden, wie sie die Ziele der Partei nicht beeinträchtigen. Dabei achtet die SED peinlich darauf, daß ihre Rolle als alleiniger Sachwalter der gesamtgesellschaftlichen Interessen nicht in Frage gestellt wird. Dazu ist es notwendig, ihre Führungsrolle in Staat und Gesellschaft nicht nur zu behaupten, sondern auch organisatorisch und institutionell abzusichern.

Die SED unternimmt dies in vier zentralen Bereichen des politischen Systems:

1. Sie bedient sich des Staates als des „Hauptinstruments“ zur Durchsetzung ihrer politischen Ziele. Sie erarbeitet die politische Leitlinie für die Tätigkeit der staatlichen Institutionen. Sie kontrolliert die Durchführung ihrer Direktiven durch den Staatsapparat und sorgt für eine kontinuierliche Ausbildung, Weiterbildung und politische Schulung aller Mitarbeiter staatlicher Institutionen. Durch die Kontrolle und Anleitung aller mit der Wirtschaftsplanung befaßten Institutionen übt die Partei den entscheidenden Einfluß auf die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Gesellschaftssystems aus.

2. Sie schafft Organisationen und Institutionen, die die „Verbindung zu den Werktätigen“ gewährleisten sollen. Es sind dies vor allem die Volksvertretungen und die Nationale Front. Die Volksvertretungen (Volkskammer, Bezirkstage, Kreistage, Stadtverordneten- und Stadtbezirksversammlungen bzw. Gemeindevertretungen) werden als eine besondere staatliche Form des Bündnisses der Arbeiterklasse mit den anderen Klassen und Schichten der Bevölkerung (den Genossenschaftsbauern, der Intelligenz und sonstigen Werktätigen) verstanden. Dieser Bündnischarakter kommt auch in der Repräsentanz der sogenannten „bürgerlichen Parteien“ zum Ausdruck. Es sind dies die Christlich-Demokratische Union (CDU), die Liberal-Demokratische Partei Deutschlands (LDPD), die National-Demokratische Partei Deutschlands (NDPD) und die Demokratische Bauernpartei Deutschlands (DBD). Neben der SED und diesen Parteien sind in den Volksvertretungen auch einige Massenorganisationen vertreten: der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund (FDGB), der Demokratische Frauenbund Deutschlands (DFD), die Freie Deutsche Jugend (FDJ) und der Kultur-Bund (KB) und seit den Wahlen von 1986 die Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe (VdgB).

„Bei ihren Entscheidungen erkennen [diese Parteien und Organisationen] die führende Rolle der Partei der Arbeiterklasse an und gestalten gleichzeitig aktiv die sozialistische Gesellschaftsordnung mit. Darin spiegelt sich auf der staatlichen Ebene das Bündnis der Arbeiterklasse mit der Klasse der Genossenschaftsbauern, der sozialistischen Intelligenz und den anderen Werktätigen als ein Bündnis befreundeter Klassen und Schichten in der DDR wider.“ (Handbuch DDR, 1979: 234)

3. Die Partei bedient sich der „Massenorganisationen“ als „Transmissionen“, d.h. als Organisationen, die wie Treibriemen bei einer Maschine den Willen der SED in der Gesellschaft umsetzen und realisieren. Zu nennen sind hier vor allem die Gewerkschaften und der Jugendverband. Diese Massenorganisationen sind darüber hinaus gedacht als „Schulen des Sozialismus“; in ihren Reihen sollen Nichtparteimitglieder und Jugendliche organisiert und aktiviert werden, aus ihren Reihen rekrutiert die Partei ihren Nachwuchs. Anders als in der Stalinzeit haben diese Massenorganisationen aber auch die Aufgabe, die Interessen ihrer Mitglieder gegenüber der Partei oder dem Staatsapparat zu vertreten. Ihrem Selbstverständnis entsprechend bewegt sich diese Interessenvertretung allerdings nur in dem von der Partei gesteckten Rahmen.
4. Schließlich organisiert und kontrolliert die Partei alle Mittel der politischen und ideologischen Beeinflussung, der Agitation und Propaganda. Mit Hilfe der Massenkommunikationsmittel, der Massenagitation und der Massenschulung soll bei den DDR-Bürgern ein „sozialistisches Bewußtsein“ geschaffen oder gefestigt werden.

Schaubild: Die Führungsrolle der SED im politischen System der DDR

1. Die SED

„Die SED ist die Partei der Arbeiterklasse und des ganzen Volkes“, so lautet die Charakterisierung Erich Honeckers im Bericht des ZK an den XI. Parteitag im April 1986. Die Partei komme aus dem Volk, „sie gehört zum Volk und stellt ihre ganze Kraft in den Dienst des Volkes“. Und Honecker fuhr fort:

„Als bewußter, organisierter Vortrupp der Arbeiterklasse und aller Werktätigen lenkt und mobilisiert sie das Schöpferium und die Initiative der Massen bei der Gestaltung eines Daseins, in dem der Mensch ein Mensch sein kann und ihm die Früchte seiner Arbeit zugute kommen.“ (Bericht des Zentralkomitees, 1986: 84)

In dieser Selbstcharakterisierung ist eine bemerkenswerte Gewichtsverschiebung unverkennbar. Die SED versteht sich selbst nicht mehr nur ausschließlich als „Vortrupp der Klasse“, sondern als „revolutionärer Vortrupp der Arbeiterklasse und des werktätigen Volkes in der DDR“. (DDR Gesellschaft, 1978: 18; 1974: 17) Sie sieht sich als Sachwalter gesamtgesellschaftlicher Interessen, ohne jedoch ihren alten Anspruch, Avantgarde und Führungszentrum der sozialistischen Gesellschaft zu sein, aufzugeben.

Anders als alle übrigen Parteien, Institutionen und Organisationen repräsentiert die marxistisch-leninistische Partei in ihrem Selbstverständnis nicht irgendwelche „privaten, behördlichen und anderen Interessen... sondern in vollem Umfang die Interessen des gesamten Volkes“ und kann deshalb die Interessen aller sozialer Gruppen der Gesellschaft zu einem einheitlichen Gesamtwillen verbinden. Dazu ist sie in der Lage, weil sie als einzige Organisation befähigt ist, eine wissenschaftlich fundierte Politik zu formulieren und, mit Hilfe ihrer Organisation, durchzusetzen. (Die entwickelte sozialistische Gesellschaft, 1976: 303)

Es sind also drei Elemente, die die Politik- und Organisationsvorstellungen der SED bestimmen:

1. Die Partei entwickelt sich immer mehr zu einer sozialistischen „Volkspartei“, ohne jedoch ihren Charakter als Klassenorganisation der Arbeiterschaft aufzugeben. Die Angehörigen der Arbeiterklasse sollen auch weiterhin die soziale Struktur der Partei bestimmen.
2. Die Partei steht über den gesellschaftlichen Einzelinteressen; sie vertritt, versehen mit der wissenschaftlichen Einsicht in die gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten, die Interessen der Gesamtgesellschaft. Die Bestimmung dessen, was gesamtgesellschaftliche Interessen sind, ist nicht, wie in demokratischen Systemen, ein mühseliger Prozeß des Interessenausgleichs, sondern ein autoritativer Akt.
3. Die Durchsetzung dieser Interessen ist ein Prozeß, in dem die Parteiorganisation vor allem drei Aufgaben zu bewältigen hat: Sie muß die Ausarbeitung gesamtgesellschaftlicher Aufgabenstellungen und Planungen initiieren und organisieren, in der Gesellschaft für sie werben und ihre Realisierung durch die jeweils zuständigen Institutionen politisch kontrollieren.

1.1. Mitgliederentwicklung und Sozialstruktur der SED

Betrachtet man die Entwicklung der Mitgliedszahlen der SED, so spricht allein die Tatsache, daß sie mit etwa 2,3 Mio. Mitgliedern etwa jeden fünften erwachsenen DDR-Bürger in ihren Reihen organisiert, dafür, sie als sozialistische „Volkspartei“ zu bezeichnen. Seit 1949 hat die SED die Zahl ihrer Mitglieder nahezu verdoppelt:

Tabelle: Mitgliederstand der SED

	Mitglieder und Kandidaten	Anteil der Arbeiter in %
1947	1.786.138	48,1
1949	1.773.689	–
1953	ca. 1.230.000	–
1958	1.472.932	33,8
1963	1.652.085	33,8
1967	1.769.912	45,6
1971	1.909.859	56,6
1976	2.043.697	56,6
1981	2.202.277	57,7
1986	2.304.121	58,1

(Quelle: DDR Handbuch, 1985: 1185; Bericht des ZK an den XI. Parteitag, 1986: 84; Wissenschaftlicher Kommunismus, 1985: 290)

Die Entwicklung der sozialen Struktur der Mitgliedschaft erstaunt auf den ersten Blick. Als Arbeiterpartei gegründet, hat sich der Anteil dieser Gruppe von 1947 bis 1957 von 48,1 % auf 33,8 % der Mitgliedschaft verringert und erreicht gegenwärtig 58,1 %. Diese Entwicklung hängt damit zusammen, daß der SED in den ersten Jahren viele „bürgerliche“ Mitglieder beigetreten waren – wohl vor allem aus politischem Opportunismus. Später wurde dann darauf geachtet, daß der Arbeiteranteil in der Partei sich erhöhte und konstant hielt. Vor allem Anfang der 60er Jahre und in der Zeit des NÖS waren viele Angehörige der Intelligenz der SED beigetreten. Nach dem VIII. Parteitag der SED wurde durch eine Steuerung der Aufnahme von Neumitgliedern der Anteil der Arbeiter stetig erhöht. Allerdings ist ihr im Bericht des ZK an den XI. Parteitag genannter Anteil von 58,1 %, wie alle anderen Zahlen, insofern wenig aussagekräftig, als er diejenigen beziffert, die „ihrer sozialen Herkunft nach“ Arbeiter sind – und dazu gehören z.B. nahezu alle führenden SED-Funktionäre. Ein zuverlässigeres Bild geben wohl die Daten aus einem Bericht des Sekretariats des ZK über die Mitgliederentwicklung der SED vom Januar 1986:

Tabelle: Soziale Zusammensetzung der SED 1981/1985

	Stand Jahres- ende 1985 in %	Stand X. Par- teitag in %
Arbeiter	58,2	57,6
Produktionsarbeiter	37,9*)	37,4*)
Genossenschaftsbauern	4,8	4,7
Angehörige der Intelligenz	22,4	22,1
Angestellte	7,7	9,1
Studenten/Schüler gesamt	2,1	2,0
Mitglieder von Produktions- genossenschaften, Selbständige	0,8	0,8
Hausfrauen	0,9	1,1
	96,9	97,4

*) ebenfalls bezogen auf Gesamtzahl der Mitglieder und Kandidaten der Partei

(Quelle: Neues Deutschland vom 9.1.1986: 3)

Der Anteil von 37,9 % „Produktionsarbeitern“ dürfte dem realen Arbeiteranteil wesentlich näher kommen als die 58,1 % der Mitglieder, die aus der Arbeiterklasse stammen. Hinzu kommt, daß die 14,6 % Rentner, die Mitglieder der Partei sind, nicht gesondert ausgewiesen sind, sondern in die Berufsgruppen eingerechnet werden. Der Bericht legt Wert auf die Feststellung, daß die Zahlen zeigen, daß die SED in der Arbeiterklasse fest verwurzelt sei, besonders dort, „wo die Arbeiterklasse am stärksten konzentriert ist und einen entscheidenden Anteil zur Verwirklichung der Hauptaufgabe leistet.“ (Neues Deutschland vom 9.1.1986: 3) Daten, die Auskunft über die regionale und sektorale Verteilung der Mitgliedschaft geben, liegen jedoch nicht vor.

Es wird darauf verwiesen, daß bei den Neuaufnahmen seit dem X. Parteitag 1981 der Arbeiteranteil 78,7 % betragen habe; darunter seien allein 204.502 Arbeiter unter 25 Jahren gewesen. Fast die Hälfte der neu aufgenommenen Arbeiter seien aus den Industriebereichen Maschinen-, Apparate- und Anlagenbau, Bauwesen, Elektrotechnik/Elektronik sowie Fertigungs- und Verfahrenstechnik gekommen. Um den Einfluß der Arbeiterklasse auf das „Parteileben“ zu stärken, haben die Bezirks- und Kreisleitungen der SED in den letzten Jahren offenbar darauf geachtet, daß vor allem die Grundorganisationen der Partei in den Betrieben gestärkt wurden – dort sei der Anteil der Produktionsarbeiter mit 62 % erheblicher höher als in der Gesamtpartei mit 37,9 %.

Insgesamt sind von den 2,3 Mio. Mitgliedern und Kandidaten 565.617 in den zentralen Kombinat und im Bauwesen beschäftigt.

Seit 1976 wurden 15.293 Genossenschaftsbauern neu in die SED aufgenommen, wodurch sich der Anteil dieser Gruppe geringfügig von 4,7 % auf 4,8 % der Mitgliedschaft erhöhte. In den 5.441 Grundorganisationen der SED in der Land- und Forstwirtschaft sind 146.292 Mitglieder und Kandidaten organisiert.

875.064 Mitglieder der SED, also fast ein Drittel der Mitgliedschaft, verfügen über einen Fach- bzw. Hochschulabschluß und gehören damit zur „sozialistischen Intelligenz“. Sie sind vor allem in der Industrie, in wissenschaftlichen Einrichtungen und im Bauwesen (203.155) und zu einem großen Teil im Bildungssektor (124.585) organisiert. 47.895 Mitglieder der SED sind Schüler und Studenten – also zukünftige Angehörige der Intelligenz. Nach einer sehr restriktiven Aufnahmepolitik in den letzten zehn Jahren versucht die SED jetzt offenbar, in einigen Bereichen, in denen sie bisher unterrepräsentiert war, gezielt Angehörige der Intelligenz als Mitglieder zu werden, ohne jedoch die generelle Festlegung des X. Parteitages zu verändern, daß die Mitgliedschaft der SED insgesamt nur in geringem Umfang wachsen soll.

Der Anteil der Frauen an der Mitgliedschaft beträgt 35 %, 1,8 % mehr als vor fünf Jahren, liegt damit aber noch erheblich unter ihrem Anteil an der Bevölkerung. Offenbar versucht die SED, den Anteil der Frauen zu erhöhen: Seit 1981 waren 40,6 % der neu aufgenommenen Kandidaten Frauen.

Das durchschnittliche Lebensalter der Mitglieder beträgt 44,7 Jahre, wobei die Gruppe der 41-50jährigen mit 21,1 % den höchsten Anteil stellt. Etwa ein Viertel der Mitgliedschaft (23,7 %) sind unter 30 Jahre, annähernd die Hälfte (43 %) unter 40 Jahre alt.

Tabelle: Altersstruktur der SED-Mitglieder und Kandidaten in %

Lebensalter Jahre	1947	1950	1966	1981	1985
bis 25	6,8	8,8	8,2	12,8	12,9
26-30	13,6	11,0	12,1	11,2	10,8
31-40	23,7	18,7	25,1	18,5	19,3
41-50	27,3	27,6	17,2	22,6	21,1
51-60				17,7	18,2
61-65	29,2	33,9	37,4	4,2	6,7
über 65				13,0	11,0

(Quelle: Neues Deutschland vom 9.1.1986: 3; DDR-Handbuch 1985: 1186)

Versucht man eine Generalisierung dieser Aussagen, so läßt sich festhalten: Die SED ist eine Partei der jungen und mittleren Generation der DDR, in der die Männer (noch) dominieren und in der Facharbeiter und Angehörige der Intelligenz ein entscheidendes Gewicht haben.

„Die sozialistische Gesellschaft ist eine wissenschaftlich geleitete Gesellschaft“ und „der Kern dieser wissenschaftlichen Leitung – das ist die politische Führung durch die marxistisch-leninistische Partei.“ (Wissenschaftlicher Kommunismus, 1985: 291) Um diese Führungsfunktion wahrnehmen zu können, benötigt die Partei möglichst viele qualifizierte Mitglieder. Sie benötigt aber auch eine gut ausgebaute Organisation, die nach Prinzipien funktioniert, die dieser Aufgabe angemessen sind. Die Prinzipien und Normen des Parteilebens der SED regelt das Parteistatut – das gegenwärtig gültige wurde auf dem IX. Parteitag 1976 neu beschlossen. (Protokoll des IX. Parteitages, 1976, Bd. 2: 269ff.)

Artikel 1 des Statuts formuliert einen umfassenden Aufgabenkatalog für jedes Parteimitglied:

- „die Einheit und Reinheit“ der Partei zu wahren und zu schützen;
- am Leben der Partei und den Mitgliederversammlungen teilzunehmen;
- aktiv die Parteibeschlüsse zu verwirklichen;
- eine „vorbildliche sozialistische Einstellung zur Arbeit“ zu beweisen;
- die „Verbundenheit mit den Massen unaufhörlich zu festigen, ihnen den Sinn der Beschlüsse der Partei zu erläutern, sie von der Richtigkeit der Politik der Partei zu überzeugen, sie für deren Durchführung zu gewinnen und von den Massen zu lernen“;
- sich ständig ideologisch und fachlich weiterzubilden;
- die „Normen der sozialistischen Moral und Ethik“ einzuhalten und die gesellschaftlichen Interessen über die persönlichen zu stellen;
- das sozialistische Eigentum und die sozialistische Ordnung zu schützen und zu festigen und die Landesverteidigung zu stärken;
- „seine Arbeit in den staatlichen und wirtschaftlichen Organen und in den Massenorganisationen entsprechend den Beschlüssen der Partei im Interesse der Werktätigen zu leisten“ und Partei- und Staatsdisziplin zu üben;
- „furchtlos Mängel in der Arbeit aufzudecken“ und Kritik und Selbstkritik zu fördern;
- „Mängel in der Arbeit, ohne Ansehen der Person, sind den leitenden Parteiorganen bis zum Zentralkomitee mitzuteilen“;
- in allen Fragen politische Wachsamkeit zu üben;
- in jeder Stellung die kaderpolitischen Weisungen der Partei zu beachten: „Wer die Parteiprinzipien bei der Auswahl und Förderung der Parteiarbeiter verletzt, nicht die notwendige Wachsamkeit übt, Mitarbeiter aufgrund freundschaftlicher oder verwandtschaftlicher Beziehungen oder persönlicher Ergebenheit auswählt, ist zur Verantwortung zu ziehen“.

Das Statut beschreibt offenkundig kein Parteimitglied aus Fleisch und Blut, sondern die Idealfigur eines „Kommunisten“. (So bezeichnen sich die SED-Mitglieder seit 1974 selbst.) Daß die SED wohl auch nicht so recht daran glaubt, zeigen die vielfältigen organisatorischen Mittel, die garantieren sollen, daß zumindest ein Teil dieser Normen erfüllt wird. Die wichtigsten sind:

1.2.1. Kritik und Selbstkritik

Kritik bedeutet nicht Kritik an den Beschlüssen der Parteiführung, sondern soll einen Beitrag zu ihrer konsequenten Verwirklichung leisten. Der Kritisierte übt – öffentlich oder auf einer Parteiversammlung – Selbstkritik. Er erkennt die Berechtigung der Kritik an und erklärt seine Bereitschaft, sich an der Beseitigung der durch sein „Fehlverhalten“ entstandenen Mängel zu beteiligen und sich zu bewähren. Ihren denunziatorischen Charakter haben Kritik und Selbstkritik heute weitgehend verloren. In der Stalinzeit waren sie ein verbreitetes Kampfinstrument gegen angebliche „Parteifeinde“ und „Schädlinge“ und dienten oft der Vorbereitung von Schauprozessen.

„Kritik und Selbstkritik: auf der materialistischen Dialektik beruhende Methode, Widersprüche zwischen objektiven Erfordernissen der gesellschaftlichen Entwicklung in den verschiedenen Lebensbereichen und überholten subjektiven Auffassungen, Einstellungen sowie Verhaltens- und Arbeitsweisen aufzudecken und schöpferisch zu lösen... . Die richtige Handhabung von Kritik bei der Entwicklung von Kollektiven oder Einzelpersonen trägt zur Herausbildung sozialistischer Denk- und Verhaltensweisen bei und hat damit eine kollektiv-persönlichkeitsbildende Wirkung... . Zugleich ist dies die Voraussetzung für die Entfaltung des innerparteilichen Lebens auf der Grundlage der leninschen Normen und verhindert das Entstehen der Partei widersprechenden Erscheinungen im Denken und Handeln, wie Subjektivismus und Selbstzufriedenheit.“ (Wörterbuch des Wissenschaftlichen Kommunismus, 1982: 222f.)

1.2.2. Parteiauftrag

Den Mitgliedern der SED im Staats- und Wirtschaftsapparat, den Massenorganisationen und in anderen gesellschaftlichen Bereichen werden konkrete Weisungen erteilt. Sie sind verpflichtet, diese Anordnungen auszuführen, im Konfliktfall auch gegen den Willen des Dienstvorgesetzten. Dieser Fall kann dann eintreten, wenn der Vorgesetzte nicht SED-Mitglied und damit nicht an die Weisungen der Partei gebunden ist.

Der Parteiauftrag ist ein Instrument zur individuellen Aktivierung der Parteimitglieder und Kandidaten. So läßt sich konkret prüfen, ob die Partei auf ihre Mitglieder rechnen kann, und so kann sie gezielt Einfluß auf Entscheidungen in allen Sektoren der Gesellschaft nehmen.

1.2.3. Parteigruppen

In allen gewählten staatlichen Organen (Volksvertretungen, Räte, Verbandsräte), in allen Massenorganisationen, ja selbst auf Kongressen und zeitweiligen Beratungen, auf denen mindestens drei Parteimitglieder anwesend sind, werden Parteigruppen organisiert. Das Statut der SED (Artikel 69) bestimmt, daß sie die Aufgabe haben,

„den Einfluß der Partei allseitig zu verstärken, ihre Politik unter den Parteilosen zu vertreten, die Partei- und Staatsdisziplin zu festigen, den Kampf gegen Bürokratismus zu führen und die Durchführung der Partei- und Regierungsdirektiven zu sichern. Für die laufende Arbeit wählt die Gruppe einen Sekretär.“

Diese Parteigruppen unterstehen den jeweiligen für ihren Bereich zuständigen Parteileitungen und sind entsprechend den Prinzipien des demokratischen Zentralismus verpflichtet, „sich in allen Fragen konsequent von den Beschlüssen der führenden Parteiorgane leiten zu lassen“.

1.2.4. Parteiaktivs

Sie sind der Organisationskern der Partei in allen gesellschaftlichen Bereichen. Sie werden neben der „normalen“ Parteiorganisation (in Grundorganisationen) für besondere Aufgaben ausgewählt. Ihre Gründung 1953 stellte eine organisatorische Antwort auf den 17. Juni 1953 dar. Mit der Bildung der Parteiaktivs verfolgt die SED die Absicht, überall besonders zuverlässige Kader zur Verfügung zu haben, die bereit sind, ihre Weisungen und konkreten Parteiaufträge zu erfüllen. Parteiaktivs werden durch die zuständigen Parteileitungen einberufen; sie existieren auf der Ebene der Bezirke, Kreise und Stadtbezirke, in Industriezentren, Industriezweigen, Kombinat und Großbetrieben, in städtischen Wohngebieten, Gemeinden und Gemeindeverbänden und im Bereich der Land- und Nahrungsgüterwirtschaft. (Artikel 29 des Statuts der SED) Die Größe und Aufgabenstellung der Parteiaktivs ist unterschiedlich, und ihre reale Bedeutung ist nur schwer einzuschätzen. Anders als die Parteigruppen sollen sie innerparteilich wirken, d.h. dafür sorgen, daß eine einheitliche „Orientierung der Parteikräfte“ zustande kommt und möglichst viele Parteimitglieder aktiviert werden. „Parteiaktivtagungen“ sind in der Regel propagandistische Veranstaltungen, auf denen die Ziele der Partei propagiert und popularisiert werden – Willensbildungsorgane sind sie nicht. (Neugebauer, 1978: 31f.)

1.2.5. Kollektivitätsprinzip

Alle Leitungsorgane sollen kollektiv beraten und entscheiden. Das Kollektivitätsprinzip soll die persönliche Diktatur, den „Personenkult“ eines einzelnen verhindern und gewährleisten, daß jedes Mitglied einer Parteileitung über seinen eigenen Verantwortungsbereich hinaus das Gesamte berücksichtigt.

„Das höchste Prinzip der Arbeit der leitenden Parteiorgane ist die Kollektivität. Alle Leitungen haben die vor der Partei stehenden Probleme, die Aufgaben und die Planung der Arbeit kollektiv zu beraten und zu entscheiden.

Der Grundsatz der Kollektivität schließt die persönliche Verantwortung des einzelnen ein. Personenkult und die damit verbundene Verletzung der innerparteilichen Demokratie sind unvereinbar mit den Leninschen Normen des Parteilebens und können in der Partei nicht geduldet werden.“ (Statut der SED, Artikel 24)

Das Prinzip der Kollektivität soll nicht nur persönlichen Machtmißbrauch verhindern, sondern auch eine angemessene Beratung entstehender Probleme und notwendiger Entscheidungen „im Kollektiv“ ermöglichen. Solche Kollektive sind die Parteileitungen auf allen Ebenen bis hinauf zum Politbüro. Nur innerhalb dieser Gremien soll kollektiv entschieden werden. Das Prinzip der Kollektivität bedeutet nicht, daß auch Personen oder Institutionen „von außen“ einbezogen werden. Kollektivität bedeutet schließlich, daß – auch nach kontroversen Diskussionen – einstimmige Entscheidungen gefällt werden und die Minderheit sich der Mehrheit unterordnet. (Neugebauer, 1978: 63f.)

1.2.6. Fraktionsverbot

Jede Fraktionsbildung ist untersagt. Als solche gilt bereits, wenn mehrere Mitglieder von der Parteimeinung abweichende Vorstellungen entwickeln und versuchen, in der Parteiorganisation dafür zu werben oder gar sich in irgendeiner Form zu organisieren. Der entsprechende Artikel 32 des SED-Statuts begründet das Fraktionsverbot zwar mit der Aktivität der „Feinde der Arbeiterklasse“, die die innerparteiliche Demokratie dazu ausnutzten, „die Parteilinie zu entstellen, den Willen einer unbedeutenden Minderheit der Mehrheit der Partei aufzuzwingen oder durch die Bildung von fraktionellen Gruppierungen die Einheit der Partei zu zerstören und Spaltungsversuche zu unternehmen“. In der Organisationspraxis geht es aber gar nicht darum, „Parteifeinden“ keine Chance zu geben, sondern darum, das zu verhindern, was der Artikel 33 des Statuts fordert: „die freie und sachliche Erörterung der Fragen der Parteipolitik“. Dies würde bedeuten, daß in solchen Erörterungen auch kontroverse Positionen vertreten werden und die Vertreter solcher Positionen versuchen, gemeinsam Einfluß auf die Entscheidungen zu nehmen. Dem soll das Fraktionsverbot vorbeugen. Ideologisch wird es mit der Behauptung gerechtfertigt, die gemeinsame Weltanschauung und die gemeinsamen Ziele machten eine fraktionelle Vertretung innerparteilich konkurrierender Vorstellungen nicht nötig, ja, der Versuch, Fraktionen zu bilden, sei ein Beleg für feindliche Auffassungen.

1.2.7. Schulung

Das Statut der SED (Artikel 1, d) verlangt von jedem Mitglied, sich die Lehre des Marxismus-Leninismus anzueignen und „ständig an der Hebung seines politischen Bewußtseins“ zu arbeiten. Um das nicht – wie es in der DDR heißt – dem „Selbstlauf“ zu überlassen, hat die SED ein umfangreiches gestuftes Schulungssystem entwickelt: Es reicht vom Parteilehrjahr über Betriebs- und Kreisschulen des Marxismus-Leninismus und den Bezirksschulen bis zur Parteihochschule „Karl Marx“ und einer Reihe anderer zentraler Partei-Schulungs- und -Forschungseinrichtungen.

Schaubild: Parteischulen der SED

Das System der Parteischulen

(Quelle: Neuer Weg, 20, 1980)

Am Parteilehrjahr nehmen neben den Mitgliedern und Kandidaten der SED auch Parteilose teil. Den Teilnehmern sollen Grundkenntnisse des Marxismus-Leninismus vermittelt und die politisch-gesellschaftlichen Ziele der Partei erläutert werden. Im Rahmen von Seminaren und Vortragszyklen werden die Teilnehmer über aktuelle politische Probleme und von der Partei formulierte Aufgabenstellungen informiert. Das Parteilehrjahr hat also eine doppelte Funktion: Es soll den allgemeinen politisch-ideologischen Kenntnisstand der Teilnehmer erhöhen und ist zugleich ein weiteres Aktivierungsinstrument der Partei.

Die Schulung der Parteikader, also auch die der Mitarbeiter des Staats- und Wirtschaftsapparates in ihrer Eigenschaft als Parteimitglieder, erfolgt in den Betriebs- und Kreisschulen des Marxismus-Leninismus, den Bezirksparteischulen und Sonderschulen der Bezirksleitungen, der Parteihochschule „Karl Marx“, den Sonderschulen des ZK und an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED. Beim ZK sind außerdem noch zentrale Bildungseinrichtungen für einzelne Bereiche der Volkswirtschaft angesiedelt; die bedeutendste ist das Zentralinstitut für sozialistische Wirtschaftsführung als die zentrale Institution zur Weiterbildung von Wirtschaftskadern.

Die SED sorgt nicht nur dafür, daß ihre Mitglieder und Kader die einzelnen Stufen der Parteischulung absolvieren, sie ist auch bestrebt, den Kadern zu einer akademischen Ausbildung zu verhelfen, vor allem durch die Delegierung von Parteikadern zum Studium. Diese Ausbildung kann an den allgemeinen Hochschulen oder Universitäten, aber auch an der Parteihochschule, Hochschulen des Staatsapparates oder der Sicherheitsapparate erfolgen. Einen Eindruck über den Umfang der Schulungsarbeit der SED vermittelt der Bericht über die Mitgliederentwicklung seit dem X. Parteitag:

Tabelle: Parteischul- und Studienabschluß der Mitglieder und Kandidaten der SED

Anzahl der Mitglieder und Kandidaten	Stand Ende 1985	Veränderung gegenüber X. Parteitag
Parteihochschule	15.143	+ 1.803
Bezirksparteischule	162.068	+ 36.151
Parteischule 3-11 Monate	910.298	+ 225.067
Hochschulabschluß	371.834	+ 67.886
Fachschulabschluß	503.230	+ 67.569

(Quelle: Neues Deutschland vom 9.1.1986: 3)

1.2.8. Aufnahme in die und Ausschluß aus der Partei

In der Tradition der „Partei neuen Typs“ spielen strenge Aufnahmebestimmungen, Normen für das Verhalten der Mitglieder und Parteistrafen bis hin zum Ausschluß aus der Partei eine große Rolle.

1949 hatte die SED nach dem Vorbild der KPdSU den Kandidatenstatus eingeführt, um den Zustrom neuer Mitglieder in die Partei filtern zu können und die neuen Mitglieder vor ihrer endgültigen Aufnahme einem Erprobungs- und Bewährungsprozeß zu unterwerfen.

Die Kandidatenzeit beträgt ein Jahr. Kandidat der SED kann werden, wer zwei Bürgen beibringt, die Parteimitglieder sind, wer sich zu den Zielen der Partei bekennt und die Pflichten eines Parteimitgliedes wahrzunehmen bereit ist. Nach einem Jahr kann der Kandidat die Mitgliedschaft in der Partei beantragen. Die Entscheidung über die Aufnahme als Kandidat und später als Mitglied trifft die zuständige Grundorganisation der SED. Ihr Beschluß bedarf der Bestätigung durch die jeweilige Kreisleitung der SED. (Artikel 19 des Statuts der SED) Über 95 % der Kandidaten werden als Mitglieder der Partei bestätigt. (Neues Deutschland vom 9.1.1986: 4)

In gewissen Abständen überprüft die SED ihre Mitgliederlisten („Prüfung und Aktualisierung der Registratur in den Grundorganisationen und Kreisleitungen“ und „Durchführung vertrauensvoller individueller Gespräche“ mit allen Mitgliedern und Kandidaten). Im Vorfeld des XI. Parteitages wurden im Zusammenhang mit einer solchen Mitgliederüberprüfung 5.146 Parteimitglieder und Kandidaten aus der SED entfernt. (Neues Deutschland vom 17.10.1985: 3)

Das Statut sieht eine Beendigung der Mitgliedschaft durch Austritt, Streichung aus der Mitgliederliste und durch Ausschluß vor. Von den über 5.000 Mitgliedern und Kandidaten, die 1985 aus der SED entfernt wurden, traten 1.359 aus. Über das Verfahren beim freiwilligen Austritt gibt das Statut keine Auskunft. 2.658 Mitglieder, „die die Verbindung zur Partei verloren oder nicht den Willen haben, den mit der Mitgliedschaft verbundenen Pflichten nachzukommen“ (Statut der SED, Artikel 7), wurden aus den Mitgliederlisten gestrichen. Über 1.129 Mitglieder wurde die schärfste Parteistrafe, der Ausschluß, verhängt. Aus der Partei ausgeschlossen werden soll:

„Wer gegen die Einheit und Reinheit der Partei verstößt, ihre Beschlüsse nicht erfüllt, die innerparteiliche Demokratie nicht achtet, die Partei- und Staatsdisziplin verletzt oder seine Mitgliedschaft und ihm übertragene Funktionen mißbraucht, im öffentlichen und persönlichen Leben sich eines Parteimitglieds nicht würdig zeigt“. (Statut der SED, Artikel 8)

In weniger schwerwiegenden Fällen kann dem Mitglied eine Rüge oder eine strenge Rüge erteilt werden.

Der Bericht im Neuen Deutschland nennt auch die Gründe, die zum Ausscheiden geführt haben:

- 74,1 % hätten die Bindung zur Partei verloren,
- 19,1 % wurden wegen parteischädigenden Verhaltens und
- 6,8 % wegen ungerechtfertigter persönlicher Forderungen ausgeschlossen.

In dem Bericht wird auch eine Reihe kritischer Punkte angesprochen. So hätten die Gespräche gezeigt, „daß die Rolle der Produktionsarbeiter im Parteileben weiter gehoben und dem Arbeiterwort noch mehr Geltung verschafft werden muß“. Ferner habe man sich in den Gesprächen mit der „Einstellung einzelner Genossen“ auseinandersetzen müssen, die versucht hätten, „die bei ihnen vorhandenen Mängel in der Beherrschung des Reproduktionsprozesses und in der langfristig angelegten konzeptionellen Arbeit zu bagatellisieren“. Einige Leitungskader habe man darauf hinweisen müssen, „die Meinungen und Vorschläge der Werktätigen mehr zu achten und mit der Kraft der Kollektive energischer um die Veränderung kritischer Zustände im Produktionsablauf zu ringen“. Die Aussprachen hätten schließlich deutlich gemacht, „daß bei manchen Genossen Leitern das Pflichtgefühl stärker ausgeprägt werden muß, regelmäßig in den Partei- und Arbeitskollektiven Rechenschaft zu legen“. (Neues Deutschland vom 17.10.1985: 3)

1.3. Aktivität der Parteimitglieder

Alle erwähnten Organisationsprinzipien sollen letztlich dazu dienen, die 2,3 Millionen Parteimitglieder zu aktiven Verfechtern der Ziele der Partei in allen Bereichen der Gesellschaft zu machen. Vor allem die Vorbereitung der alle fünf Jahre tagenden Parteitage wird genutzt, um „Masseninitiativen“ in Bewegung zu setzen, neue Wettbewerbsverpflichtungen und zusätzliche Aufgabenstellungen anzuregen. Einen besonderen Einsatz verlangt die SED von ihren Mitgliedern.

Ein wesentliches Element dieses innerparteilichen Aktivierungsprozesses sind die Parteiwahlen, die im Vorfeld des Parteitages durchgeführt werden. Das theoretische Organ der SED „Einheit“ nennt in seiner Nr. 1 des Jahres 1986 einige aufschlußreiche Zahlen, die Auskunft über die Tätigkeit der SED-Mitglieder geben. Von ihnen üben nach Auskunft der „Einheit“ 670.079 in den Grundorganisationen und Parteigruppen Wahlfunktionen aus, unter ihnen sind 88.383 Parteisekretäre (zu 94,7 % ehrenamtlich tätig) und 96.104 Parteigruppenorganisatoren. 52.000 Genossen arbeiten in ständigen oder zeitweiligen Arbeitsgruppen oder Kommissionen der Parteileitung, mehr als 270.000 beteiligen sich als Propagandisten in der Parteischulung oder in anderen Schulungsmaßnahmen. Interessant sind die Zahlen über die Tätigkeit der SED-Mitglieder in den Massenorganisationen: So sind z.B. 590.000 Genossen Vertrauensleute oder Mitglieder der Gewerkschaftsleitungen, 185.000 Mitglieder von FDJ-Leitungen. 111.500 sind als Schöffen oder Mitglieder von Konflikt- und Schiedskommissionen tätig, in den Elternbeiräten und -aktivs der Schulen wirken 224.000 Mitglieder und Kandidaten der Partei mit, 166.000 sind Mitarbeiter der Ausschüsse der Nationalen Front. Schließlich wurden im Zuge der Parteiwahlen und der damit einhergehenden etwa 1,4 Millionen persönlichen Gespräche mit den Genossen konkrete Parteiaufträge erteilt oder die Genossen gaben persönliche Verpflichtungen ab. (Lorenz, 1986: 9ff.)

Diese Zahlen sagen über das konkrete Ausmaß der Aktivität der einzelnen Parteimitglieder zwar relativ wenig aus, deuten aber darauf hin, daß es der Parteifüh-

rung wichtig ist, ihre Mitgliedschaft für die neuen gesellschaftspolitischen Zielstellungen zu aktivieren und gezielt auf die zu erwartenden Herausforderungen der nächsten Jahre vorzubereiten. Dies erscheint um so notwendiger, als die traditionellen Formen der Massenkampagnen und Wettbewerbe kaum als adäquates Mittel erscheinen, die Bevölkerung für die „Meisterung“ der neuen Herausforderungen von Wissenschaft und Technik zu gewinnen.

Von Bedeutung für eine realistische Einschätzung des Aktivierungspotentials der SED sind auch die (unvollständigen und lückenhaften) Angaben über Anzahl und soziale Herkunft der Mitglieder der unteren Parteileitungen. Darüber gibt die folgende Tabelle Auskunft.

Tabelle: Mitglieder in den Parteileitungen der SED (Ende 1985)

Mitglieder	2.194.585	
Kandidaten	98.704	
<hr/>		
insgesamt	2.293.289	
Grundorganisationen	58.573	davon
	4.465	untergliedert in
Abteilungsparteiorganisationen	27.937	
Parteigruppen	96.104	
<hr/>		
Leitungen der Grundorganisationen, Abteilungsparteiorganisationen und Parteigruppen	670.079	Mitglieder
darunter		
– Arbeiter	54,5 %	
– in der materiellen Produktion tätig	35,5 %	
ausgeschiedene Parteifunktionäre	20.550	
– wegen Übernahme einer anderen Funktion bzw. Wechsel der Grundorganisation	54,5 %	
– wegen Aufnahme eines Studiums	4,9 %	
– Alters- und Gesundheitsgründe	33,0 %	
– wegen mangelnder Qualifikation bzw. ungenügender Leitungstätigkeit	6,0 %	
Kreis, Stadt- und Stadtbezirksleitungen	19.578	Mitglieder
darunter		
– Frauen	37,1 %	
– unter 25 Jahren	16,7 %	
– mehr als 10 Jahre SED-Mitglied	63,3 %	
– Arbeiter	64,8 %	
– Intelligenz	23,9 %	
– Hoch- oder Fachschulabschluß	70,6 %	
– Parteischulung von mindestens 3 Monaten	92,2 %	
Sekretariate der Kreis-, Stadt- und Stadtbezirksleitungen	2.596	Mitglieder, davon
	1.251	Sekretäre
– Frauen	14,5 %	
– mehr als 20 Jahre SED-Mitglied	70,0 %	
– Parteischulung von mindestens 1 Jahr	97,7 %	

ausgeschiedene Mitglieder aus den Sekretariaten der Kreisleitungen	565 = 21,8 %
– wegen Übernahme einer anderen oder höheren Funktion oder Studium	46,3 %
– aus gesundheitlichen Gründen	31,3 %
– weil sie „den wachsenden Anforderungen an die Führungs- und Leitungstätigkeit nicht mehr gewachsen waren“	19,6 %
1. Sekretäre der Kreisleitungen	
– mehr als 10 Jahre in der jetzigen Funktion	28,5 %
– Hoch- bzw. Fachschulabschluß	100,0 %
– zuvor hauptamtliche FDJ-Funktionäre	41,4 %

(Quellen: Neues Deutschland vom 18.12.1985: 3f; vom 9.1.1986: 3; vom 22.1.1986: 3f.)

1.4. Parteiorganisation und Parteiapparat

1.4.1. Parteaufbau der SED

Die SED ist nach dem Produktions- und Territorialprinzip aufgebaut. Gliederung nach dem Produktionsprinzip heißt, daß die Mitglieder vor allem in den Betrieben, Verwaltungen, Bildungseinrichtungen, Genossenschaften usw., also an ihrem Arbeitsplatz organisiert sind. In diesen 58.573 Grundorganisationen (GO) ist die Mehrheit der SED-Mitglieder erfaßt. Insgesamt sind über 20 % der Berufstätigen Mitglieder der SED. In den Wohnparteiorganisationen sind vor allem die Nichtberufstätigen und Rentner organisiert. Grundorganisationen mit mehr als 150 Mitgliedern und Kandidaten, wie sie vor allem in Großbetrieben und Verwaltungen bestehen, werden in Abteilungsparteiorganisationen (APO) unterteilt (1986: 27.937), die ihrerseits Parteigruppen von 8-10 Mitgliedern bilden können. Die Grundorganisationen sollen die Parteimitglieder mobilisieren und organisieren, die Betriebsleitungen und staatlichen Leitungen kontrollieren, den politisch-ideologischen und organisatorischen Einfluß der Partei in allen Bereichen der Gesellschaft sichern.

565.617 SED-Mitglieder kommen aus den zentralgeleiteten Kombinen der Industrie und des Bauwesens, das sind über 40 % der Mitgliedschaft. In den wirtschaftspolitischen Überlegungen der SED spielen diese Betriebe eine entscheidende Rolle: Durch ihre Stärkung und ihren Ausbau soll das ehrgeizige Modernisierungsprogramm verwirklicht werden. Wie schon in früheren Jahren, vor allem in der NÖS-Zeit, soll die Struktur der Parteiorganisation an die veränderten industriellen Strukturen angepaßt werden. In den „Stätten sozialistischer Großproduktion“, vor allem in den Stammbetrieben der Kombinate soll durch den Aufbau zentraler Parteileitungen eine Konzentration und bessere Koordination der Parteiarbeit erreicht werden. Die Anzahl solcher Parteiorganisationen stieg von 44 im Jahre 1976 auf 66 Ende 1985. Die Zahl der Mitglieder wuchs in dieser Zeit von 77.100 auf 117.259. (Neues Deutschland vom 9.1.1986: 3)

In kleineren und mittleren Städten und in Gemeinden, in denen mehrere Grundorganisationen bestehen, sieht das SED-Statut die Bildung von Ortsleitungen „entsprechend den Instruktionen des Zentralkomitees“ als Möglichkeit vor. (Statut der SED, Artikel 64)

Über der betrieblichen und örtlichen Ebene existieren 263 nach dem Territorialprinzip gebildete Kreisparteiorganisationen. Kreisparteiorganisationen bestehen auch in zentralen staatlichen Verwaltungen, beim Militär und den Sicherheitsorganen, in Großbetrieben und in großen wissenschaftlichen Einrichtungen wie Universitäten und Akademien.

Die Kreisparteiorganisationen sind in 15 Bezirksparteiorganisationen zusammengefaßt (neben den 14 DDR-Bezirken besteht eine Gebietsparteiorganisation Wismut, die für die Betriebe des Uranbergbaus zuständig ist.)

1.4.2. Das Zentralkomitee der SED

Die Leitungsorgane auf der zentralen Ebene sind das Zentralkomitee (ZK), das Politbüro und das Sekretariat des ZK. Die 165 Mitglieder des ZK sind zu zwei Dritteln hauptamtliche Parteifunktionäre oder leitende Kader des Staatsapparates. Nur 16 ZK-Mitglieder sind Frauen.

Mit 63 Mitgliedern stellen die hauptamtlichen Parteifunktionäre die stärkste Gruppe im ZK; zu ihnen gehören neben dem 1. Sekretär des ZK der SED, Erich Honecker, die 10 ZK-Sekretäre (d.h. die politischen Leiter des zentralen Parteiapparates) und 17 der 41 Abteilungsleiter des ZK-Apparates. Ferner sind sämtliche 1. Sekretäre der SED-Bezirksleitungen Mitglieder des ZK. Von den 263 1. Sekretären der Kreisleitungen der SED sind nur drei Mitglieder des ZK, darunter die der Kreisleitung im Ministerium für Staatssicherheit und in der Akademie der Wissenschaft.

Mit 47 Mitgliedern bilden die Vertreter hoher Regierungs- und Parlamentsämter die zweitgrößte Gruppe. Neben dem Präsidenten der Volkskammer (Horst Sindermann) sind 27 Mitglieder des 44 Mitglieder zählenden Ministerrates ZK-Mitglieder. Besonders wichtige Ministerien (Außenministerium, Verteidigungsministerium) stellen mehrere ZK-Mitglieder. 16 Vertreter kommen aus der Industrie und anderen Sektoren der Volkswirtschaft; allein sechs von ihnen sind Generaldirektoren großer Kombinate. Ferner gehören der Generalstaatsanwalt, der Generaldirektor der Nachrichtenagentur ADN und der Vorsitzende des Staatlichen Komitees für Rundfunk und Fernsehen dem ZK an.

Die dritte große Gruppe bilden mit 16 Mitgliedern die Vertreter der Massenorganisationen und die 15 Vertreter von Verbänden und wissenschaftlichen Einrichtungen. Allein der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund (FDGB) entsendet sieben Mitglieder. Drei Mitglieder stellt die Freie Deutsche Jugend (FDJ) – andere Massenorganisationen sind jeweils mit ihren Vorsitzenden vertreten. (Informationen, 10, 1986: 9ff.)

Schaubild: Organisationsaufbau der SED

(Quelle: DDR Handbuch 1985: 1184)

In den 60er Jahren sah es eine Zeitlang so aus, als ob das ZK sich zu einem wichtigen Entscheidungsgremium und zu einem Konsultativorgan für das Politbüro entwickeln würde. (Ludz, 1970) Diese Erwartung hat sich nicht bestätigt; mit durchschnittlich zwei Tagungen im Jahr kann das ZK auf die aktuelle Politik keinen nennenswerten Einfluß ausüben. Gleichwohl hat die Mitgliedschaft in diesem Gremium einen hohen Prestigewert. Die sorgsame faktische Kooptation von Mitgliedern aus relevanten Sektoren der Gesellschaft zeigt, daß das ZK als so etwas wie ein Repräsentativorgan angesehen wird, in dem sich die gesellschaftsumfassende Tätigkeit der SED auch personell widerspiegelt.

1.4.3. Politbüro und Sekretariat des ZK

Das eigentliche zentrale Entscheidungsgremium ist das Politbüro (22 Mitglieder, 5 Kandidaten). Laut Statut leitet es zwischen den Tagungen des ZK dessen Arbeit, in der Realität aber trifft es auf seinen wöchentlichen Sitzungen alle entscheidenden Beschlüsse. Das Sekretariat des ZK, dem neben dem Generalsekretär (Erich Honecker) gegenwärtig 10 Sekretäre angehören, bildet die organisatorische Spitze des in 41 Abteilungen etwa 1.500 Mitglieder umfassenden ZK-Apparates und der Apparate der Partei auf Bezirks- und Kreisebene. Politbüro und Sekretariat werden auf der jeweils ersten Sitzung des vom Parteitag neugewählten ZK gewählt.

Tabelle: Mitglieder des Politbüros und Sekretäre des ZK der SED (1986)

Politbüro

Mitglieder: (22)

Hermann Axen
Hans-Joachim Böhme
Horst Dohlus
Werner Felfe
Herbert Häber
Kurt Hager
Joachim Herrmann
Erich Honecker
Werner Jarowinsky
Heinz Kessler, Armeegeneral
Günter Kleiber

Egon Krenz
Werner Krolkowski
Siegfried Lorenz
Erich Mielke, Armeegeneral
Günter Mittag
Erich Mückenberger
Alfred Neumann
Günter Schabowski
Horst Sindermann
Willi Stoph
Harry Tisch

Kandidaten: (5)

Inge Lange
Gerhard Müller
Margarete Müller

Gerhard Schürer
Werner Walde

Sekretariat

Generalsekretär:

Erich Honecker

Sekretäre:

Internationale Verbindungen
Parteiorgane
Landwirtschaft

Hermann Axen
Horst Dohlus
Werner Felfe

Kultur, Wissenschaft
Agitation und Propaganda
Handel und Versorgung, Kirchen
Sicherheitsfragen, Jugend und Sport
Wirtschaft
Frauen

Kurt Hager
Joachim Herrmann
Werner Jarowinsky
Egon Krenz
Günter Mittag
Inge Lange
Günter Schabowski

Die personelle Verzahnung von Politbüro und Sekretariat soll sichern, daß die politischen Entscheidungen des Politbüros ohne Reibungsverluste im Parteiapparat umgesetzt werden. Diese Entscheidungen des Politbüros sollen sich, folgt man dem Selbstverständnis und der Selbstdarstellung der SED, auf die grundlegenden strategischen und taktischen Fragen der Politik der Partei konzentrieren.

Die wenigen konkreten Informationen, die über die Tätigkeit des Politbüros vorliegen, besagen, daß auf seinen wöchentlichen Tagungen eine lange Tagesordnung zu bewältigen ist und daß die Entscheidungen von so wichtigen Beschlüssen wie denen über Jahres- und Fünfjahrespläne, zentrale Fragen der Innen-, Außen-, Verteidigungs- und Sicherheitspolitik bis hin zu Fragen reicht, die von den unteren Staats- und Parteigliederungen nicht entschieden werden können oder um deren Entscheidungen sie sich herumdrücken. Ein Beispiel für eine solche Politbüroentscheidung ist die „städtebauliche Konzeption für die sozialistische Umgestaltung des Zentrums der Bezirksstadt Suhl“ oder die Planungen für das Wintersportzentrum Oberhof im Thüringer Wald 1975.

Zur Vorbereitung seiner Entscheidungen bedient sich das Politbüro der Zuarbeit des zentralen Parteiapparates. Für besondere Fragen setzt es eigene Kommissionen oder Arbeitsgruppen ein. (Neugebauer, 1978: 62ff.)

Die starke Stellung des Sekretariats erwächst aus seiner Funktion als politische Spitze des Parteiapparates. Ihm obliegen die „Leitung der laufenden Arbeit“, die „Durchführung und Kontrolle der Parteibeschlüsse“ und vor allem: die Auswahl der Kader, also die Personalpolitik der Partei. (Statut der SED, Artikel 42) Das Sekretariat ist die Zentrale, mit der die SED die parteiinternen Vorgänge, darüber hinaus aber auch das politische und gesellschaftliche Leben zu kontrollieren trachtet. (Richert, 1963: 30)

Der zentrale Parteiapparat gliedert sich in Abteilungen und Arbeitsgruppen, die weitgehend parallel zum Staatsapparat bestehen, z.B. für Volksbildung, Internationale Verbindungen, Sicherheitsfragen; andere haben parteiinterne Funktionen wie z.B. die Abteilung Kaderfragen, Parteiorgane oder Parteifinanzen.

ZK-Abteilungen (1986)

Agitation
Allgemeine/Innere Verwaltung
Auslandsinformation
Bauwesen
Büro des Politbüros
Zeitschrift „Einheit“
Fernmeldewesen
Finanzverwaltung und Parteibetriebe

Forschung und technische Entwicklung
 Frauen
 Gesundheitspolitik
 Gewerkschaften und Sozialpolitik
 Grundstoffindustrie
 Handel, Versorgung und Außenhandel
 Internationale Politik und Wirtschaft
 Internationale Verbindungen
 Jugend
 Kaderfragen
 Kirchenfragen
 Kultur
 Landwirtschaft
 Leicht-, Lebensmittel- und Bezirksgeleitete Industrie
 Maschinenbau und Metallurgie
 Zeitschrift „Neuer Weg“
 Befreundete Parteien
 Parteiorgane
 Planung und Finanzen
 Propaganda
 Protokoll
 RGW
 Sicherheitsfragen
 Sozialistische Wehrerziehung und militärpolitische Agitation
 Sozialistische Wirtschaftsführung
 Sport
 Staats- und Rechtsfragen
 Transport- und Nachrichtenwesen
 Verkehr (Kurierdienst)
 Volksbildung
 Verwaltung der Wirtschaftsbetriebe
 Wissenschaften
 Zentrag (Verlage, Druckhäuser der Partei, Werbeagentur DEWAG)

1.5. Kaderpolitik der SED

Die Auswahl, Ausbildung, Erprobung der Kader und ihr beruflicher Einsatz in Leitungsfunktionen sind Gegenstand bewußter Planung und Inhalt der Kaderpolitik. Die Kaderpolitik der SED umfaßt prinzipiell alle Bereiche der Gesellschaft, also nicht nur den Parteiapparat, sondern auch die staatliche Verwaltung, die Wirtschaft, die Massenorganisationen, den kulturellen und wissenschaftlichen Bereich. Die SED konzentriert sich dabei auf die Kontrolle der zunehmend formalisierten Rekrutierungsmechanismen und den Vorbehalt, exakt definierte, in einer „Kadernomenklatur“ festgelegte leitende Positionen in eigener Kompetenz besetzen zu können. Dies erschwert zwar ad-hoc-Entscheidungen und willkürliche Eingriffe der Partei, stellt aber zugleich sicher, daß die allein auf politische Zuverlässigkeit zugeschnittene traditionelle Kaderauswahl ergänzt wird durch Kriterien, die eine hohe fachliche Qualifikation des Leitungspersonals gewährleisten.

Zu den Kadern werden Leitungskräfte („Leitungskader“) aus den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft und wissenschaftlich ausgebildete Spezialisten ohne Leitungsbefugnisse gezählt. Es wird darauf hingewiesen, daß die Tätigkeit von Leitern nicht mit der von Spezialisten gleichgesetzt werden könne, weil letztere mit der Entscheidungsvorbereitung, nicht aber – wie die Leiter – mit der Durchführung von Entscheidungen betraut seien. Ziel der Kaderpolitik der SED ist es aber, auch den Leitern eine möglichst qualifizierte wissenschaftliche Ausbildung zu vermitteln. Von daher werden die Spezialisten zum „natürlichen“ Rekrutierungsreservoir für leitende Positionen und Funktionen. Mit dieser Definition des Begriffs Kader – sie wurde in der DDR in dieser Form erstmals 1964 gewählt – vollzog sich eine Abkehr vom stalinistischen Kaderbegriff, wie ihn 1935 Georgi Dimitroff auf dem VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale bestimmt hatte und wie er später von Stalin übernommen wurde. Nicht beliebige Leiter, Ingenieure und Techniker, so formulierte Stalin, seien erwünscht, sondern solche, die fähig sind, die Politik der Arbeiterklasse zu begreifen, die sich diese Politik zu eigen machen und die bereit sind, sie gewissenhaft zu verwirklichen. Erst in zweiter Linie wurde von ihnen auch das Fachwissen und der Sachverstand gefordert, die nötig sind, um große Organisationen und Verwaltungsapparate zu lenken und zu leiten.

Bereits Ende der 50er Jahre begann sich jedoch in der SED allmählich die Einsicht durchzusetzen, daß die Kader neben ihrer politischen Zuverlässigkeit auch über eine hohe fachliche Qualifikation, technische und ökonomische Kenntnisse, Verantwortungsfreude, Risikobereitschaft und psychologisches Einfühlungsvermögen verfügen mußten. Die ursprünglich parteizentrierte Kaderpolitik wurde modifiziert und an die Funktionsbedingungen vor allem des Staats- und Wirtschaftsapparates angepaßt. Der „universelle“ Typus des Kadern wurde einem Prozeß der Funktionalisierung und Formalisierung unterzogen. Kompetenzen und Stellung des Kadern ergeben sich primär aus seiner Funktion in den verschiedenen Apparaten und dem Stellenwert des jeweiligen Apparates in der Hierarchie des Herrschaftssystems. Mit der Verfestigung gesellschaftlicher Leitungsstrukturen und dem Ausbau differenzierter Apparate ging eine Formalisierung der Mechanismen der Kaderrekrutierung einher. Eine vorwiegend politische, auf die Sicherung der Machtpositionen der Partei bedachte Rekrutierung durch die Partei wurde ergänzt durch die Einrichtung formalisierter Ausbildungswege, die Festlegung bestimmter Qualifikationen für die Übernahme leitender Positionen sowie die Ausdifferenzierung von Methoden der Kaderbedarfsplanung und der Kaderverwaltung. Die Kaderpolitik der Partei konzentriert sich darauf, die Rekrutierung von Leitungspersonal in allen Bereichen der Gesellschaft zu kontrollieren und bestimmte, exakt definierte leitende Positionen in eigener Verantwortung zu besetzen. Damit stellt sie sicher, daß neben der fachlichen Qualifikation auch die politische Zuverlässigkeit entscheidendes Kriterium bei der Rekrutierung von Leitungspersonal bleibt. Der SED ist es auf diese Weise gelungen, ein Personal heranzubilden, das beiden Kriterien gerecht wird. Sie wählt und bildet ein Leitungspersonal aus, das seine gesellschaftlich herausgehobene Stellung nicht nur dadurch legitimiert, als Beauftragter der Avant-

garde über die notwendige Einsicht in gesellschaftliche Zusammenhänge zu verfügen, sondern das auch – scheinbar mit Recht – darauf verweisen kann, daß die Herrschenden zugleich die Qualifizierten sind und gesellschaftliche Leitung als besondere Funktion besondere Qualifikationen erfordere, über die die übrigen Gesellschaftsmitglieder nicht verfügen und letztlich nicht verfügen können.

1.5.1. Auswahl der Kader

Trotz dieser veränderten Sichtweise, trotz gewandelter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen haben sich die kaderpolitischen Instrumentarien kaum geändert. Eines der wesentlichen Instrumentarien der Kaderpolitik ist die Nomenklatur. Sie ist ein Verzeichnis von Positionen und Funktionen auf allen gesellschaftlichen Gebieten, über deren Besetzung die SED entweder direkt entscheidet oder für die sie verbindliche Modalitäten entwickelt und sich eine Kontrolle vorbehält, auch dann, wenn es sich formal um Wahlpositionen handelt.

Die erfaßten Positionen und Funktionen sind, differenziert nach der ihnen zugemessenen politischen Wertigkeit, Nomenklaturstufen (I, II und III) zugeordnet. Die in den Nomenklaturen erfaßten Personen werden als Nomenklaturkader bezeichnet. Nomenklaturen existieren auf den verschiedenen Ebenen der einzelnen Apparate. Sie sind den Prinzipien des demokratischen Zentralismus entsprechend hierarchisch geordnet und weisen die Entscheidungsbefugnis über den Einsatz, die Versetzung oder Ablösung von Kadern der jeweils übergeordneten Leitungsebene bzw. der dort zuständigen Kaderabteilung zu. Verkompliziert wird dieses System dadurch, daß die Kader des Wirtschafts- und Staatsapparates oder der Massenorganisationen nicht nur in der Nomenklatur dieser Apparate, sondern zugleich auch in der Partei – und somit doppelt, oft sogar mehrfach – geführt werden.

Für Positionen und Funktionen, die von der Nomenklatur erfaßt werden, besteht also eine zweifache personalpolitische Zuständigkeit, wobei alles dafür spricht, daß dem Wort des Parteiapparates ein entscheidendes Gewicht zukommt. Das heißt jedoch nicht, daß die Partei in jedem Fall und auf allen Ebenen die Initiative ergreift; die Parallelführung der Nomenklatur erlaubt es ihr aber, jede personalpolitische Entscheidung wirkungsvoll zu kontrollieren und im Konfliktfall an sich zu ziehen. Von dieser doppelten Erfassung sind die Positionen ausgenommen, über deren Besetzung das Politbüro der SED selbst entscheidet. Die Nomenklatur selbst sagt nur etwas über die formale Zuordnung zu personalpolitischen Entscheidungsebenen aus, sie sichert allein noch keine kontinuierliche Planung des Kaderbedarfs. Daher sind alle Betriebe, Verwaltungen, Behörden usw. gehalten, für ihren Bereich „Kaderentwicklungspläne“ zu erarbeiten und zukünftige Kader auf ihre Aufgaben vorzubereiten. Neben individuellen Maßnahmen entwickeln die einzelnen Leitungsapparate auf den jeweiligen Ebenen jährlich „Kaderpläne“ und langfristige „Kader- und Bildungsprogramme“, die an die Laufzeit der Fünfjahrespläne in der Volkswirtschaft der DDR angeglichen werden sollen. Beide dienen der quantitativen Erfassung und Planung des zukünftigen Kaderbedarfs.

Schaubild: Nomenklatur des Partei-, Staats- und Wirtschaftsapparates

Nomenklatur	Parteiapparat	Staatsapparat	Wirtschaftsapparat
Politbüro	ZK-Mitglieder* Sekretäre des ZK 1. Sekretäre der Bezirksleitungen Leiter zentraler Parteiinstitutionen*	Staatsrat Ministerrat Vorsitzender der SPK u. a.	
I	Abteilungsleiter (und Stellvertreter) des ZK-Apparates Leitende Mitarbeiter zentraler Parteiinstitutionen Sekretäre der Bezirksleitung Parteiorganisatoren der VVB 1. Sekretär der Kreisleitung* Leiter der Bezirksparteischule Parteiorganisatoren in VVB, Kombinat und Großbetrieben*	Minister Stellvertretende Minister Stellvertr. Vorsitzender d. SPK Leiter und Stellvertreter zentraler Staatsorgane Vorsitzender des Rates des Bezirks 1. Stellvertreter d. Vors. d. Rates des Bezirks Mitglieder der Räte der Bezirke Leiter der Bezirksinspektion der ABI Vorsitzender des Rates des Kreises	Generaldirektoren der VVB Direktoren wichtiger Großbetriebe u. Kombinate Leiter von Großbaustellen Vorsitzende der Bezirkswirtschaftsräte
II	Sekretäre der Kreisleitung Sekretäre von Grundorganisationen aus wichtigen Bereichen* Leiter von Kreis- und Betriebsschulen des Marxismus-Leninismus	Abteilungsleiter, Sektorenleiter, Leiter von Fachabteilungen, Leiter von Stabsorganen zentraler Staatsorgane Leiter von ökonomisch selbstständigen Einrichtungen (z. B. Reisebüros, Banken) Abteilungsleiter der Räte der Bezirke 1. Stellvertreter d. Vors. d. Rates des Kreises Mitglieder der Räte der Kreise	Fachdirektoren u. Abteilungsleiter von VVB Fachdirektoren wichtiger Großbetriebe und Kombinate Werkdirektoren u. stellv. Direktoren mittelgroßer Betriebe und Kombinate (1000–5000 Beschäftigte) Leiter von Zweigbetrieben Hauptbuchhalter Stellv. Vors. und Abteilungsleiter des Bezirkswirtschaftsrates
III	hauptamtliche Mitarbeiter der Kreisleitungen* Sekretäre der Grundorganisationen*	Kreisbaudirektoren Stadtbaudirektoren Abteilungsleiter der Räte der Kreise	Werkdirektoren kleiner Betriebe Fachdirektoren und Abteilungsleiter mittelgroßer Betriebe Fachdirektoren, Meister

(Quelle: Glæßner, 1977: 240)

1.5.2. Kaderbedarfsplanung

Im Rahmen der langfristig angelegten Bemühungen, Kader für alle wichtigen Leitungsfunktionen auszubilden und in der Praxis sich bewähren zu lassen, werden drei quantitativ und qualitativ unterschiedlich gewichtete Rekrutierungsfelder unterschieden: das Kaderreservoir, der Kadernachwuchs und die Kaderreserve. Zum *Kaderreservoir* werden alle Hoch- und Fachschulabsolventen und Leitungsmitglieder der unteren Ebenen des Parteiapparates und der Massenorganisationen gezählt. Um diesen Personenkreis, aus dem die zukünftigen Leitungskader hervorgehen, sollen sich die Kaderabteilungen in besonderer Weise kümmern. Ihnen sollen vor allem Aufgaben übertragen werden, die sie in die Lage versetzen, Erfahrungen für die spätere Übernahme von Leitungspositionen zu sammeln. Diejenigen, die sich dabei bewähren, können nach einem Kadernachwuchsgespräch, an dem der unmittelbare Vorgesetzte, aber auch Partei-, Gewerkschafts- und gegebenenfalls FDJ-Vertreter teilnehmen und das dazu dient, herauszufinden, welche konkreten Vorbereitungen zur Übernahme einer leitenden Funktion oder Position zu treffen sind, in den *Kadernachwuchs* aufgenommen werden. Dies bedeutet zugleich, daß die Nachwuchskader entsprechend der in Betracht gezogenen Leitungsposition in der jeweiligen Nomenklatur erfaßt werden. Damit einher geht die Ausarbeitung individueller Entwicklungs- und Qualifizierungsprogramme, die Festlegung zukünftiger Tätigkeitfelder und das Ingangsetzen eines erneuten Erprobungsprozesses, an dessen Ende – nach zwei, drei oder auch fünf Jahren – ein weiterer Auswahlprozeß steht. Hat der Nachwuchskader die ihm übertragenen Aufgaben zufriedenstellend erfüllt, wird er in die *Kaderreserve* aufgenommen. Ist dies nicht der Fall, erfolgt in der Regel eine Rückstufung in den Stand des Kaderreservoirs. Mitglied der Kaderreserve zu sein bedeutet: gezielte Vorbereitung und Ausbildung eines relativ engen Kreises von Kadern für festgelegte Funktionen und Positionen. Es beginnt ein erneuter Prozeß der Erprobung und Weiterbildung, der mit der Entscheidung darüber endet, ob der „Reservekader“ die vorgesehene Aufgabe übernimmt, ob es dazu weiterer Vorbereitung bedarf oder ob er in den Status des Kadernachwuchses zurückversetzt wird.

1.5.3. Weiterbildung der Kader

Die Weiterbildung der Kader dient vor allem dazu, ihnen die Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln, die für ihre spezifische Funktion oder Position erforderlich sind und die sie in ihrer bisherigen Ausbildung nicht erhalten haben. Dabei ist zwischen verschiedenen Wissensbereichen zu unterscheiden. Kader, vor allem die Spezialisten, benötigen Fachwissen, d.h. Kenntnisse von Zusammenhängen, die sich auf der Grundlage einer wissenschaftlichen Aufbereitung von Problembereichen erschließen und die zur sachgerechten Entscheidungsfindung notwendig sind. Soweit diese Kenntnisse nicht bereits in der Ausbildung an einer Fach- oder Hochschule erworben wurden, sollen sie im Rahmen der Weiterbildung vermittelt wer-

Schaubild: Auswahl und Vorbereitung für Leitungsfunktionen

(Quelle: Glaeßner, 1977: 246)

den und zwar vorrangig in den Einrichtungen des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems. Demgegenüber vermitteln eigens für die Weiterbildung der Kader eingerichtete und vom einheitlichen Bildungssystem getrennte Bildungseinrichtungen (und das System der Parteischulung) das Sachwissen und die politisch-organisatorischen Fähigkeiten, die zur Lenkung und Leitung großer Apparate für erforderlich erachtet werden. Es handelt sich hier vor allem um Kenntnisse aus den leitungswissenschaftlichen Disziplinen, der Soziologie, Psychologie usw., vor allem aber um die Verbreitung im Leitungsprozeß selbst gewonnener Erfahrungen.

Um eine enge Verbindung von Kaderpolitik und Weiterbildung der Kader zu gewährleisten, sind die Weiterbildungseinrichtungen den einzelnen Nomenklaturstufen zugeordnet. Ihr Besuch ist – von wenigen Ausnahmen abgesehen – den Kadern der jeweiligen Stufe (I, II oder III) vorbehalten.

Weiterbildungseinrichtungen für Nomenklaturkader

	Partei	Staat	Wirtschaft
Nomenklatur I	Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED; Parteihochschule „Karl Marx“; Sonderschulen des ZK	Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR	Zentralinstitut für sozialistische Wirtschaftsführung beim ZK der SED
Nomenklatur II	Bezirksparteischulen; Sonderschulen der Bezirksleitung	Fachschule für Staatswissenschaft „Edwin Hoernle“	Institute für sozialistische Wirtschaftsführung; Industriezweigakademien
Nomenklatur III	Kreis- und Betriebschulen des Marxismus-Leninismus	Betriebsakademien der Ministerien, der Räte der Bezirke und Kreise	Kombinats- und Betriebsakademien

Die Überlegungen, die dieser Gliederung zugrunde liegen, seien kurz am Bereich des Staatsapparates erläutert: Für die Nomenklaturebene III sind die Betriebsakademien bei den Räten der Kreise und den Räten der Bezirke, für die Nomenklatur II die Fachschule für Staatswissenschaft in Weimar und für die Ebene der Nomenklatur I die Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft zuständig. Dies schließt auch aus, daß die im allgemeinen Bildungssystem gültigen Auswahlmechanismen – fachliche Leistung, soziale Herkunft und politische Aktivität – angewandt werden. Ein Mitarbeiter eines Rates des Bezirks z.B. kann sich nicht individuell entschließen, einen Lehrgang an der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft zu besuchen; die Entscheidung darüber liegt bei der Kaderabteilung, in deren Nomenklatur er geführt wird und hängt davon ab, ob in seinem individuellen Entwicklungsprogramm der Besuch eines solchen Lehrgangs vorgesehen ist.

1.5.4. Ergebnisse der Kaderpolitik

Die Verfeinerung des kaderpolitischen Instrumentariums und die umfangreichen Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen haben das Qualifikationsniveau der Kader merklich erhöht. So ergab sich z.B. Mitte der 70er Jahre in den örtlichen Räten folgendes Bild:

	Hochschulabschluß	Fachschulabschluß
	in %	
Räte der Bezirke	71	20
Räte der Kreise	35	32
Bürgermeister	3	12

(Quelle: Nach Unterlagen des Autors.)

Nach neueren Angaben verfügen 96 % der Mitarbeiter des zentralen Staatsapparates, 99 % der Mitglieder der Räte der Bezirke, 94 % der Mitglieder der Räte der Kreise und 36,1 % der Mitarbeiter der Räte der Kreise über einen Hoch- oder Fachschulabschluß. (Verwaltungsrecht, 1979: 162)

Von nicht minder großer Bedeutung sind die Auswirkungen der organisations-eigenen Bildungsmaßnahmen, über die aber keine zuverlässigen Angaben vorliegen. (Die Tatsache, daß hier nur in Ausnahmefällen formale Abschlüsse erworben werden, erklärt dies nur zum Teil.) Wiederholte Äußerungen in den letzten Jahren deuten darauf hin, daß gemessen an den Erwartungen, die mit der Einrichtung einer Vielzahl von Bildungsinstitutionen verbunden worden waren, der Effekt eher bescheiden ist. Daher wird in letzter Zeit betont, daß „die Hauptform der Qualifizierung stets der Arbeitsprozeß“ und damit die „unmittelbare Leitungstätigkeit“ sei, daß die Bildungsmaßnahmen der apparateigenen Bildungseinrichtungen „nur Impulse“ geben könnten. Dagegen scheinen sich die Prinzipien der Kaderpolitik im Hinblick auf die Auswahl eines zuverlässigen Leitungspersonals weitgehend bewährt zu haben. Der Kaderpolitik der SED ist es seit Anfang der 60er Jahre gelungen, politische Zuverlässigkeit und fachliche Qualifikation des Leitungspersonals, die in den 50er Jahren meist auseinanderfielen, zu vereinen.

Trotz der positiven Ergebnisse eines zunehmend perfektionierten Instrumentariums ist die apparatinterne Effizienz kaderpolitischer Maßnahmen eher skeptisch zu beurteilen. Wenn auch die Auswirkungen und Konsequenzen der für die Partei leninistischen Typs und die von ihr beherrschten Organisationen schon immer bedeutsamen – und mit zunehmender Formalisierung der Organisationsstrukturen eher gewichtiger werdenden – informellen Beziehungen und Kooptationsmechanismen nicht im einzelnen zu belegen sind, ist zu vermuten, daß berufliche und politische Karrieren in der DDR, trotz verfeinerter Methoden der Kaderpolitik, ganz wesentlich durch persönliche Bekanntschaften, Freundschaften u.ä. bestimmt wer-

den. Die kaderpolitischen Ziele werden auf diese Weise leicht unterlaufen oder konterkariert. Die Analyse formalisierter Verfahrensweisen kann daher zwar entscheidende Aufschlüsse über den Charakter des Gesellschaftssystems der DDR geben, ist aber nur bedingt in der Lage, verlässliche Aussagen über deren konkrete Auswirkungen in den Apparaten selbst zu machen. Am eindeutigsten sind die Erfolge der Kaderpolitik in der Aus- und Weiterbildung des leitenden Personals. Der Ausbau und die Verfeinerung des kaderpolitischen Instrumentariums ermöglichte es, einen hochqualifizierten Stamm von Mitarbeitern im Partei-, Staats- und Wirtschaftsapparat, in den Massenorganisationen sowie im Wissenschafts- und Kulturbereich aufzubauen. Die Kaderpolitik hat sich darüber hinaus auch in jenen Bereichen als probates Mittel in der Regelung des Zugangs zu Leitungspositionen erwiesen, in denen die Besetzung formal zur gesellschaftlichen Disposition steht: Wahlfunktionen und hauptamtliche bzw. Nomenklaturfunktionen sind so eng miteinander verzahnt, daß die Wahlakte lediglich der Bestätigung von vorentschiedenen Berufungen dienen. Mag so die apparatinterne Effizienz kaderpolitischer Maßnahmen nach wie vor problematisch sein, als Mittel zur politischen und sozialen Abschottung der Leitungsapparaturen gegen Einflüsse aus der Gesellschaft haben sie sich als wirksam erwiesen.

Die Analyse der Organisationsprinzipien, des Parteiaufbaus und der Kaderpolitik der SED läßt sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Die SED versteht sich selbst als das Führungszentrum im politischen System der DDR. Zur Durchsetzung ihrer Führungsrolle bedient sie sich dreier Prinzipien: des demokratischen Zentralismus, der sozialistischen Demokratie und der Kaderpolitik. Diese drei Prinzipien gewährleisten die strukturelle Umsetzung des instrumentellen Staatsverständnisses der SED.
2. Die SED organisiert in ihren Reihen über zwei Millionen Mitglieder. Sie ist eine Massenpartei. Die Parteimitgliedschaft ist die Voraussetzung für berufliche und politische Karrieren (sieht man von einigen „Domänen“ der Blockparteien ab). Zugleich aber ist die SED Kaderpartei mit streng geregelten Auswahl- und Auslesemechanismen. Die Kader stellen so etwas dar wie die Avantgarde der Avantgarde.
3. Diesem doppelten Charakter der Partei entsprechen der Parteiaufbau, die Entscheidungsstrukturen, die Organisationstechniken, die Kompetenzverteilung innerhalb der Parteiorganisation. Die Parteiorganisation reflektiert zugleich die Führungsfunktion der Partei gegenüber dem Staatsapparat, der Wirtschaftsverwaltung, den Massenorganisationen, Bildung und Wissenschaft, der Kultur und allen zu planenden Bereichen der Gesellschaft.

2. Staat und Staatsapparat

Die Staatslehre des Marxismus-Leninismus definiert den Staat als wichtigstes Instrument der Arbeiterklasse und ihrer Partei bei der Gestaltung der gesellschaftlichen Entwicklung. Die Beschlüsse der Partei bilden die Grundlage für die Gesetzgebung und binden die Tätigkeit aller staatlichen Organe. Ein zweites entscheidendes Element des Staatsverständnisses der SED ist der Zentralismus und das Fehlen föderativer Elemente, ein drittes ist die Ablehnung der Gewaltenteilung.

Schließlich wird der Staat in der DDR nach wie vor als eine Form der „Diktatur des Proletariats“, nicht – wie in der Sowjetunion – als „Staat des ganzen Volkes“ bezeichnet:

„Mit der Charakterisierung unseres Staates als einer Form der Diktatur des Proletariats und als Hauptinstrument beim Aufbau des Sozialismus wird der Tatsache Rechnung getragen, daß die siegreiche Arbeiterklasse sich ihren sozialistischen Staat zum Zwecke der politischen Machtausübung geschaffen hat. Der sozialistische Staat ist nicht Selbstzweck, sondern eben Instrument zur Verwirklichung der Generallinie der Partei, zur Wahrnehmung der Interessen der Arbeiterklasse und des ganzen Volkes. ... Er erfaßt über die gewählten Machtorgane alle Bürger der DDR und verkörpert insofern die Einheit der sozialistischen Gesellschaft. Durch ihren Staat verwirklichen die Arbeiterklasse und ihre Verbündeten vorrangig ihre politische Macht, fördern sie die Initiative und Tatkraft aller Bevölkerungsschichten, d.h. aller ihrer Bündnispartner.“ (DDR Gesellschaft, 1978: 26f.)

2.1. Die Struktur des Staatsapparates

Der DDR-Staat besteht aus drei Säulen: den Volksvertretungen als formal höchsten Entscheidungsinstanzen, dem Staatsapparat und seinen Räten (Ministerrat, Rat des Bezirks, Rat des Kreises, Rat der Stadt, Rat des Stadtbezirks oder der Gemeinde) als kollektiven Führungsorganen und der Gerichtsbarkeit (Oberstes Gericht der DDR – Generalstaatsanwaltschaft, Bezirksgericht – Bezirksstaatsanwalt, Kreisgericht – Kreisstaatsanwalt, Schiedskommissionen und Konfliktkommissionen). Eine Teilung der Gewalten zwischen Legislative, Exekutive und Judikative besteht nicht.

Zum Staatsapparat gehören der Staatsrat, der Ministerrat mit seinen Ministerien, Staatssekretariaten, Ämtern, Kommissionen, Verwaltungen und anderen Organen wie z.B. der Nationale Verteidigungsrat, die örtlichen Räte in den Bezirken, Kreisen, Städten, Stadtbezirken und Gemeinden, die Gerichtsbarkeit und die Staatsanwaltschaft, die Sicherheitsorgane (Armee, Polizei, Staatssicherheitsdienst) und die Leiter der Institutionen, die mit der Planung und Leitung der Volkswirtschaft beauftragt sind (Industrieminister, Generaldirektoren der Kombinate). Im Staatsverständnis der SED sind es diese Institutionen, die als vollziehend-verfügender Apparat der Volksvertretungen fungieren und diesen die Ausübung staatlicher Macht ermöglichen. Ihr grundlegendes Organisationsprinzip ist der demokratische Zentralismus. Er soll gewährleisten, daß die Grundfragen der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung von den zentralen staatlichen Planungs- und Leitungsinstitutionen entschieden werden und daß diese Entscheidungen für alle nach-

geordneten Institutionen verbindlich sind. Die Struktur des Staatsapparates spiegelt den Willen zur zentralen Entscheidung und Lenkung der Gesellschaft unter Führung der SED wider. Sie soll die einheitliche Durchführung der staatlichen Aufgaben in allen Bereichen der Gesellschaft sichern und nach einheitlichen Strukturprinzipien gestalten. Diese einheitlichen Strukturprinzipien sind:

- das Zweigprinzip. Es bedeutet, daß die Struktur des Staatsapparates von den Notwendigkeiten der Planung und Lenkung der verschiedenen Bereiche der Gesellschaft, insbesondere der verschiedenen Zweige und Bereiche der Volkswirtschaft bestimmt wird. Damit soll gewährleistet werden, daß die Entwicklung bestimmter, für die soziale und ökonomische Entwicklung der DDR-Gesellschaft bedeutender Zweige einheitlich und zentral gelenkt werden kann. In vielen Bereichen der Gesellschaftsplanung reicht dieses zentralistische Prinzip nicht aus, um eine sinnvolle Planung und Leitung zu gewährleisten. Daher wird in vielen Fällen das Zweigprinzip mit dem sogenannten Territorialprinzip verbunden. In der Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft, im Bauwesen, im Verkehr, im Handel, im Bereich von Volksbildung und Kultur und im Gesundheitswesen bestehen daher neben den entsprechenden Ministerien Fachorgane bei den örtlichen Räten.
- das Territorialprinzip. Damit ist gemeint, daß die jeweiligen regionalen und örtlichen Räte (der Bezirke, Kreise, Städte, Stadtbezirke und Gemeinden) für die gesellschaftliche Gesamtentwicklung in ihrem Zuständigkeitsbereich, unter Berücksichtigung der für die jeweiligen Zweige und Sektoren zentral festgelegten Entwicklungspläne, verantwortlich sind. Auch hier ergeben sich Koordinationsprobleme, da bestimmte von den regionalen und örtlichen Räten geleitete Einrichtungen wie Theater, Krankenhäuser, Erholungs- und Dienstleistungszentren häufig eine über das jeweilige Territorium hinausgehende Bedeutung haben und von daher zugleich Objekt zentraler Planung sind.
- das Funktionalprinzip. Vor allem auf der zentralen staatlichen Ebene werden übergreifende Aufgaben wie die der Planung, Finanzierung, Preisgestaltung, Materialwirtschaft, Statistik oder Kontrolle, d.h. bestimmte Querschnittsaufgaben, die in allen Bereichen und Zweigen der Volkswirtschaft und der Gesellschaft insgesamt erfüllt werden müssen, selbständigen Institutionen übertragen.
- das Linienprinzip. Damit soll eine klare Anweisungs- und Leitungsstruktur auf allen Ebenen des Staatsapparates etabliert werden. Jede staatliche Institution ist in ein zentrales Anleitungs- und Kontrollsystem eingebunden. Im Falle der „doppelten Unterstellung“ einer Struktureinheit des Staatsapparates ist sie in zwei Weisungslinien eingebunden.
- das Stabsprinzip. Spezielle Stäbe werden vor allem für die Vorbereitung von Entscheidungen gebildet. Stabsorgane haben keine Entscheidungsbefugnis, sie üben Hilfsfunktionen für das Leitungsorgan bzw. den staatlichen Leiter aus. Die von ihnen erarbeiteten Analysen, Berichte, Entscheidungsvorschläge und Gutachten haben jedoch einen nicht unerheblichen Einfluß auf die jeweilige Entscheidungsfindung.

Diese Prinzipien, die die Tätigkeit der einzelnen staatlichen Institutionen je nach Stellung in der Leitungshierarchie unterschiedlich prägen, sind Ausdruck des Versuchs, die differenzierten gesellschaftlichen Aufgabenstellungen sachgerecht zu lösen, ohne auf einen zentralisierten und damit leicht zu kontrollierenden Staatsapparat zu verzichten. Gleichwohl treten immer wieder erhebliche Probleme auf: bei der Koordination der Entwicklung einzelner Bereiche und Zweige der Volkswirtschaft, zwischen Volkswirtschaft, Wissenschafts- und Bildungssystem, zwischen der Entwicklung einzelner Volkswirtschaftszweige und den regionalen Notwendigkeiten, zwischen Investitions- und Konsumgüterindustrie, industrieller Produktion und Dienstleistung usw.

Die Verfassung der DDR sieht zwei zentrale kollektive Entscheidungsorgane vor: den Staatsrat und den Ministerrat.

2.1.1. Der Staatsrat

Die Verfassung der DDR konstituiert den Staatsrat als kollektives Staatsoberhaupt, der für die völkerrechtliche Vertretung der DDR, die Ausschreibung von Wahlen, die Kontrolle der Gerichte und Staatsanwaltschaften und der Volksvertretungen zuständig ist. Der Staatsrat wird von der Volkskammer für die Dauer einer Wahlperiode aus ihrer Mitte gewählt. Ihm gehören gegenwärtig 30 Mitglieder an. Den Vorsitz hat Erich Honecker inne. Stellvertretende Vorsitzende sind neben Willi Stoph, Horst Sindermann, Egon Krenz und Günter Mittag, alle SED, die Vorsitzenden der „Blockparteien“, Manfred Gerlach (LDPD), Gerald Götting (CDU), Heinrich Homann (NDPD) und Ernst Mecklenburg (DBD). 15 Mitglieder des Staatsrates gehören der SED, weitere 15 den Blockparteien und Massenorganisationen an. Die Blockparteien stellen jeweils noch ein Mitglied des Staatsrates, je zwei Mitglieder stellen FDGB und DFD, je ein Mitglied die FDJ, die VdGB und der Nationalrat der Nationalen Front.

Der Staatsrat kann Arbeitsgruppen, ähnlich wie die Ausschüsse der Volkskammer, einrichten, die seine Entscheidungen vorbereiten.

Folgende Aufgabenstellungen geben der Arbeit des Staatsrates besonderes Gewicht: Er übt laut Artikel 74 der DDR-Verfassung die ständige Aufsicht über die Verfassungsmäßigkeit und Gesetzlichkeit der Tätigkeit des Obersten Gerichts und des Generalstaatsanwalts aus, er nimmt das Amnestie- und Begnadigungsrecht wahr, er beruft die Mitglieder des Nationalen Verteidigungsrates und er ist im Kriegsfall politischer Befehlshaber.

Die Aufsicht über die Gerichtsbarkeit und die Staatsanwaltschaften entspricht dem Prinzip der Gewalteneinheit, „wonach alle Staatsgewalt bei der gewählten Volksvertretung konzentriert ist, und neben ihr keine unabhängige Instanz geduldet werden kann, die sich über die gewählten Volksvertretungen zu stellen in der Lage wäre“. (Handbuch DDR, 1984: 228)

Der Nationale Verteidigungsrat, kurz vor Bildung des Staatsrates 1960 gegründet, stellt so etwas dar wie eine Notstandsregierung im Wartestand. Er beschließt

Schaubild: Übersicht über zentrale Organe des Staatsapparates und des Ministerrates

Zentrale Organe des Staatsapparates, deren Leiter Mitglieder des Ministerrates sind:

Ministerien und andere Organe mit Querschnittsaufgaben	Industrieministerien	Andere wirtschaftsleitende Ministerien	Ministerien für die Leitung gesellschaftlicher Bereiche außerhalb der materiellen Produktion	Ministerien für Sicherheit – Verteidigung Auswärtige Angelegenheiten
Staatliche Plankommission	Ministerium für Kohle und Energie	Ministerium für Bauwesen	Ministerium für Volksbildung	Ministerium des Innern
Ministerium der Finanzen	Ministerium für Erzbergbau, Metallurgie und Kali	Ministerium für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft	Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen	Ministerium für Nationale Verteidigung
Ministerium der Justiz	Ministerium für Schwer- maschinen- und Anlagenbau	Ministerium für Geologie	Ministerium für Gesundheitswesen	Ministerium für Staatssicherheit
Komitee der ABI der DDR	Ministerium für Werkzeug- und Verarbeitungsmaschinenbau	Ministerium für Außenhandel	Ministerium für Kultur	Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten
Ministerium für Wissenschaft und Technik	Ministerium für Allgemeinen Maschinen-, Landmaschinen- und Fahrzeugbau	Ministerium für Handel und Versorgung		
Ministerium für Materialwirtschaft	Ministerium für Elektrotechnik und Elektronik	Ministerium für Verkehrswesen		
Ministerium für Umweltschutz und Wasserwirtschaft	Ministerium für Chemische Industrie	Ministerium für Post- und Fernmeldewesen		
Staatssekretariat für Arbeit und Löhne	Ministerium für Glas- und Keramikindustrie			
Amt für Preise	Ministerium für Leichtindustrie			
Staatsbank der DDR	Ministerium für Bezirksgeleitete Industrie und Lebensmittelindustrie			
Staatliches Vertragsgericht				

Weitere Mitglieder des Ministerrates:
 - Ständiger Vertreter der DDR im RGW
 - Oberbürgermeister von Berlin
 - Amt für Jugendfragen

Zentrale Organe des Ministerrates, deren Leiter nicht Mitglieder des Ministerrates sind

Presseamt beim Vorsitzenden des Ministerrates	Staatssekretariat für Körperkultur und Sport
Staatliches Amt für Standardisierung, Meßwesen und Warenprüfung	Staatliches Komitee für Rundfunk
Amt für Erfindungs- und Patentwesen	Staatliches Komitee für Fernsehen
Staatliches Amt für Atomicherheit und Strahlenschutz	Staatliche Zentralverwaltung für Statistik
Amt für den Rechtsschutz des Vermögens der DDR	Staatliche Verwaltung der Staatsreserve
Amt für industrielle Formgestaltung	Oberste Bergbehörde
Staatliches Amt für Technische Überwachung	Bank für Landwirtschaft und Nahrungsgüterwirtschaft der DDR
Staatssekretariat für Berufsbildung	

(Quelle: Verwaltungsrecht, 1979: 126; 129)

über die „allgemeine oder teilweise Mobilmachung“, und zwar bereits dann, wenn eine „bedrohliche Lage“ dies erfordert, er verfügt in Fällen inneren oder äußeren Notstandes über alle legislativen und exekutiven Vollmachten. Im Kriegsfall ist der Vorsitzende des Nationalen Verteidigungsrates Oberbefehlshaber aller bewaffneten Kräfte der DDR: der Nationalen Volksarmee (NVA) einschließlich der Grenztruppen der DDR (rund 215.000 Mann), der „Kampfgruppen der Arbeiterklasse“ (rund 350.000), der Deutschen Volkspolizei (DVP; rund 73.000), der VP-Bereitschaft (rund 18.000), des Wachregiments des Ministeriums für Staatssicherheit (ca. 4.500) und schließlich, im Falle der Mobilmachung, der rund 350.000 Reservisten der NVA. (DDR Handbuch, 1985: 220)

Über die Mitglieder des Nationalen Verteidigungsrates liegen keine Informationen vor; Vorsitzender ist Erich Honecker.

2.1.2. *Der Ministerrat*

Der Ministerrat (Vorsitzender: Willi Stoph) ist die Regierung der DDR; er wird ebenso wie der Staatsrat von der Volkskammer gewählt. Die Zuständigkeit des Ministerrates regelt Artikel 76 der DDR-Verfassung:

- „1. Der Ministerrat ist als Organ der Volkskammer die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik. Er leitet im Auftrage der Volkskammer die einheitliche Durchführung der Staatspolitik und organisiert die Erfüllung der politischen, ökonomischen, kulturellen und sozialen sowie der ihm übertragenen Verteidigungsaufgaben. Für seine Tätigkeit ist er der Volkskammer verantwortlich und rechenschaftspflichtig.
2. Der Ministerrat leitet die Volkswirtschaft und die anderen gesellschaftlichen Bereiche. Er sichert die planmäßige proportionale Entwicklung der Volkswirtschaft, die harmonisch abgestimmte Gestaltung der gesellschaftlichen Bereiche und Territorien sowie die Verwirklichung der sozialistischen ökonomischen Integration.
3. Der Ministerrat leitet die Durchführung der Außenpolitik der Deutschen Demokratischen Republik entsprechend den Grundsätzen dieser Verfassung. Er vertieft die allseitige Zusammenarbeit mit der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken und den anderen sozialistischen Staaten und gewährleistet den aktiven Beitrag der Deutschen Demokratischen Republik zur Stärkung der sozialistischen Staatengemeinschaft.
4. Der Ministerrat entscheidet entsprechend seiner Zuständigkeit über den Abschluß und die Kündigung völkerrechtlicher Verträge. Er bereitet Staatsverträge vor.“

Da die Regierung nicht nur „klassische“ Regierungsgeschäfte wie die Regelung der auswärtigen Beziehungen, die Sicherung der inneren Ordnung oder die Verwaltung der Staatsfinanzen zu erledigen hat, sondern oberste Entscheidungsinstanz eines zentral gelenkten und geleiteten Wirtschafts- und Gesellschaftssystems ist, sind ihr eine Vielzahl von Ministerien, Ämtern und zentralen Planungsgremien zugeordnet, z.B. die staatliche Plankommission als oberste Planungsbehörde, eine Vielzahl von Industrieministerien (z.B. für Schwermaschinen- und Anlagenbau, für chemische Industrie, für Erzbergbau, Metallurgie und Kali), ein Ministerium, das den Außenhandel organisiert, eines, dem die bezirksgeleitete Industrie und Lebensmittelindustrie untersteht, und andere mehr.

Schaubild: Gliederung eines Ministeriums

Die einzelnen Ministerien sind für die zentrale Planung und Lenkung ihres Verantwortungsbereichs zuständig; Grundlage ihrer Tätigkeit sind Beschlüsse der SED, Gesetze, die von der Volkskammer verabschiedet worden sind, Beschlüsse des Ministerrates und die Statuten der Ministerien, die als Beschlüsse des Ministerrates Gesetzescharakter haben. Die interne Struktur der Ministerien wird unterschiedlich, je nach Aufgabenstellung, gestaltet. Eine für alle Ministerien verbindliche Organisationsstruktur existiert nicht. Die einzelnen Ministerien gliedern sich in der Regel in Hauptabteilungen (Hauptverwaltungen), Abteilungen (Verwaltungen) und Sektoren. Hauptabteilungen bzw. -verwaltungen bestehen allerdings nur in den großen Ministerien. In den meisten Ministerien erfolgt die Binnenstrukturierung sowohl nach funktionalen als auch nach linearen Gesichtspunkten. Funktionale Abteilungen und Sektoren sind für jeweils einen bestimmten Problembereich, z.B. Planung, Finanzierung, Technik, Materialwirtschaft, internationale Zusammenarbeit usw., im Rahmen des Verantwortungsbereichs des Ministeriums zuständig. Die linearen Struktureinheiten sind verantwortlich für die einzelnen dem Verantwortungsbereich des Ministeriums unterstellten Zweige und Bereiche, also z.B. für einzelne Industriezweige im Bereich eines Industrieministeriums zuständig. Daneben verfügen die meisten Ministerien über Stabsabteilungen, die vor allem analytische Arbeiten für die langfristige Planung leisten, Expertisen erarbeiten und den Prozeß der Entscheidungsvorbereitung und Entscheidungsfindung fachlich begleiten. Darüber hinaus können sich die meisten Ministerien der Mithilfe wissenschaftlicher Beiräte für bestimmte Fachgebiete und wissenschaftlicher Räte, z.B. für Fragen der Leitung in der Wirtschaft, der „sozialistischen ökonomischen Integration“, der „sozialistischen Betriebswirtschaft“ oder für ökonomische Fragen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, bedienen.

2.1.3. Die örtlichen Räte

Alle grundlegenden Entscheidungen über politische und wirtschaftliche Fragen werden auf der zentralen Ebene gefällt und sind für die nachgeordneten staatlichen Instanzen (die Räte der Bezirke, Kreise, Städte, Stadtbezirke und Gemeinden) verbindlich. Diese „örtlichen Räte“ werden in bestimmten Fällen in die Entscheidungsfindung einbezogen und haben in der Regel bei der Durchführung einen Ermessensspielraum, sind jedoch an die strikte Einhaltung der Gesetze und anderen Rechtsnormen gebunden.

Trotz der Dominanz zentraler staatlicher Entscheidungen haben die örtlichen Räte im politischen System der DDR eine wichtige Funktion. Ihre Kompetenzen sind mit dem „Gesetz über die örtlichen Volksvertretungen“ vom Juli 1985 (GBI. I, Nr. 18: 213) präzisiert und erweitert worden. Den Räten der Bezirke gehören in der Regel achtzehn hauptamtliche Mitglieder an, die, ähnlich wie die Minister auf der zentralen staatlichen Ebene, als vollziehend-verfügende Instanzen alle Bereiche der staatlichen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung in ihrem Verantwortungsbereich planen und leiten. Die Räte und ihre Fachabteilungen bil-

Schaubild: Zusammensetzung eines Rates des Bezirks

(Quelle: Verwaltungsrecht, 1979: 133)

den den Staatsapparat auf der Bezirks-, Kreis-, Stadt- oder Gemeindeebene. Die Ratsmitglieder werden von den Volksvertretungen gewählt. Da es sich um Kaderpositionen handelt, unterliegt die Besetzung dieser Stellen aber zugleich den Kriterien der Kaderpolitik. Für die wichtigsten Aufgabengebiete werden sogenannte Fachorgane gebildet, z.B. für die örtliche Versorgungswirtschaft, das Bauwesen (Bezirks-, Kreis- und Stadtbau), für Volksbildung, für Handel und Versorgung, für Kultur usw.

Um die einheitliche staatliche Leitung vom Ministerrat über die Bezirke, Kreise, Städte bis hin zu den Stadtbezirken und Gemeinden sicherzustellen, sind die Fachorgane der Räte „doppelt unterstellt“, d.h. sie unterstehen sowohl dem Rat, der sie als kollektives Entscheidungsgremium eingerichtet hat, als auch dem Leiter des Fachorgans auf der übergeordneten staatlichen Ebene. Zugleich haben sie Anweisungsfunktionen gegenüber den Fachorganen der nachgeordneten Räte.

Neben diesen Fachorganen bestehen bei den örtlichen Räten weitere Einrichtungen wie Instrukteurabteilungen, die Kaderabteilung, die allgemeine Verwaltung und das Büro des Rates.

Das Gesetz über die örtlichen Volksvertretungen legt im einzelnen die Aufgaben und Zuständigkeitsbereiche der örtlichen Räte fest. Auf der Bezirksebene sind dies folgende Bereiche (§§ 21-38 GöV):

- Planung, Bilanzierung und gesellschaftliches Arbeitsvermögen. Dazu gehören vor allem die Ausarbeitung der Fünfjahres- und Jahrespläne auf Bezirksebene, die Ausarbeitung „territorialer Sicherungsprogramme“ bei wichtigen Investitionsvorhaben, Planung und Lenkung der Arbeitskräfte des Bezirks, Investitionsplanung im Bereich der Wasserwirtschaft, der Energiewirtschaft, des Verkehrswesens, des Post- und Fernmeldewesens und die Planung der „territorialen Rationalisierung“.
- Haushalts- und Finanzwirtschaft.
- Preisbildung und Preiskontrolle im Bezirk.
- Leitung und Planung der bezirksgeleriteten Industrie; dabei handelt es sich vor allem um kleine und mittlere Betriebe in folgenden Produktionssparten: Möbel und Polsterwaren, Musikinstrumente, Spielwaren, Sportwaren, Pelz- und Lederbekleidung, Fleischverarbeitung, Süßwaren, Spirituosen und andere Zweige der Lebensmittelproduktion.
- örtliche Versorgungswirtschaft und Sekundärrohstoffwirtschaft.
- Handel und Versorgung. Grundlage ist der „Bezirksversorgungsplan“ als Bestandteil des Jahresplans.
- Bauwesen, Städtebau und Architektur. Dazu zählt die Realisierung des Wohnungsbauprogramms auf Bezirksebene und die Rekonstruktion, Modernisierung und Erhaltung von Wohnraum und die Ausarbeitung von Generalbebauungsplänen für Städte einschließlich ihres Umlandes.
- Wohnungspolitik und Wohnungswirtschaft.
- Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft. Hierzu zählt unter anderem die Planung und Leitung der bezirksgeleriteten Kombinate, Betriebe und Einrichtungen der Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft und Überwachungsauf-

gaben im Bereich des Veterinärwesens, Pflanzenschutzes und der Lebensmittelhygiene.

- Verkehrswesen. Die regionalen Kraftverkehrsbetriebe sind den Räten der Bezirke, Kreise oder Städte unterstellt.
- Energiewirtschaft.
- Umweltschutz, Wasserwirtschaft, geologische Ressourcen. Dazu zählen die Koordinierung der Maßnahmen staatlicher Institutionen, Kombinate, Betriebe, Genossenschaften und Einrichtungen zur Luftreinhaltung, Reinhaltung des Wassers, des Lärmschutzes, des Schutzes des Bodens und der Wälder, die Trinkwasserversorgung, Deich- und Küstenschutz.
- Bildungswesen. Die Räte der Bezirke haben vor allem die Aufgabe, die Arbeit der verschiedenen Bildungsinstitutionen auf Bezirksebene zu koordinieren und die entsprechenden infrastrukturellen Bedingungen für eine effektive Arbeit der Bildungseinrichtung zu sichern.
- Kultur.
- Jugendfragen.
- Körperkultur, Sport und Erholungswesen.
- Gesundheits- und Sozialwesen.
- Ordnung und Sicherheit, d.h. die Zusammenarbeit mit der Staatsanwaltschaft, den Gerichten, den Sicherheitsapparaten und den staatlichen und gesellschaftlichen Kontrollinstitutionen.

Alle diese Aufgabenstellungen bewältigen die Räte der Bezirke (und in gleicher Weise die nachgeordneten Räte der Kreise, Städte, Stadtbezirke und Gemeinden) nicht als eigenverantwortliche Institutionen eines föderalen Systems, sondern als regionale und fachliche Zwischenglieder eines zentralistischen politischen Systems.

Das neue Gesetz über die örtlichen Volksvertretungen hat jedoch im Rahmen demokratisch-zentralistischer Staatsvorstellungen insgesamt die Rolle der Bezirke gestärkt. Ihnen wurden neue Aufgaben zugewiesen; vor allem wurde ihre Position gegenüber den nachgeordneten Räten gestärkt. Entsprechend eingeschränkt wurden die Rechte der Räte der Kreise und kreisfreien Städte. Nach dem alten Gesetz sollten sie auf der Grundlage der Bezirkspläne eigene Fünfjahrpläne entwickeln. Die neuen gesetzlichen Regelungen sehen nur noch die Ausarbeitung von Jahresplänen vor, die sich an den längerfristigen Plänen der Bezirke orientieren sollten. (§ 39 GöV) Dieser Tendenz zur Zentralisierung auf mittlerer Ebene stehen in anderen Bereichen die genauere Ausformulierung oder Ausweitung der Kompetenzen der Räte der Kreise und kreisfreien Städte gegenüber, z.B. bei der Arbeitskräftelenkung oder im Umweltschutz.

Mit dem neuen Gesetz über die örtlichen Volksvertretungen sollte, folgt man dem „Neuen Deutschland“, ein Beitrag zur Vervollkommnung der sozialistischen Demokratie und zum Ausbau einer bürgernahen und leistungsorientierten Kommunalpolitik geleistet werden. (Neues Deutschland v. 12.7.1985) In der Praxis brachte es allenfalls eine Stärkung der Rolle der Bezirke, was im Einzelfall zu einer flexibleren, „bürgernahen“ Verwaltung führen kann, die Entscheidungsstrukturen und

Schaubild: Staatsaufbau der DDR

(Quelle: Handbuch DDR, 1984: 225)

-mechanismen aber nicht verändert hat, sondern einzig und allein die Gewichte innerhalb des „demokratisch-zentralistischen“ Entscheidungssystems verschoben hat.

Die Regelungssucht des Staatsapparates ist im übrigen ungebrochen: Das DDR-Gesetzblatt (GBI. I, Nr. 26) veröffentlichte am 18.8.1986 eine „Anordnung über die Rechtsstellung, Anleitung und Finanzierung ehrenamtlich geleiteter Karnevalsklubs“. Diese Klubs sind in der Sprache der Anordnung „Formen der kollektiven gesellschaftlichen Tätigkeit von Bürgern, für die die Träger die Verantwortung tragen“. Sie sollen „die Entfaltung eines kulturvollen sozialistischen Gemeinschaftslebens, das Geselligkeit, Kommunikation, Bildung, Kunstgenuß, Freude und Spaß einschließt“, fördern. Und da auch im Sozialismus Karneval ohne Prinz und Prinzessin nicht denkbar ist, bestimmt § 4 der Anordnung: „Entsprechend den örtlichen Traditionen sind die Mitglieder der Leitungen von Karnevalsklubs berechtigt, karnevaltypische Funktionsbezeichnungen zu führen.“

2.2. *Sicherheitsorgane*

Nach dem Vorbild der Sowjetunion hat die DDR einen umfangreichen Sicherheitsapparat aufgebaut. Dazu zählen:

- als oberste politische Instanz für alle Sicherheitsfragen das Sekretariat für Sicherheitsfragen beim ZK der SED (Sekretär: Egon Krenz) und die entsprechende Abteilung im zentralen Parteiapparat;
- der Nationale Verteidigungsrat der DDR;
- die Nationale Volksarmee (NVA);
- die Deutsche Volkspolizei (DVP);
- das Ministerium für Staatssicherheit (MfS).

Hinzu kommen die „Kampfgruppen der Arbeiterklasse“ und die Gesellschaft für Sport und Technik (GST), beides paramilitärische Verbände, die, wie die Kampfgruppen am 13. August 1961, die innere und äußere Sicherheit schützen sollen, bzw. wie die GST wichtige Aufgaben bei der vormilitärischen Ausbildung erfüllen.

Die Landesverteidigung wird in der DDR als „unlösbarer Bestandteil der Gesamtpolitik des sozialistischen Staates“ angesehen, der einen Komplex politischer, militärischer, wirtschaftlicher und wissenschaftlich-technischer Maßnahmen umfasse, die alle das Ziel haben, „die Verteidigungsbereitschaft der DDR zu stärken, den Frieden dauerhaft zu sichern und günstige Bedingungen für die weitere Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft zu gewährleisten.“ (Handbuch DDR, 1984: 245) Diesem Sicherheitsverständnis entspricht es, daß die Landesverteidigung nicht als isolierte Aufgabe betrachtet wird, für die das Verteidigungsministerium und die Nationale Volksarmee zuständig sind. Aufgaben der Landesverteidigung nehmen neben den Verbänden und Truppenteilen der NVA, die in die Vereinten Streitkräfte des Warschauer Paktes integriert sind, die Grenztruppen („zur militärischen Sicherung der Staatsgrenze“), territoriale Stäbe, Truppen und

Einrichtungen der NVA, Organe des MfS, des Innenministeriums, insbesondere der Deutschen Volkspolizei, der Zollverwaltung, der Staatsanwaltschaft und Gerichte, der „Kampfgruppen der Arbeiterklasse“, Einrichtungen der Zivilverteidigung, Staats- und Wirtschaftsorgane, Organisationen wie die GST und alle Einrichtungen wahr, die im Bereich „sozialistischer Wehrerziehung“ und der vormilitärischen Ausbildung tätig sind.

Das Programm der SED formuliert die gemeinsame Aufgabe aller Sicherheitsapparate folgendermaßen:

„Der militärische Schutz des Sozialismus wird durch den Dienst der Bürger der DDR in der Nationalen Volksarmee, den Grenztruppen der DDR oder einem anderen bewaffneten Organ, durch die sozialistische Wehrerziehung, insbesondere der Jugend, durch die Erziehung zur revolutionären Wachsamkeit im Sinne der Treue zu ihrer sozialistischen Heimat, der Deutschen Demokratischen Republik, durch die unablässige Stärkung der Kampfgruppen der Arbeiterklasse, durch die Tätigkeit der Gesellschaft für Sport und Technik, durch den Ausbau der Zivilverteidigung und die umfassende Sicherung der Verteidigungsaufgaben in allen Bereichen gewährleistet.

Die Nationale Volksarmee, die Grenztruppen der DDR, die Organe des Ministeriums des Inneren und des Ministeriums für Staatssicherheit und die Kräfte der Zivilverteidigung sowie die Kampfgruppen der Arbeiterklasse haben die Pflicht, stets eine hohe Kampfkraft und Gefechts- bzw. Einsatzbereitschaft zum Schutz des Sozialismus und des Friedens sowie zur Gewährleistung der territorialen Integrität, der Unverletzlichkeit der Staatsgrenzen und der staatlichen Sicherheit der Deutschen Demokratischen Republik unter allen Bedingungen zu sichern. ... Die Stärke der bewaffneten Organe beruht vor allem auf der Führung durch die marxistisch-leninistische Partei. Daraus ergibt sich auch die wachsende Rolle der Parteiorganisationen in allen Bereichen der sozialistischen Landesverteidigung. Die führende Rolle der Partei und die unablässige Festigung der Verbundenheit der Nationalen Volksarmee und der anderen bewaffneten Organe mit der Arbeiterklasse und allen anderen Werktätigen sind das Unterpfand für die erfolgreiche Lösung aller Aufgaben zum Schutz des Friedens und des Sozialismus.“ (Programm der SED, 1976: 89f.)

Der Führungsanspruch der SED in den Sicherheitsapparaten wird vor allem durch leitende Parteiorgane (Politoffiziere), die Prinzipien der Kaderpolitik und die Parteiorganisationen in den Sicherheitsapparaten gewährleistet. Die Parteiorganisationen und Politabteilungen arbeiten nach besonderen, vom Zentralkomitee bestätigten Instruktionen und sind verpflichtet, enge Verbindungen mit den örtlichen Parteileitungen zu pflegen. (Statut der SED, Artikel 68)

Die politische Kontrolle und Anleitung aller Sicherheitskräfte erfolgt durch das Politbüro der SED, das sich eine „Kommission für nationale Sicherheit“ zugelegt hat, und durch die Abteilung Sicherheitsfragen beim ZK. Die Durchsetzung der Parteibeschlüsse der Nationalen Volksarmee wird durch die „Politische Hauptverwaltung“, deren Leiter Stellvertreter des Verteidigungsministers und Mitglied des ZK der SED ist, abgesichert. Diese Politorgane der NVA haben eine eigenständige, der militärischen Leitungshierarchie parallel gelagerte Struktur. Ihre Mitarbeiter sind Parteifunktionäre; als solche sind sie weisungsabhängig. Zugleich unterliegen sie als Stellvertreter des Kommandeurs dessen Anweisungen. Ihre Aufgabe besteht in der politisch-ideologischen Erziehung und Aktivierung der Angehörigen der Streitkräfte.

Die Deutsche Volkspolizei (DVP) ist im Selbstverständnis der DDR ein Organ der sozialistischen Staatsmacht, das „den sicheren Schutz der Staats- und Gesellschaftsordnung, der sozialistischen Errungenschaften, des friedlichen Lebens und der schöpferischen Arbeit der Menschen“ gewährleisten soll. (Handbuch DDR, 1984: 254) Im Rechtsverständnis der DDR dient sie nicht nur der Wahrung des Bestandes von Rechtsgütern (Gefahrenabwehr), sondern hat zugleich ihren Beitrag zur Verwirklichung der von der Partei formulierten gesellschaftlichen Zielstellungen zu leisten.

Bis zur Gründung der NVA 1956 waren alle bewaffneten Einheiten in der SBZ/DDR Teile der Volkspolizei: die „kasernierte Volkspolizei“, die Vorläuferin der NVA, die „VP-Bereitschaften“, so lautet seit 1969 die Bezeichnung für die kasernierte und militärisch gegliederte Bereitschaftspolizei, die dem Ministerium des Inneren unterstellt ist, und schließlich die Deutsche Grenzpolizei, im Dezember 1946 gegründet, die 1961 als „Grenztruppen der DDR“ dem Ministerium für Nationale Verteidigung unterstellt wurde.

Die DVP wird vom Minister des Inneren und Chef der Deutschen Volkspolizei zentral geleitet. Nachgeordnete Dienststellen sind die Bezirksbehörden der DVP, die Volkspolizeikreisämter (VPKA), Transportpolizeiämter, VP-Reviere, Transportpolizeireviere, Betriebsschutzämter bzw. Betriebsschutzkommandos. In Gemeinden, Städten und Stadtbezirken und für Streckenabschnitte der „Deutschen Reichsbahn“ werden die polizeilichen Aufgaben verantwortlich von „Abschnittsbevollmächtigten“ (ABV) wahrgenommen. Die Volkspolizei gliedert sich in Schutzpolizei, Kriminalpolizei, die Verkehrspolizei, das Paß- und Meldewesen, die Transportpolizei und die VP-Bereitschaften. Als Teil der „sozialistischen Staatsmacht“ arbeitet sie eng mit anderen Sicherheitsorganen, insbesondere der Staatssicherheit, zusammen.

Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) nimmt im politischen System der DDR, wie in denen aller anderen sozialistischen Länder, eine besondere Stellung ein. Das Ministerium für Staatssicherheit versteht sich als

„spezielles Organ der Diktatur des Proletariats, das in der Lage ist, und über alle Mittel verfügt, unter der Führung der... [Partei] gemeinsam mit den anderen staatlichen Organen und bewaffneten Kräften in enger Verbundenheit mit den Werktätigen die Arbeiter-und-Bauern-Macht und die revolutionäre Entwicklung zuverlässig gegen jede konterrevolutionäre Tätigkeit äußerer und innerer Feinde ... zu schützen sowie die innere Sicherheit und Ordnung allseitig zu gewährleisten.“ (Mielke, 1975: 44)

Entsprechend werden als Hauptaufgaben des Staatssicherheitsdienstes genannt:

„1. Aufklärung und Entlarvung der gegen den Frieden und die Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft gerichteten Pläne und Maßnahmen der imperialistischen Kräfte, 2. Aufdeckung der verbrecherischen Aktionen (Spionage, Diversion, Sabotage usw.) der imperialistischen Geheimdienste und ihrer Helfer in den sozialistischen Ländern, 3. Unterbindung jeder staatsfeindlichen Tätigkeit gegen die politischen, ökonomischen und militärischen Grundlagen des Staates und 4. Aufdeckung und Mitwirkung bei der Überwindung von feindlichen Einflüssen und allen Umständen, die Staatsverbrechen und andere, die sozialistische Entwicklung hemmende Faktoren begünstigen.“ (Wörterbuch zum sozialistischen Staat, 1974: 349)

Schaubild: Strukturschema des MfS

(Quelle: Fricke, 1982: 55)

Neben politische und militärische Sicherungsfunktionen, wie sie auch vergleichbare Geheimdienste in westlichen Ländern haben, treten zusätzliche systemspezifische Aufgaben. Dazu gehören ökonomische Funktionen wie die Überwachung und Kontrolle der Industriebetriebe und -verwaltungen und der Plandurchführung, Polizeifunktionen und die Übernahme staatsanwaltschaftlicher Aufgaben und Aufgaben des Justizvollzugs oder die Unterrichtung der Staatspartei über Einstellungen und Meinungen in der Bevölkerung, unter anderem mit Hilfe der Demoskopie. (Fricke, 1982: 97f.) Aufbau und Funktionsweise des Ministeriums für Staatssicherheit gleicht im wesentlichen dem des sowjetischen „Komitees für Staatssicherheit“ (KGB). Die nachrichtendienstliche Tätigkeit im Ausland, vor allem in der Bundesrepublik, obliegt der „Hauptverwaltung Aufklärung“. Die innergesellschaftlichen Aufgaben werden, wie die Struktur des MfS zeigt, von einer Vielzahl von Spezialabteilungen wahrgenommen.

Die Gliederung der Einrichtungen des Staatssicherheitsdienstes bis auf die regionale und Betriebsebene und die Beschäftigung eines großen Heeres von Informanten stellt sicher, daß das MfS über ausgezeichnete Informationen aus allen Bereichen der Gesellschaft verfügt. Zugleich hat das Ministerium für Staatssicherheit offenkundig bei allen kaderpolitischen Beschlüssen ein entscheidendes Wort mitzureden.

Der Staatssicherheitsdienst ist „Schild und Schwert der Partei“. (Die Embleme des KGB und des MfS zeigen diese beiden Symbole.) Er ist eines der wichtigsten Herrschaftsmittel der Partei. Als umfassende, ausdifferenzierte und spezialisierte Bürokratie stellt er zugleich eine einflußreiche bürokratische Interessengruppe dar, die einen bedeutenden Einfluß auf politische und personelle Entscheidungen zu nehmen vermag. Durch ein breites Schulungssystem und ausgefeilte Rekrutierungsmechanismen wurde ein hochqualifizierter Mitarbeiterstamm und eine eigene professionelle und organisatorische Identität des Apparates und seiner Mitarbeiter geschaffen. Die Gesetze der Konspiration fördern die weitgehende soziale Abschottung der Mitarbeiter des MfS von der Bevölkerung in eigenen Wohngebieten, Freizeiteinrichtungen, Sportklubs etc. Das dadurch entstehende Kastendenken wird bewußt gefördert; als „Tschekist“ stellt man sozusagen die Avantgarde der Avantgarde dar.

Verselbständigungstendenzen der Staatssicherheitsbehörden versucht die Partei durch die enge personelle Einbindung der Führungsspitzen in das Politbüro und ZK und durch eine effektive Anleitung und Kontrolle durch die Abteilung für Sicherheitsfragen beim ZK der SED, durch die Formulierung allgemeiner Arbeitsrichtlinien, kaderpolitische Weisungen und die Arbeit der Parteiorganisation im Staatssicherheitsdienst entgegenzuwirken. Der Staatssicherheitsdienst stellt aufgrund seiner umfassenden Aufgaben, seiner Möglichkeiten der Informationsbeschaffung durch Informanten, eigene Analysen, wissenschaftliche Zuarbeit verschiedener Institutionen und die Nutzung von Ergebnissen der Meinungsforschung die Bürokratiefraktion dar, die über die genaueste und detaillierteste Kenntnis aller Bereiche der Gesellschaft verfügt. Angesichts fehlender Möglichkeiten organisierter Artikulation gesellschaftlicher Interessen ist er für die regierende Partei ein un-

verzichtbares „Frühwarnsystem“ für gesellschaftliche Konflikt- und Krisensituationen.

2.3. *Gerichtsbarkeit*

Das marxistisch-leninistische Staats- und Rechtsverständnis kennt keine Unabhängigkeit der Gerichte. Recht und Justiz haben nicht, wie in parlamentarisch-demokratischen Systemen, gesellschaftliche Konflikte mit Hilfe allgemeinverbindlicher rechtlicher Normen zu regeln, ihnen ist vielmehr die Aufgabe übertragen, Instrument der marxistisch-leninistischen Partei und des von ihr geführten Staates zu sein und einen eigenen aktiven Beitrag beim Aufbau der sozialistischen Gesellschaft zu leisten. Die „Wahrung der sozialistischen Gesetzlichkeit“ ist nach diesem Verständnis Aufgabe aller staatlichen Institutionen, zu denen neben den Volksvertretungen und dem Staatsapparat auch die Gerichtsbarkeit und die Staatsanwaltschaft gehören. Dem Prinzip der Gewaltenteilung zwischen Regierung (Exekutive), Parlament (Legislative) und Gerichtsbarkeit (Judikative), jener wertvollen Errungenschaft der bürgerlichen Gesellschaft, wird im marxistisch-leninistischen Rechtsverständnis eine Absage erteilt: Sie diene einzig und allein dazu, die „unumschränkte Herrschaft des Kapitals“ zu sichern. Nur die Einheit der Gewalten „bringt den realen Charakter des gesamten Mechanismus der sozialistischen Demokratie und der sozialistischen staatlichen Leitung zum Ausdruck und sichert dessen Funktionstüchtigkeit“. (Staats- und Rechtstheorie, 1975: 299)

Recht und Rechtsprechung sind also Leitungs- und Lenkungsmittel, die ihren spezifischen Beitrag zur Realisierung der von der Partei gestellten gesellschaftlichen Zielsetzungen leisten sollen. Die Rechtspflege dient, so formuliert Artikel 90 der DDR-Verfassung, „der Durchführung der sozialistischen Gesetzlichkeit, dem Schutz und der Entwicklung der Deutschen Demokratischen Republik und ihrer Staats- und Gesellschaftsordnung“. In dieser Funktion ist sie Teil eines Systems der „Schutz- und Sicherheitsorgane des sozialistischen Staates“: Neben der NVA, dem Ministerium für Staatssicherheit und der Deutschen Volkspolizei „sorgen Gerichte und Staatsanwaltschaft für den zuverlässigen Schutz der sozialistischen Gesellschafts- und Staatsordnung, der Errungenschaften des werktätigen Volkes, seiner friedlichen Arbeit und seines ungestörten Lebens, für die Achtung der Würde des Menschen und die Gewährleistung der Rechtssicherheit“. (Handbuch DDR, 1984: 240)

Die allgemeine Gerichtsbarkeit ist zuständig für Rechtsstreitigkeiten im Bereich des Zivilrechts, des Familienrechts, des Arbeitsrechts und des Strafrechts, für die jeweils eigene Gesetzbücher (Zivilgesetzbuch, Familiengesetzbuch, Arbeitsgesetzbuch, Strafgesetzbuch) vorliegen. Zuständig sind nicht eigene Gerichtszweige innerhalb der allgemeinen Gerichtsorganisation, sondern spezielle Kammern bzw. Senate für einzelne Rechtszweige. Das Gerichtssystem der DDR kennt staatliche und gesellschaftliche Gerichte. Die staatliche Gerichtsbarkeit hat einen dreistufigen Aufbau: Die Kreisgerichte sind in der Regel Eingangsinstanz in Zivil-, Fami-

lien-, Arbeits- und Strafrechtssachen, darüber hinaus sind sie zuständig für die Behandlung von Einsprüchen gegen Entscheidungen der gesellschaftlichen Gerichte. Die Bezirksgerichte leiten im Bezirk die Tätigkeit der Kreisgerichte und gesellschaftlichen Gerichte an. Sie sind in erster Instanz zuständig für schwere Straftaten wie vorsätzliche Tötungsdelikte, Verbrechen gegen die Volkswirtschaft und „Staatsverbrechen“. Wenn dies wegen der rechtlichen oder tatsächlichen Bedeutung des Falles vom Staatsanwalt beantragt wird oder wenn der Direktor des Bezirksgerichts die Angelegenheit an sich zieht, fungieren die Bezirksgerichte auch als erste Instanz in Zivil-, Familien- und Arbeitsrechtssachen. In zweiter Instanz entscheiden die Bezirksgerichte über Berufungen und Proteste gegen Entscheidungen der Kreisgerichte, und schließlich fungieren die Bezirksgerichte als Kassationsgericht für die Kassationen rechtskräftiger Entscheidungen der Kreisgerichte.

Das Oberste Gericht leitet die Rechtsprechung aller Gerichte an und hat die einheitliche Gesetzesanwendung durch alle Gerichte zu sichern. Es ist erste und letzte Instanz in Strafsachen von überragender Bedeutung, bei denen der Generalstaatsanwalt die Anklage führt, ist Rechtsmittelinstanz gegen erstinstanzliche Entscheidungen der Bezirksgerichte und Kassationsgericht für Entscheidungen der Senate der Bezirksgerichte und der Kammern der Kreisgerichte. Entsprechend den Prinzipien des demokratischen Zentralismus obliegt dem Obersten Gericht der DDR, das der Volkskammer und zwischen deren Tagungen dem Staatsrat verantwortlich ist, die Sicherung einer einheitlichen Rechtsauslegung und Rechtsanwendung durch alle Gerichte. Es erläßt Richtlinien, in denen für die Bezirks- und Kreisgerichte bestimmte Rechtsauslegungs- oder Rechtsanwendungsfragen verbindlich entschieden werden. Die Grundsatzurteile seiner Senate binden die nachgeordneten Gerichte.

Neben der allgemeinen staatlichen Gerichtsbarkeit besteht eine besondere Militärgerichtsbarkeit mit Militärgerichten, Militärrobergerichten und dem Militärkollegium des Obersten Gerichts. Der Militärgerichtsbarkeit unterstehen alle Militärangehörigen, soweit es während der Militärzeit begangene Straftaten betrifft, auch nach ihrem Ausscheiden, und alle Personen, die die militärische Sicherheit gefährden.

Eine besondere Bedeutung für das Funktionieren des Wirtschaftssystems hat die staatliche Vertragsgerichtsbarkeit. Bei Rechtsstreitigkeiten auf dem Gebiet des Wirtschaftsrechts regelt sie unabhängig von der allgemeinen Gerichtsbarkeit als Organ der Wirtschaftsverwaltung die Beziehungen der verschiedenen Wirtschaftssubjekte untereinander. Das staatliche Vertragsgericht ist kein Gericht im eigentlichen Sinne, es untersteht nicht der Weisung des Obersten Gerichts, sondern ist als juristische Person ein zentrales staatliches Organ, das dem Ministerrat unterstellt und ihm gegenüber rechenschaftspflichtig ist. Als wirtschaftsleitende Institution arbeitet es jedoch mit gerichtsähnlichen Methoden (Spruchfähigkeit). Neben dem staatlichen Vertragsgericht bestehen Vertragsgerichte in den Bezirken. Die Vertragsgerichte sind zuständig bei Konflikten über den Abschluß, die Änderung oder die Aufhebung von Verträgen, den Anspruch auf Leistungen aus Verträgen oder

sonstige Leistungen, über die Feststellung von Vertragsverhältnissen, die Sicherung der Vertragserfüllung und Sanktionen bei Vertragsverletzungen.

Eine gerichtliche Überprüfung von Entscheidungen staatlicher Verwaltungsinstitutionen ist (mit einer Ausnahme: bei Nichtaufnahme in die Wählerliste zur Wahl der Volksvertretungen) im Rechtssystem der DDR nicht vorgesehen. Eine Verwaltungsgerichtsbarkeit existiert nicht. Ihr Fehlen wird mit Hinweis auf das Prinzip der Gewalteneinheit damit begründet, daß keine gerichtliche Instanz die Entscheidungen des obersten staatlichen Souveräns, der Volksvertretungen, oder ihres Exekutivorgans, des Rates, nachprüfen und ändern könne.

Nach der Abschaffung des als Relikt bürgerlicher Rechtsverhältnisse denunzierten Verwaltungsrechts 1958, die erhebliche Probleme bei der Gestaltung der Rechtsverhältnisse der einzelnen Staats- und Wirtschaftsorgane untereinander und der Stellung des Bürgers gegenüber dem Staat zur Folge hatte, gibt es seit Mitte der 70er Jahre Tendenzen, das Verwaltungsrecht als eigenen Rechtszweig zu reinstitutionalisieren. (Vgl. dazu Verwaltungsrecht, 1979; die Erarbeitung dieses Lehrbuchs geht auf einen Beschluß des Ministerrates aus dem Jahre 1976 über die Forschungsaufgaben der „Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR“ zurück.) Die einzige Möglichkeit, die dem Bürger bleibt, sich gegen staatliche Entscheidungen, die seiner Auffassung nach seine Rechte verletzen, zu wehren, ist die Beschwerde: entweder als förmliche Verwaltungsbeschwerde oder als Eingabe. Sowohl bei einer formalen Verwaltungsbeschwerde als auch bei einer Eingabe (hierbei kann es sich um Vorschläge, Hinweise, Anliegen oder Beschwerden handeln) ist eine Entscheidung der Streitigkeit durch „unbeteiligte Dritte“ oder gar eine gerichtliche Kontrolle im verfassungsrechtlichen Bereich ausgeschlossen. Über Beschwerden und Eingaben wird im Apparat selbst entschieden, wenngleich auf der jeweils höheren Leitungsebene. Die Rechte des Bürgers, der sich mit einer Eingabe an eine staatliche Institution oder Volksvertretung wendet, bestehen in folgenden gesetzlich gewährleisteten Ansprüchen:

- Ihm muß das Recht eingeräumt werden, seine Eingabe nicht nur schriftlich, sondern auch mündlich vorbringen zu können und sich dabei beraten zu lassen.
- Die Eingabe ist fristgemäß, spätestens innerhalb von vier Wochen nach ihrem Eingang oder Bekanntwerden zu entscheiden. Eine Überschreitung dieser Frist muß gegenüber dem Bürger begründet werden; durch Zwischenbescheid muß mitgeteilt werden, bis wann eine Entscheidung erfolgt.
- Die Entscheidung hat auf der Grundlage der jeweiligen Rechtsvorschriften zu erfolgen.
- Die Entscheidung ist dem Bürger mitzuteilen und zu begründen.
- Ist der Bürger mit der Entscheidung über seine Eingabe nicht einverstanden, kann er sich an das übergeordnete Leitungsorgan wenden, das seine Beschwerde erneut wie eine Eingabe zu behandeln hat. Das gilt nicht, wenn ein Minister oder Leiter eines zentralen Staatsorgans über die Eingabe entschieden hat.

Wie in vielen anderen Feldern, so klafft auch bei der Verwirklichung der rechtlichen Möglichkeiten der DDR-Bürger gegenüber staatlichen Entscheidungen, die als ungerechtfertigt empfunden werden, eine deutliche Lücke zwischen Rechts-

norm und Rechtswirklichkeit. Das Gesetz über die örtlichen Volksvertretungen nennt den gewissenhaften Umgang der Behörden mit den Vorschlägen, Hinweisen, Anliegen und Beschwerden der Bürger als eine Grundlage jeder sozialistischen Kommunalpolitik. Daß es hier erhebliche Probleme gibt, ist nicht zuletzt aus einem Dokument abzulesen, das sich mit der Arbeit der örtlichen Volksvertretungen und der Behandlung der Eingaben beschäftigt. Der Staatsrat hat dazu 1985 (Neues Deutschland v. 5.3.1985: 1) u.a. ausgeführt:

- Fundament der Kommunalpolitik ist der „gewissenhafte Umgang“ mit den Eingaben.
- Die Eingaben sind „eine wichtige Grundlage“ für die Entscheidungen der örtlichen Volksvertretungen, vor allem bei Planungsentscheidungen.
- „Die wirksame und ständige Kontrolle über eine der sozialistischen Gesetzmäßigkeit gemäße Bearbeitung der Eingaben der Bürger durch die Staatsorgane ist Verfassungsauftrag für jede Volksvertretung“. Zu den Verpflichtungen der Volksvertretungen gehört es, „konsequent und ohne Ansehen der Person gegen bürokratisches und herzloses Verhalten einzelner Leiter oder Mitarbeiter staatlicher Organe, gegen leichtfertige und nicht eingelöste Zusagen und gegen ein Abschieben der Verantwortung vorzugehen“.
- Die Erörterung und die Beantwortung von Fragen und Anliegen muß ein fester Bestandteil „einer lebensverbundenen und überzeugenden politischen Massenarbeit der Abgeordneten“ sein.

Diese Auflistung von Problemen zeigt die Defizite und die Problematik fehlender rechtsförmiger Verfahren. Ohne minimale Formen der Konfliktregelung ist nicht auszukommen. Da sich die SED bislang nicht dazu durchringen konnte, die Rechte der Bürger festzuschreiben und ihnen ein Instrument zur Durchsetzung ihrer Interessen auch gegenüber der staatlichen Verwaltung in die Hand zu geben, muß sie immer wieder an den „guten Willen“ der staatlichen Institutionen appellieren, sich doch der Sorgen der Bürger anzunehmen. Äußerungen wie die zitierten lassen sich immer wieder in den einschlägigen Äußerungen zum Verhältnis Staat – Bürger finden.

Wesentlich erfolgreicher war die Partei bei der Durchsetzung von Konfliktregelungsmechanismen im Alltag. Ein erheblicher Teil der Streitigkeiten am Arbeitsplatz, im Zusammenleben der Bürger und der alltäglichen Rechtsverletzungen werden durch sogenannte „gesellschaftliche Gerichte“ geregelt. „Sie können als Organe formalisierter gesellschaftlicher Verhaltenssteuerung und Konfliktentscheidung betrachtet werden“. (Lohmann, 1980: 224) Gesellschaftliche Gerichte sind die betrieblichen „Konfliktkommissionen“ und örtliche oder in Genossenschaften eingerichtete „Schiedskommissionen“. Beide sind ausschließlich mit Laienrichtern besetzt, die aus dem jeweiligen sozialen Umfeld kommen und von daher mit den Problemen vertraut sind, mit denen sie in Rechtsstreitigkeiten zu tun haben. Die gesellschaftlichen Gerichte sollen bewußt nicht ausschließlich Rechtsverletzungen ahnden und Konflikte rechtsförmig schlichten, sie sollen auch als Erziehungsorgane wirken, der „sozialistischen Rechtserziehung“ dienen und durch die Einbezie-

Schaubild: Bearbeitung von Eingaben

(Quelle: Verwaltungsrecht, 1979: 205)

hung sozialer Aspekte in ihre Entscheidungen vorbeugend wirken. Die Zuständigkeit der gesellschaftlichen Gerichte bezieht sich auf folgende Bereiche:

- Ordnungswidrigkeiten;
- Verfehlungen (der schwächsten Art der Straftaten, hier sind sie allein zuständig);
- Vergehen (der mittleren Straftatengruppe, wenn die Voraussetzungen für die Übergabe an ein gesellschaftliches Gericht vorliegen);
- Verletzungen der Schulpflicht;
- einfache zivilrechtliche und andere Streitigkeiten von geringem Streitwert;
- Arbeitsrechtssachen (für Konfliktkommissionen);
- „arbeitsscheues“ Verhalten (für Schiedskommissionen).

Die Kompetenz der gesellschaftlichen Gerichte bezieht sich also im wesentlichen auf geringfügige Rechtsverletzungen einschließlich der ihnen von der Staatsanwaltschaft oder den staatlichen Gerichten übergebenen geringfügigen Strafsachen wie z.B. zivilrechtliche Streitigkeiten zwischen Bürgern bis zum Streitwert von 1.000 Mark, Arbeitsrechtsstreitigkeiten, Ordnungswidrigkeiten und anderes. Das Gesetz über die gesellschaftlichen Gerichte aus dem Jahre 1982 (GBI. I: 269) hat die Kompetenzen und Befugnisse der gesellschaftlichen Gerichte erweitert und vor allem ihre erzieherische Funktion. In der rechtserzieherischen Arbeit und der Bereinigung von Konflikten zwischen den Bürgern wird eine der wichtigsten Funktionen der gesellschaftlichen Gerichte gesehen.

Die Konfliktkommissionen, die seit 1953 bestehen, behandeln überwiegend Arbeitsrechtsstreitigkeiten. Gegen ihre Entscheidungen kann ebenso wie gegen die der seit 1963 bestehenden Schiedskommissionen Beschwerde beim Kreisgericht eingelegt werden. In der Praxis scheint dies jedoch nicht nötig oder wenig erfolgversprechend zu sein, da die gesellschaftlichen Gerichte 90 % der Streitfälle endgültig entscheiden und nur 2 % aller von den Konflikt- und Schiedskommissionen getroffenen Entscheidungen vom Kreisgericht aufgehoben werden. (Handbuch DDR, 1984: 243)

Die gesellschaftlichen Gerichte tagen, wie die staatlichen Gerichte in der Regel auch, öffentlich. Jeder der Anwesenden kann das Wort ergreifen. Auch die Beratung der ehrenamtlichen Richter findet öffentlich statt. Der betroffene Bürger kann sich zwar durch einen Rechtsanwalt rechtlich beraten lassen, ist aber verpflichtet, selbst an der Verhandlung teilzunehmen, da nur so die erzieherische Funktion, die die gesellschaftlichen Gerichte vor allem wahrnehmen sollen, verwirklicht werden kann. Das Gesetz über die gesellschaftlichen Gerichte weist ihnen das Recht zu, für Vergehen, Verfehlungen, Ordnungswidrigkeiten, Verletzungen der Schulpflicht und Verletzungen der Arbeitsdisziplin verschiedene „Erziehungsmaßnahmen“ zu verhängen. Dazu zählen: die Entschuldigung beim Geschädigten oder vor dem Arbeitskollektiv, Schadensersatzleistungen in Form von Geld oder durch eigene Arbeit, die Verpflichtung, in der Freizeit bis zu 20 Stunden unbezahlte gemeinnützige Arbeit zu leisten, die Bestätigung anderer Verpflichtungen des Bürgers, die Erteilung einer Rüge und schließlich die Verhängung von Geldbußen bis zu 500 Mark. Die gesellschaftlichen Gerichte können darüber hinaus das

Arbeitskollektiv oder die Hausgemeinschaft anhalten, erzieherisch tätig zu werden, d.h. auf das soziale Umfeld des Rechtsverletzers einwirken.

Die über 25.000 Konfliktkommissionen mit mehr als 220.000 Mitgliedern und die über 5.000 Schiedskommissionen mit etwa 55.000 Mitgliedern leisten einen wichtigen Beitrag zur Regulierung alltäglicher Konflikte und Ahndung kleinerer Rechtsverletzungen. Sie werden zugleich als bedeutsamer Faktor der sozialistischen Demokratie angesehen, da ihre Tätigkeit ein deutlicher Ausdruck dafür sei, daß die Bekämpfung und Verhütung von Rechtsverletzungen ein gemeinsames Anliegen der Gesellschaft, ihres Staates und aller Bürger sei (wie dies Artikel 90, Absatz 2 der DDR-Verfassung formuliert), und die verantwortungsvolle und engagierte Arbeit der Mitglieder der gesellschaftlichen Gerichte zugleich eine der vielfältigen Formen unmittelbarer Teilnahme der Bürger an der Leitung von Staat und Gesellschaft sei. (Handbuch DDR, 1984: 243)

3. Volksvertretungen und Nationale Front

Am Abend des 8. Juni 1986 hatte das DDR-Fernsehen ein Wahlsonderstudio aufgebaut, das in regelmäßigen Abständen die Ergebnisse der Volkskammerwahlen und der Wahlen zu den örtlichen Volksvertretungen präsentierte. Sie lauteten in etwa so:

Wahlkreis 22, Erfurt-Land, Langensalza, Sömmerda:	
Wahlberechtigt:	88.888
Wahlbeteiligung:	99,91 %
Gültige Stimmen:	88.788
Für den Wahlvorschlag der Nationalen Front:	88.764 = 99,97 %
Gegen den Wahlvorschlag der Nationalen Front:	24 = 0,03 %

Die 500 Abgeordneten der Volkskammer waren an diesem Tag mit 99,94 % Ja-Stimmen zum Wahlvorschlag der Nationalen Front gewählt worden. Nur 7.512 DDR-Bürger (0,06 %) stimmten dagegen. Ähnliche Ergebnisse wurden bei den Wahlen zu den örtlichen Volksvertretungen erzielt. In einem Kommentar unter dem Titel „Ein beachtlicher Kraftquell“ schreibt das Neue Deutschland am 10. Juni:

„Der vergangene Wahlsonntag bot Anlaß, auf vielerlei Gebieten Erreichtes zu bilanzieren. Er war auch für den sozialistischen Wettbewerb nach dem XI. Parteitag ein Tag der Zwischenbilanz. Und er fiel, wie man allerorten vernehmen konnte, recht gut aus. Arbeitskollektive aus unterschiedlichsten Bereichen hatten in den zurückliegenden Wochen wahrgemacht, was sie versprochen, und kamen mit erfüllten Plänen zur Wahl. Die vielen Initiativen in Stadt und Land ließen unser Nationaleinkommen bis Ende Mai, vorläufigen Angaben zufolge, um 4,1 Prozent im Vergleich zum Vorjahr anwachsen. In der Industrie stieg der Planvorsprung bei der Nettoproduktion auf stattliche 1,4 Milliarden Mark, gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vorjahres ist das ein Zuwachs von 8,6 Prozent.

Diese Zahlen, am Tag vor der Wahl bekanntgeworden, legen beredtes Zeugnis dafür ab, wie in der Republik darangegangen wurde, die Beschlüsse des XI. Parteitages zu verwirklichen.“ (Neues Deutschland vom 10.6.1986: 2)

Kein Wort über die Wahl selbst, kein Wort über den eigentlichen Zweck dieser Veranstaltung, nämlich die Wahl neuer Volksvertretungen. Das erstaunt auf den ersten Blick um so mehr, als nach offizieller Lesart die mit solchen Ergebnissen gewählten Volksvertretungen die wichtigsten Machtorgane in der DDR sind. Die Volkskammer als oberste Volksvertretung wird als das einzige verfassungs- und gesetzgebende Organ bezeichnet. Sie sei diejenige Institution, welche alle Grundfragen der Staatspolitik und Staatstätigkeit entscheide.

Bei den Wahlen geht es jedoch nicht um die Zusammensetzung der Volkskammer und der örtlichen Volksvertretungen, sie sind vielmehr eines der wichtigsten Mobilisierungsinstrumente der SED; die Wahlvorbereitung und die Wahl selbst sollen die DDR-Bürger für die Parteiziele aktivieren, sie zu Wettbewerben und Selbstverpflichtungen ermuntern und die Tragfähigkeit der Bündnispolitik der SED demonstrieren. Der letzte Aspekt kommt vor allem in der Zusammensetzung der Volkskammer und der örtlichen Volksvertretungen zum Ausdruck. Die Stärke der jeweiligen Fraktionen wird bereits vor den Wahlen auf den Listen der Nationalen Front festgelegt und ist über lange Jahre hinweg gleich geblieben. Erst bei den

Volkskammerwahlen 1986 hat sich insofern eine Veränderung ergeben, als die „Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe“ (VdgB), die bereits einmal in den 50er Jahren in der Volkskammer vertreten war, eine neue Fraktion stellt. Ihre 14 Sitze wurden nicht durch eine Vergrößerung der Volkskammer, sondern durch die Verkleinerung der Fraktionen der Massenorganisationen bereitgestellt. Die Stärke der Fraktionen der Volkskammer zeigt die folgende Tabelle:

Tabelle: *Fraktionen der Volkskammer*

	1981	1986
SED	127	127
DBD	52	52
CDU	52	52
LDPD	52	52
NDPD	52	52
FDGB	68	61
FDJ	40	37
DFD	35	32
KB	22	21
VdgB	–	14
insgesamt	500	500

Zur Einschätzung des realen Kräfteverhältnisses ist es wichtig zu wissen, daß in den Fraktionen der Massenorganisationen viele Mitglieder der SED sind, so daß deren offizielle Fraktionsstärke von 127 Mitgliedern weit übertroffen wird. So sind z.B. in der kleinsten Fraktion, der des Kulturbundes, 16 der 21 Abgeordneten SED-Mitglieder; der Vorsitzende der neuen VdgB-Fraktion zählt ebenso zu ihnen wie ein Großteil der Fraktionsangehörigen von FDGB, FDJ und DFD.

3.1. Die Wahlen

Artikel 5 der DDR-Verfassung bestimmt, daß die Bürger der DDR „ihre politische Macht durch demokratisch gewählte Volksvertretungen“ ausüben. Und Artikel 22 besagt, daß die Leitung der Wahlen durch „demokratisch gebildete Wahlkommissionen, die Volksaussprache über die Grundfragen der Politik und die Aufstellung und Prüfung der Kandidaten durch die Wähler“ unverzichtbare „sozialistische Wahlprinzipien“ seien.

In den DDR-Sozialkundebüchern liest sich das Verfahren folgendermaßen:

„Alle Bürger haben das Recht und die Möglichkeit, an der Auswahl der Kandidaten teilzunehmen, jeden Kandidaten gewissenhaft zu prüfen und frei über die gemeinsame Kandidatenliste der Nationalen Front zu entscheiden. Alle Volksvertretungen werden in freien, allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlen gewählt. Es werden mehr Kandidaten aufgestellt als Mandate zu besetzen sind, so daß die Wähler die Möglichkeit haben, Kandidaten, die nicht

ihr Vertrauen besitzen, zu streichen. Die Leitung der Wahl liegt in den Händen demokratisch gebildeter Wahlkommissionen." (DDR Gesellschaft, 1978: 101)

Die Praxis sieht ein wenig anders aus. Die Kandidaten für die Wahl zu den Volksvertretungen werden von den hauptamtlichen Leitungen der Parteien und Massenorganisationen nominiert, die im „Demokratischen Block“ vereinigt sind, oder von den Arbeitskollektiven in den Betrieben, Verwaltungen und Genossenschaften vorgeschlagen. Dieser Auswahlprozeß unterliegt den Prinzipien des demokratischen Zentralismus und den Kriterien der Kaderpolitik, so daß bereits in dieser Vorphase die entscheidenden personellen Weichenstellungen vorgenommen werden können. Wie und in welchen Ausmaß die SED auf die Kandidatenauswahl bei den Blockparteien Einfluß nimmt, läßt sich nicht sagen. Der große Anteil von SED-Mitgliedern in den Fraktionen der Massenorganisationen zeigt, daß sie dort wohl den entscheidenden Einfluß auszuüben vermag. (Lapp, 1982: 40ff.)

Formal liegt bereits vor der Ausarbeitung eines gemeinsamen Wahlvorschlages der Nationalen Front in den Wahlkreisen die erste Entscheidung über die Kandidaten beim Wähler. § 17 des Wahlgesetzes von 1976 bestimmt, daß die aufzustellenden Kandidaten zuvor von den Kollektiven, in denen sie tätig sind, geprüft und vorgeschlagen werden sollen. Diese Bestimmung, die 1976 neu in das Wahlgesetz aufgenommen wurde, hat zumindest bei den Wahlen zu den örtlichen Volksvertretungen zu minimalen Korrekturen der Kandidatenvorschläge geführt. Erst danach werden die Kandidaten auf öffentlichen Tagungen der Bezirks-, Kreis-, Stadt-, Stadtbezirks- und Ortsausschüsse der Nationalen Front öffentlich vorgestellt. Im Mittelpunkt dieser Ausschußtagungen steht aber nicht die Bestätigung des Listenvorschlags der Nationalen Front und der darauf erfolgten Platzierung der Kandidaten (1979 fielen nur 89 Kandidaten bei den Aufstellungen zu den Kreistags- und Gemeindewahlen durch), sondern eine erste Aktivierung der Wähler für die mit den Wahlen verbundene Wettbewerbsbewegung. Diese Wahlvorschläge werden dann den jeweiligen Wahlkommissionen zur Bestätigung vorgelegt. Diesen Wahlkommissionen obliegt die Vorbereitung und Durchführung der Wahlen. Ihre Mitglieder werden von der Nationalen Front vorgeschlagen; die Wahlkommission zur Wahl der Volkskammer beruft der Staatsrat.

Ein Wahlauf Ruf der Nationalen Front eröffnet dann die „sozialistische Wahlbewegung“. So heißt es im Wahlauf Ruf zu den Volkskammerwahlen am 8. Juni 1986:

„Wir, die in der Nationalen Front der DDR zusammenwirkenden Parteien und Massenorganisationen, erklären: Was der XI. Parteitag der SED beschloß – das ist unser aller Sache!

Das ist unser Wahlprogramm!

So stimmen wir am 8. Juni 1986

- Für den Frieden auf der Erde und im Kosmos! Für die Politik der friedlichen Koexistenz, für den Dialog und die gedeihliche Zusammenarbeit der Staaten!
- Für das dynamische Leistungswachstum unserer Volkswirtschaft, für soziale Sicherheit!
- Für die Fortsetzung der Politik zum Wohle des Volkes, für die Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik!
- Für das weitere Aufblühen unseres sozialistischen Vaterlandes, in dem die Interessen der Bürger oberster Leitsatz der Politik sind!
- Für die Festigung unseres Bruderbundes mit der Sowjetunion, mit allen Staaten der sozialistischen Gemeinschaft!

Schaubild: Wahlsystem

- Für die internationale Solidarität mit allen, die gegen Neokolonialismus, imperialistische Bedrohung und Einmischung, für Demokratie und sozialen Fortschritt, für Menschenwürde und Gerechtigkeit eintreten!

Diesen Zielen unsere Stimme und unsere Tat! Für weitere gute Jahre unserer sozialistischen Heimat! Für eine Entwicklung in der Welt, bei der die Menschheit nicht im Feuer eines Atomkrieges gemeinsam untergeht, sondern gemeinsam friedlich miteinander lebt!“ (Neues Deutschland vom 26./27.4.1986: 1)

Am Wahltag hat der Wähler drei Möglichkeiten. Er kann die Liste bestätigen, indem er den Wahlvorschlag unverändert in die Urne wirft (in aller Regel ohne die bereitstehende Wahlkabine zu benutzen), er kann ihn ablehnen, indem er den Wahlvorschlag durchstreicht oder einzelne Kandidaten streicht. Da die Liste mehr Bewerber enthält als Mandate zu vergeben sind, ist diese Möglichkeit formal gegeben, wird aber kaum genutzt.

Die auf solche Weise zustande gekommenen Volksvertretungen werden als „die umfassenden staatlichen Machtorgane“ bezeichnet, in denen und über die „die Arbeiterklasse und die mit ihr verbündeten Werktätigen ihre politische Macht ausüben“. Sie bilden nach Auffassung der DDR „die Grundlage des einheitlichen Systems der Staatsmacht in der DDR und sind zugleich die vollständigste Verkörperung ihres demokratischen Charakters“. (DDR Gesellschaft, 1978: 104)

3.2. *Aufgabe und Funktion der Volksvertretungen*

Nach außen erscheint die Volkskammer, ebenso wie die anderen Volksvertretungen, als bloße Abstimmungsmaschine, da ihre Entscheidungen bisher (mit Ausnahme des Gesetzes über den Schwangerschaftsabbruch, gegen das einige CDU-Abgeordnete stimmten) einstimmig ausfielen. In der Tat ist sie eher Vollzugsorgan des Partei- und Staatsapparates als oberstes Willensbildungsgremium, wie dies in der einschlägigen DDR-Literatur dargestellt wird. Gleichwohl ist die Volkskammer aber auch an der staatlichen Willensbildung beteiligt.

Eine wichtige Funktion haben hier vor allem die Ausschüsse der Volkskammer und der übrigen Volksvertretungen. Die Rechenschaftspflicht der Abgeordneten gegenüber ihren Wählern nötigt sie bis zu einem gewissen Grade, sich für die Interessen der Bürger einzusetzen – und dies ist durchaus erwünscht. Viele Abgeordnete werden faktisch als Vertreter bestimmter Institutionen, Betriebe, Genossenschaften usw. in die Volksvertretungen entsandt, so daß sie in gewisser Weise als Interessenvertreter ihrer „Basis“ angesehen werden können. Hinzu kommt, daß die Abgeordneten der Volkskammer keine hauptberuflichen Politiker sind, sondern nach wie vor, wenn auch nicht im vollen Umfang, berufstätig sind. Noch deutlicher wird diese Funktion der Volksvertretungen auf der regionalen (Bezirks-)Ebene, der Kreisebene und bei den örtlichen Volksvertretungen, da diese viel unmittelbarer mit den Sorgen der Bürger zu tun haben (z.B. Fragen des Nahverkehrs, der Lebensmittelversorgung, des Freizeitangebots usw.).

Ebenso wie die anderen staatlichen Institutionen bilden die Volksvertretungen ein einheitliches, hierarchisches System, das auf der Grundlage des Prinzips des

demokratischen Zentralismus entsprechend der territorialen Gliederung der DDR aufgebaut ist. Neben der Volkskammer als oberster Volksvertretung bestehen folgende örtliche Volksvertretungen:

- in Berlin die Stadtverordnetenversammlung,
- im Bezirk der Bezirkstag,
- im Stadtkreis die Stadtverordnetenversammlung,
- im Stadtbezirk die Stadtbezirksversammlung,
- im Landkreis der Kreistag,
- in den kreisangehörigen Städten die Stadtverordnungenversammlung,
- in den Gemeinden die Gemeindevertretung.

Um eine enge Koordination der Tätigkeit der Volksvertretungen auf den verschiedenen Ebenen zu gewährleisten, sieht das Gesetz über die örtlichen Volksvertretungen die Bildung sogenannter „Abgeordnetengruppen“ vor, die einen regelmäßigen Erfahrungsaustausch organisieren sollen. Dem gleichen Zweck dienen die „Wahlkreisaktive“. Hier treffen sich die Abgeordneten eines Wahlkreises mit Vertretern der örtlichen Räte und von gesellschaftlichen Organisationen.

Übersicht über die Anzahl der Wahlkreisaktive und deren Zusammensetzung in ausgewählten Städten der DDR (Stand: Juli 1985)

Stadt	Anzahl der Wahlkreisaktive	Anzahl der ständigen Teilnehmer	Abgeordnete und Nachfolgekandidaten	Vertreter v. Parteien, Massenorganisat., Betrieben, Genossenschaften, Einrichtungen u.a.
Berlin	144	6.858	3.175	3.683
Dresden	79	3.325	1.595	1.730
Karl-Marx-Stadt	50	1.868	1.125	743
Erfurt	40	1.565	823	742
Suhl	14	618	190	428

(Quelle: Staat und Recht Nr. 10, 1986: 805ff.)

3.3. Nationale Front und Demokratischer Block

Die Nationale Front wurde 1949 als „Nationale Front des Demokratischen Deutschland“ gegründet. Sie ist eines der zentralen Instrumente der Bündnispolitik der SED und wird als wichtiges Bindeglied zwischen Staat und Gesellschaft angesehen. Die Nationale Front ist keine Massenorganisation mit eingetragenen Mitgliedern und Grundorganisationen, sie beruht vielmehr weitgehend auf der ehrenamtlichen Tätigkeit von Bürgern in über 17.000 Orts-, Wohnbezirks-, Stadtbezirks-, Kreis- und Bezirksausschüssen. In diesen Ausschüssen arbeiten Vertreter der Parteien und Massenorganisationen, aber auch nichtorganisierte Einzelpersonen mit. Das Programm der SED bezeichnet die Nationale Front als „sozialistische

Volksbewegung", die einen bedeutenden Beitrag zur Annäherung der Klassen und Schichten auf dem Boden der Ideale der Arbeiterklasse leiste. Bei der Entwicklung engerer Gemeinschaftsbeziehungen in den Wohngebieten der Städte und Gemeinden, bei der Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Bürger, der Verschönerung der Städte und Gemeinden und der Entwicklung des geistig-kulturellen Lebens habe sie sich als bedeutsames Element der sozialistischen Demokratie bewährt. (Programm der SED, 1976: 60f.) Neben der Arbeit der Ausschüsse der Nationalen Front „vor Ort“, die wohl die eigentliche Bedeutung dieser Organisation ausmacht, ist sie Träger der Wahlen zu den Volksvertretungen.

Folgende Organisationen sind Mitglieder in der Nationalen Front:

im Präsidium vertreten:

Sozialistische Einheitspartei Deutschlands,
Demokratische Bauernpartei Deutschlands,
Christlich-Demokratische Union Deutschlands,
Liberal-Demokratische Partei Deutschlands,
National-Demokratische Partei Deutschlands,
Freier Deutscher Gewerkschaftsbund,
Freie Deutsche Jugend,
Demokratischer Frauenbund Deutschlands,
Volkssolidarität,
Domowina (Bund Lausitzer Sorben),
Kulturbund der DDR.

Ferner gehören der Nationalen Front unter anderem an:

Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft,
Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe,
Deutscher Turn- und Sportbund der DDR,
Gesellschaft für Sport und Technik,
Verband der Schriftsteller der DDR,
Verband bildender Künstler der DDR,
Verband der Film- und Fernsehschaffenden der DDR,
Verband der Theaterschaffenden der DDR,
Verband der Journalisten der DDR,
Verband der Komponisten und Musikwissenschaftler der DDR,
Bund der Architekten der DDR,
Agrarwissenschaftliche Gesellschaft der DDR,
Vereinigung der Juristen der DDR,
Verband der Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter,
Verband der Konsumgenossenschaften der DDR,
Urania,
Deutsches Rotes Kreuz der DDR,
Blinden- und Sehschwachenverband der DDR,
Gehörlosen-Verband der DDR.
(Handbuch DDR, 1984: 278f.)

Die in der Volkskammer und den Volksvertretungen repräsentierten Parteien und Organisationen, die der Nationalen Front angehören, bilden den „Demokratischen Block“. Seine Arbeit vollzieht sich in der Form von Spitzengesprächen der Mitgliedsorganisationen. Sie dienen der Abstimmung und Koordinierung der Arbeit und der Festigung der Bündnispolitik der SED. Am 14. Juli 1945 auf Initiative der

Kommunisten von KPD, SPD, CDU und LDPD als „Block der antifaschistisch-demokratischen Parteien“ gegründet, führt er seit 1949 seinen heutigen Namen. 1948 wurde der Block durch zwei neugegründete Parteien, die Demokratische Bauernpartei Deutschlands (DBD) und die National-Demokratische Partei Deutschlands (NDPD), sowie durch die Massenorganisationen erweitert. Er war in den Anfangsjahren der SBZ/DDR ein wichtiges Instrument der KPD und später der SED bei der Durchsetzung ihrer bündnispolitischen Vorstellungen. Glaubt man der Selbstinterpretation, so werden im Demokratischen Block auch heute noch politische Grundfragen, grundlegende Gesetzesvorhaben und andere wichtige Vorhaben beraten und einstimmig entschieden. (Handbuch DDR, 1984: 257) Sicher dürfte sein, daß der Demokratische Block ein wichtiges Koordinationsgremium im Rahmen der Volksvertretungen ist, in dem die anstehenden Pläne vorgeklärt und zwischen den Parteien abgestimmt werden.

Mitglieder des Demokratischen Blocks sind folgende Parteien und Organisationen:

die SED	2.304.121	Mitglieder
die DBD	106.000	
die CDU	125.000	
die LDPD	83.000	
die NDPD	91.000	
die FDGB	9,5 Mio.	
die FDJ	2,3 Mio.	
der DFD	1,4 Mio.	
der Kulturbund	244.000	

Nach den Wahlen von 1986 ist die VdGB mit 560.000 Mitgliedern neues Mitglied des Demokratischen Blocks.

(Quellen: Handbuch DDR, 1984; Handbuch gesellschaftlicher Organisationen, 1985; Neues Deutschland v. 16.5.1986; Bericht des ZK an den XI. Parteitag der SED)

3.4. *Die Parteien und Organisationen des Demokratischen Blocks*

3.4.1. *Die Christlich-Demokratische Union Deutschlands (CDU)*

Die CDU wandte sich am 26. Juni 1945 mit einem Gründungsauftrag an die Öffentlichkeit und wurde bereits im Juli 1945 von der SMAD als Partei zugelassen. Die ersten Jahre ihrer Existenz waren von massiven Konflikten um ihre politische Linie und ihr Verhältnis zur SED gekennzeichnet. Seit Ende der 40er Jahre, nach der Verdrängung ihrer ersten Vorsitzenden Andreas Hermes und später Jakob Kaiser, akzeptierte die CDU uneingeschränkt die bündnispolitischen Vorstellungen der SED. Als eine Partei des Friedens, der Demokratie und des Sozialismus, wie es die Entschliebung des 14. Parteitages von 1977 formuliert, leistet die CDU einen Beitrag zur Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft, der folgendermaßen beschrieben wird:

„Sie nimmt wesentlichen Anteil an der politisch-geistigen Neuorientierung christlicher Bürger und geht dabei von den gesellschaftlichen Konsequenzen aus dem christlichen Ethos der Friedens- und Nächstenliebe, den Lehren der Geschichte und den objektiven Gesetzen der gesellschaftlichen Entwicklung aus. Sie weiß sich den progressiven Traditionen humanistischen Strebens christlicher Persönlichkeiten und Bewegungen aus vergangenen Jahrhunderten, dem Vermächtnis christlicher Streiter gegen Imperialismus, Faschismus und Krieg, für Frieden und Brüderlichkeit, für Menschenwürde und soziale Gerechtigkeit verpflichtet.“ (Handbuch DDR, 1984: 261f.)

Die CDU bot und bietet den DDR-Bürgern eine politische Organisation an, die christlichen Glauben und aktiven Einsatz für den „realen Sozialismus“ miteinander verbinden will. Sie konzentriert sich seit Jahren auf die Pflege enger Beziehungen zu christlichen Friedensorganisationen wie der Christlichen Friedenskonferenz (CFK) und der Berliner Konferenz europäischer Katholiken (BK). Bemerkenswerterweise scheint die CDU bei der Verbesserung des Verhältnisses Kirche – Staat keine wichtige Rolle gespielt zu haben.

Die CDU hat gegenwärtig etwa 125.000 Mitglieder; sie gliedert sich in Ortsgruppen, Kreis- und Bezirksverbände. Höchstes Organ der CDU ist der Parteitag, der in der Regel alle fünf Jahre zusammentritt und den Hauptvorstand, das eigentliche Leitungsgremium der Partei, wählt. In der Volkskammer stellt die CDU 52 Abgeordnete. Der Vorsitzende der CDU, Gerald Götting, ist Stellvertreter des Vorsitzenden des Staatsrates und stellvertretender Präsident der Volkskammer; im Ministerrat der DDR ist die CDU ebenfalls durch einen stellvertretenden Vorsitzenden repräsentiert. Ihr Zentralorgan ist die „Neue Zeit“.

3.4.2. *Die Demokratische Bauernpartei Deutschlands (DBD)*

Die Demokratische Bauernpartei wurde am 29. April 1948, wie es in der DDR heißt, „auf Initiative werktätiger Bauern“ gegründet. Da bei ihrer Gründung ehemalige KPD- bzw. SED-Funktionäre eine maßgebliche Rolle spielten, verwundert es nicht, daß sie „von Anfang an vorbehaltlos die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei“ anerkannte. (Handbuch DDR, 1984: 260) Die DBD sieht ihre Aufgaben darin, die Bauern für den Aufbau des Sozialismus zu gewinnen; sie war in den 50er und 60er Jahren aktiv an den Kollektivierungskampagnen in der Landwirtschaft beteiligt. Ihre zentrale Aufgabe sieht sie darin, die Interessen der Genossenschaftsbauern zu vertreten und sich der Probleme des ländlichen Raumes anzunehmen.

Die DBD hat rund 106.000 Mitglieder; sie ist nach dem Territorialprinzip in Orts- und Wohnbezirksgruppen, Kreis- und Bezirksverbände gegliedert, die nach dem Prinzip des demokratischen Zentralismus arbeiten. Sie entsendet ebenfalls 52 Mitglieder in die Volkskammer. Der Vorsitzende der DBD, Ernst Mecklenburg, ist einer der stellvertretenden Vorsitzenden des Staatsrates. Die DBD ist ferner im Präsidium des Ministerrates und der Volkskammer vertreten. Ihr Zentralorgan ist die Tageszeitung „Bauern-Echo“.

3.4.3. *Die Liberal-Demokratische Partei Deutschlands (LDPD)*

Die LDPD ist ebenfalls eine der originären Parteigründungen des Jahres 1945. In ihrem Gründungsaufwurf vom 5. Juli 1945 bekannte sie sich zur liberalen Weltanschauung, demokratischen Staatsgesinnung, zu Freiheitsrechten, Privateigentum, freier Wirtschaft und Berufsbeamtentum. Unter der Verantwortung ihres ersten Vorsitzenden Wilhelm Külz (er starb 1948) konnte sie noch eine relativ unabhängige Rolle in der SBZ spielen. Ende der 40er Jahre, nach der Verhaftung oder Flucht vieler ihrer führenden Mitglieder, band sie sich schrittweise an die bündnispolitische Konzeption der SED. Sie ist heute eine Partei, die sich vor allem an Handwerker und kleine Gewerbetreibende, an Angestellte und Angehörige der Intelligenz wendet. Wie alle anderen Parteien erkennt sie die führende Rolle der SED und das Prinzip des demokratischen Zentralismus als innerparteiliches Organisations- und gesamtgesellschaftliches Strukturprinzip an.

Die LDPD zählt über 83.000 Mitglieder; sie ist in Wohngebiets- bzw. Ortsgruppen, Stadt-, Stadtbezirks-, Kreis- und Bezirksverbände gegliedert. In der Volkskammer ist sie mit 52 Abgeordneten vertreten. Der Vorsitzende der LDPD, Manfred Gerlach, ist stellvertretender Vorsitzender des Staatsrates; die Partei ist im Präsidium des Ministerrates und der Volkskammer vertreten. Sie gibt das Zentralorgan „Der Morgen“ und vier Bezirkszeitungen heraus.

3.4.4. *Die National-Demokratische Partei Deutschlands (NDPD)*

Die Gründung der NDPD im April 1948, unter maßgeblichem Einfluß der SED, diente vor allem dem Ziel, ehemalige NSDAP-Mitglieder und Offiziere, vor allem aus dem Nationalkomitee „Freies Deutschland“ (NKFD), in die neue politische und soziale Ordnung einzugliedern. Dabei ging es auch darum, der CDU und der LDPD, die sich damals noch nicht dem Führungsanspruch der SED untergeordnet hatten, potentielle Parteimitglieder zu entziehen. Dieses Motiv kommt auch indirekt zum Ausdruck, wenn das „Handbuch DDR“ schreibt:

„Mit ihr traten Angehörige der ehemals städtischen Mittelschichten in einer zugespitzten Klassenkampfsituation für das Bündnis mit der führenden Arbeiterklasse und für die Freundschaft mit der Sowjetunion ein. Sie zogen die Lehren aus der Vergangenheit und brachen konsequent mit Faschismus und Imperialismus. Beispielhaft für die Mitglieder der Partei ist vor allem die Entscheidung von Gründungsmitgliedern des Nationalkomitees 'Freies Deutschland' (NKFD) im Zweiten Weltkrieg.“ (Handbuch DDR, 1984: 263)

Die NDPD hat heute mehr als 90.000 Mitglieder. Sie ist nach dem Territorialprinzip in Orts- bzw. Wohngebietsverbände, Stadtbezirksverbände in den Großstädten mit Stadtbezirken, Kreis- und Bezirksverbände gegliedert. In ihrer Arbeit erkennt sie die Prinzipien des demokratischen Zentralismus an. In der Volkskammer ist die NDPD mit 52 Abgeordneten vertreten; ihr Vorsitzender, Heinrich Homann, ist stellvertretender Vorsitzender des Staatsrates. Darüber hinaus ist die NDPD im Präsidium des Ministerrates und der Volkskammer vertreten. Ihr Zentralorgan ist die „National-Zeitung“; ferner erscheinen fünf Regionalzeitungen.

3.4.5. *Der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund (FDGB)*

Der FDGB wird als die einheitliche und umfassende Organisation aller Arbeiter, Angestellten und abhängig beschäftigten Angehörigen der Intelligenz angesehen.

Als Mitglied des Demokratischen Blocks stellt der FDGB mit 61 Abgeordneten in der Volkskammer die zweitgrößte Fraktion nach der SED, wobei zu berücksichtigen ist, daß ein Großteil der Mitglieder der FDGB-Fraktion auch SED-Mitglieder sind. Seine besondere Stellung im politischen System wurde vor allem nach dem VIII. Parteitag deutlich, als der Bundesvorstand des FDGB neben dem Politbüro der SED und dem Ministerrat der DDR das dritte Gremium war, das an der Ausarbeitung und Verkündung der großen sozialpolitischen Richtlinien beteiligt war. Als Massenorganisation besitzt der FDGB darüber hinaus ein eigenes Gesetzesinitiativrecht, von dem er z.B. bei der Vorlage des Arbeitsgesetzbuches durch den 9. FDGB-Kongreß an die Volkskammer Gebrauch machte. Das wichtigste Presseorgan des FDGB ist die Tageszeitung „Tribüne“.

3.4.6. *Die Freie Deutsche Jugend (FDJ)*

Die FDJ und die von ihr geleitete Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ (für Schulkinder bis zum 14. Lebensjahr) sind die einzigen in der DDR zugelassenen Jugendorganisationen. Die Mitgliedschaft ist grundsätzlich freiwillig. Die FDJ erhebt den Anspruch, Vertreter der gesamten DDR-Jugend, unabhängig von ihrer weltanschaulichen und politischen Position, zu sein. Indem sie gleichzeitig die führende Rolle der SED anerkennt und sich den Prinzipien des Marxismus-Leninismus verpflichtet weiß, leitet sie daraus ihre Führungs-, Kontroll- und Erziehungsfunktion ab. In ihrem Statut ist festgelegt, daß die FDJ die Beschlüsse von Partei und Regierung als Grundlage ihrer Arbeit betrachtet. Als einheitliche Jugendorganisation soll sie, neben ihren Aufgaben im Berufsleben und in der Freizeit der Jugendlichen, für die frühzeitige politische Aktivierung der Jugendlichen sorgen und ihre Interessen in den Volksvertretungen wahrnehmen. Ihre 37 Volkskammerabgeordneten und ihre Vertreter in den örtlichen Volksvertretungen widmen sich vor allem jugendpolitischen und bildungspolitischen Fragen. Tageszeitung der FDJ ist die „Junge Welt“.

3.4.7. *Der Demokratische Frauenbund Deutschlands (DFD)*

Der DFD ist die einheitliche Frauenorganisation der DDR. Er wurde am 8. März 1947 gegründet und setzt sich für die Entwicklung des sozialistischen Bewußtseins der Frauen und für ihre aktive Teilnahme an der Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft ein. Der DFD vereint Frauen aller Bevölkerungskreise, unabhängig von Parteizugehörigkeit und Weltanschauung; seine hauptamtlichen Funktionärinnen sind allerdings überwiegend SED-Mitglieder. Besondere Aufmerksamkeit widmet

der DFD den Frauen aus den Kreisen des Handwerks, der kleinen Gewerbetreibenden und christlich gebundenen Frauen. Im Mittelpunkt seiner politischen Arbeit stehen Fragen der Familienpolitik, der Gleichberechtigung und Bildungsfragen. Die über 1,4 Millionen Mitglieder sind in Wohngebiets- oder Dorfgruppen organisiert. Der DFD gliedert sich nach dem Territorialprinzip ferner in Orts-, Kreis-, Stadtbezirks-, Stadt- und Bezirksorganisationen, die nach dem Prinzip des demokratischen Zentralismus arbeiten. In der Volkskammer ist der DFD mit 32 Abgeordneten vertreten. Die Vorsitzende des DFD, Ilse Thiele, ist Mitglied des Staatsrates.

3.4.8. *Der Kulturbund der DDR*

Im Juli 1945 auf Initiative der SMAD unter dem Namen „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ gegründet, hatte er ursprünglich eine allgemein-humanistische Zielsetzung und vermied ein direktes politisches Engagement. Spätestens seit seiner Umbenennung „Deutscher Kulturbund“ 1958 bemühte er sich, am Aufbau einer „sozialistischen Nationalkultur“ und der Entwicklung des „Kulturniveaus der Werktätigen“ teilzunehmen und als Massenorganisation im Rahmen der Bündnispolitik einen Beitrag zur Annäherung der Intelligenz an die Arbeiterklasse zu leisten. Mit etwa 244.000 Mitgliedern ist der Kulturbund die größte Kulturorganisation in der DDR. Seine Basis bilden die Ortsgruppen, sogenannte Klubs der Intelligenz und Hochschulgruppen. In ihnen sind Mitglieder in Arbeitsgemeinschaften, Fachgruppen, Freundeskreisen zusammengeschlossen. Er gliedert sich weiter in Kreis- und Bezirksorganisationen. Höchstes Organ ist der Bundeskongreß. Zur Organisation gehören:

- die Gesellschaft für Heimatgeschichte
- die Gesellschaft für Denkmalspflege
- die neugegründete Gesellschaft für Natur und Umwelt
- die Gesellschaft für Fotografie
- die Zentrale Kommission für Vivaristik
- die Zentrale Fachausschuß Astronomie
- der Philatelistenverband und
- der Esperanto-Verband.

In der Volkskammer ist der Kulturbund mit 21 Abgeordneten vertreten. Wichtigstes Presseorgan ist die kulturpolitische Zeitung „Sonntag“.

3.4.9. *Die Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe (VdgB)*

Die VdgB ist die sozialistische Massenorganisation der Genossenschaftsbauern und Genossenschaftsgärtner. Während der Bodenreform 1945/46 aus den Bauernkomitees und Ausschüssen der gegenseitigen Bauernhilfe gegründet, diente sie vor allem der Unterstützung der landwirtschaftspolitischen Zielsetzungen der SED,

verlor aber nach dem letzten großen Kollektivierungsschub 1960 immer mehr an Bedeutung. Im Mai 1984 verabschiedete die 7. Zentrale Delegiertenversammlung der VdGB (die 6. hatte 14 Jahre zuvor getagt) eine neue Satzung. In ihr wird die Vereinigung erstmals als „sozialistische“ – früher hieß es „demokratische“ – Massenorganisation definiert. Sie soll sich unter Führung der SED für die weitere Gestaltung des Sozialismus auf dem Lande einsetzen und mithelfen, „das bewährte Bündnis zwischen der Arbeiterklasse und der Klasse der Genossenschaftsbauern weiter zu festigen und auf der Grundlage des Programms der SED zur Verwirklichung der Ziele der Agrarpolitik beitragen“. Sie soll die politischen, ökonomischen, sozialen und geistig-kulturellen Interessen der Genossenschaftsbauern und Genossenschaftsgärtner vertreten und der Klasse der Genossenschaftsbauern helfen, „ihrer gesellschaftlichen Stellung und Verantwortung gerecht zu werden“. (Handbuch gesellschaftlicher Organisationen, 1985: 166)

Die Gliederung der VdGB sieht Orts-, Kreis- und Bezirksorganisationen vor; das formal höchste Gremium ist die Zentrale Delegiertenkonferenz und der von ihr gewählte Zentralvorstand, an dessen Spitze Fritz Dallmann, Leiter der LPG Priborn, Bezirk Neubrandenburg, ein Mitglied des ZK der SED steht.

Die Reaktivierung der VdGB geht auf einen Beschluß des Sekretariats des ZK der SED vom 18. August 1982 zurück, in dem die VdGB als sozialistische Organisation der Genossenschaftsbauern und Genossenschaftsgärtner bezeichnet und gefordert wurde, die Verantwortung dieser Bevölkerungsgruppe für den Leistungsanstieg in der Volkswirtschaft zu erhöhen und sie stärker in das System der sozialistischen Demokratie und der Leitung des Staates einzubeziehen. (Neuer Weg, 9, 1983: 363) In der Tat war die „Klasse der Genossenschaftsbauern“ die einzige gesellschaftliche Großgruppe, die über keine effektive Massenorganisation verfügte und deren Interessen in der Bauernpartei offenbar nicht sonderlich gut aufgehoben war. Nach diesem Beschluß des ZK der SED stieg die Mitgliedschaft der VdGB rasch von etwa 120.000 im August 1982 auf gegenwärtig rund 560.000 Mitglieder in 7.744 Ortsorganisationen an. (Neues Deutschland vom 16.5.1986: 3) Dieser rasche Anstieg der Mitgliedschaft und der Ausbau der Organisation ist vor allem auf eine intensive Unterstützung durch die ländlichen Grundorganisationen der SED zurückzuführen, die ihre Mitglieder verpflichtet haben, in der VdGB mitzuarbeiten und neue Mitglieder zu werben.

Seit den Kommunalwahlen im Mai 1984 war die VdGB in den Gemeindevertretungen mit ca. 16.000 Abgeordneten präsent. In der neuen Volkskammer stellt sie eine Fraktion mit 14 Abgeordneten.

3.5. *Suprematie der SED und sozialistische Demokratie*

Struktur und Funktion der einheitlichen politischen Organisation zeigen deutlich, daß an eine eigenständige Vertretung gesellschaftlicher Interessen in organisierter Form nicht zu denken ist. Die demokratisch-zentralistische Struktur aller Staatsorgane, die Einheit der Gewalten und das Anerkennen der Führungsrolle der SED

durch alle staatlichen Institutionen und gesellschaftlichen Organisationen sichern die Suprematie der Partei in allen Bereichen der Gesellschaft.

Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang das Verhältnis Partei – Staat, das sich ebenfalls nach den Prinzipien des demokratischen Zentralismus regelt. Das bedeutet eine ständige Einflußnahme und Anleitung des Staatsapparates durch den Parteiapparat:

- die Ausarbeitung der politischen Linie für die Staatstätigkeit
- die Kaderarbeit, d.h. Beeinflussung der Personalpolitik
- die Kontrolle der Durchführung der Parteibeschlüsse im Staatsapparat durch den Parteiapparat
- die Führung und Erziehung der im Staatsapparat tätigen Parteimitglieder und der SED-Abgeordneten in den Volksvertretungen
- die Bildung von Parteigruppen in den staatlichen Organen
- die Erteilung spezieller Parteiaufträge für Mitarbeiter der staatlichen Verwaltung. (Wissenschaftlicher Kommunismus, 1974: 426f.)

Bei der Realisierung konkreter Aufgaben bedient sich die Partei verschiedener Formen der Einflußnahme:

- direkte Übernahme der Beschlüsse der Parteiführung durch den Staatsapparat ohne einen zwischengeschalteten staatlichen Entscheidungsprozeß (d.h. die unmittelbare Geltung von Parteibeschlüssen)
- die gemeinsame Erarbeitung von Entscheidungen durch das Politbüro, den Ministerrat, den Bundesvorstand des FDGB (diese Form der Entscheidungsfindung wurde nach 1970 vor allem im Bereich der Sozialpolitik gewählt)
- die Präzisierung und Ausformulierung von Parteibeschlüssen durch den Staatsapparat
- die Absegnung staatlicher Entscheidungen durch die Partei (dies geschieht weniger im programmatischen Bereich als vielmehr bei konkreten Anweisungen, z.B. bei der Jahresplanung)
- die Bildung gemeinsamer Kommissionen zur Vorbereitung wichtiger Entscheidungen.

Strukturell manifestiert sich das Anleitungsverhältnis der SED gegenüber dem Staatsapparat durch einen parallelen Aufbau des Parteiapparates und die politische Führung der staatlichen Entscheidungsinstanzen durch den SED-Apparat. Diese Führung kann sowohl auf der gleichen Strukturebene (z.B. der SED-Bezirksleitung gegenüber dem Rat des Bezirks) als auch durch eine höhere Parteiinstanz wahrgenommen werden. So können z.B. wichtige strukturpolitische Entscheidungen auf Kreisebene von solcher gesamtgesellschaftlicher Bedeutung sein, daß sie vom Politbüro entschieden werden und der Apparat des ZK der SED für die politische Realisierung und Kontrolle verantwortlich ist.

Kontrolle über die Tätigkeit des Staatsapparates wird auch durch spezielle Organisationen ausgeübt, von denen die „Arbeiter-und-Bauern-Inspektion“ (ABI), gegründet 1963, als staatliches und gesellschaftliches Kontrollorgan besondere Aufmerksamkeit verdient. Die ABI, die sich von der örtlichen und betrieblichen

Schaubild: Anleitung und Kontrolle des Staatsapparates durch die SED

über die Kreis- und Bezirksebene bis zum Komitee der ABI der DDR parallel zur staatlichen Entscheidungshierarchie gliedert, untersteht an ihrer Spitze sowohl dem ZK der SED als auch dem Ministerrat der DDR. Diese Konstruktion soll die „enge Verbindung von staatlicher und gesellschaftlicher Kontrolle“ – genauer müßte es heißen „parteilicher“ Kontrolle – zum Ausdruck bringen. (Verwaltungsrecht, 1979: 316) Der Kontrolle der ABI unterliegen:

- Ministerien und zentrale Staatsorgane,
- die örtlichen Räte und ihre Fachorgane,
- die Institutionen der Wirtschaftsleitung,
- die Betriebe, Kombinate, Genossenschaften und andere Wirtschaftseinrichtungen.

Die Kontrolltätigkeit der ABI erstreckt sich bewußt nicht auf die Volksvertretungen, die Parteien, gesellschaftlichen Organisationen, Sicherheitsorgane, Justiz und Auswärtige Angelegenheiten. Bei ihrer Kontrolltätigkeit arbeitet die ABI mit den „Arbeiterkontrolleuren“ des FDGB, den „Kontrollposten“ der FDJ und anderen staatlichen Kontrollorganen zusammen. Besondere Bedeutung hat die Kontrolltätigkeit der ABI für die örtlichen Volksvertretungen, die laut § 2, Abs. 4 des Gesetzes über die örtlichen Volksvertretungen (GBI. I, Nr. 18, 1985: 213) die Verpflichtung haben, „die gesellschaftliche Kontrolle über alle öffentlichen Angelegenheiten“ zu gewährleisten.

Die ABI hat im einzelnen folgende Rechte:

- mündliche oder schriftliche Auskünfte zu verlangen;
- in Dokumente und Unterlagen Einsicht zu nehmen;
- von den Leitern Stellungnahmen zu verlangen, z.B.
 - über den Stand der Erfüllung der Aufgaben,
 - zu Ursachen bei Abweichungen von Beschlüssen, Gesetzen, Plänen,
 - zu Ergebnissen von Lokalterminen,
 - über eingeleitete bzw. erreichte Veränderungen;
- Vorschläge zu unterbreiten für
 - Verallgemeinerung guter Erfahrungen,
 - Belobigungen und Auszeichnungen,
 - Beseitigung von Mängeln;
- Auflagen zur Wiederherstellung der „Gesetzlichkeit“ zu erteilen, besonders zur
 - Gewährleistung der Staatsdisziplin,
 - Verhinderung volkswirtschaftlicher Schäden,
 - Erschließung von Reserven,
 - Sicherung der Rechte der Werktätigen bei der Mitgestaltung und Erfüllung der betrieblichen und staatlichen Aufgaben,
 - Einhaltung von Sicherheit und Ordnung;

Schaubild: Struktur der Arbeiter-und-Bauern-Inspektion der DDR

(Quelle: Verwaltungsrecht, 1979: 318)

- von den Leitern zu fordern, erzieherische Maßnahmen einzuleiten und bei schuldhaften Rechts- und Disziplinarverletzungen die Verantwortlichkeit geltend zu machen, z.B. in
 - Verfahren vor der Konflikt- bzw. Schiedskommission,
 - Disziplinarverfahren,
 - Ordnungsstrafverfahren;
- die Verantwortlichen aufzufordern, an die Organe der ABI über die Realisierung der vorgeschlagenen bzw. verlangten Veränderungen und erzieherischen Maßnahmen Bericht zu erstatten. (Verwaltungsrecht, 1979: 319)

Das dritte Element einer im Sinne der SED wirkungsvollen Beeinflussung der Staatstätigkeit neben der direkten Anleitung durch die Partei und die gesellschaftliche Kontrolle ist die Beteiligung der Bürger an den staatlichen Aufgaben im Rahmen der sozialistischen Demokratie. Konkrete Formen sozialistischer Demokratie sind u.a.:

- die Mitarbeit der Bürger in den Volksvertretungen und ihren Organen (den Räten, Kommissionen, Aktivs und Arbeitsgruppen)
- die öffentliche Beratung wichtiger Gesetze und staatlicher Beschlüsse (z.B. Diskussion der Entwürfe der neuen DDR-Verfassung und des Gesetzbuches der Arbeit)
- die Beteiligung am Wirtschaftsprozeß (sozialistischer Wettbewerb – sozialistische Gemeinschaftsarbeit, Neuererbewegung, Plandiskussion)
- die Mitarbeit in gesellschaftlichen Organen des Bildungswesens (Elternbeiräte, Elternaktivs)
- die Beteiligung an der Rechtspflege (Konflikt- und Schiedskommissionen als ehrenamtliche Gerichte und unterste Stufe der Gerichtsbarkeit)
- die Kontrolle von Handel und Dienstleistungen (Verkaufsstellenausschüsse usw.)
- die Mitarbeit bei Organen der „gesellschaftlichen Kontrolle“ (Arbeiter-und-Bauern-Inspektion, Kontrollposten der FDJ)
- und schließlich die Kontrolle der staatlichen Verwaltung durch Eingaben und Beschwerden (die mangels eigener Verwaltungsgerichtsbarkeit einzige Form der Kritik an staatlichen Entscheidungen sind).

Nicht alle Formen der sozialistischen Demokratie werden von der Nationalen Front getragen. In der Arbeitswelt sind es die Gewerkschaften, im Rechtswesen eigene Rechtsinstitute usw. Aber ohne Zweifel spielt die Nationale Front eine wichtige Rolle bei der Organisation der Lebenswelt der DDR-Bürger.

In den 60er Jahren hatte man an die Stelle des alten Superzentrismus auf eine Differenzierung der Apparatstrukturen, die den funktionalen Aufgaben der Einzelapparate entsprechende Zuweisung von Kompetenzen, die Schaffung vielfältiger spezialisierter Beratungsgremien und funktionaler Stäbe gesetzt. Fachwissen und Sachverstand von Experten bestimmten alle wichtigen gesellschaftspolitischen Entscheidungen, zumindest so lange, bis die Partei, in mehr oder weniger regel-

mäßigen Abständen, Furcht vor der eigenen Courage bekam und neue politische Entscheidungen traf, die meistens einen faktischen Kurswechsel darstellten.

Die Ausweitung der sozialistischen Demokratie, also die breite Einbeziehung der Bevölkerung, vor allem der Berufstätigen, in die Lösung der staatlichen und gesellschaftlichen Aufgaben sollte so etwas wie ein Gegengewicht gegen überbordendes Expertentum darstellen. Erweiterung der sozialistischen Demokratie bedeutet aber, soll dies keine leere Formel bleiben, Differenzierung und Dezentralisierung der Entscheidungsprozesse und die Schaffung fester formaler Rahmenbedingungen, in denen Partizipation sich entfalten kann.

Seit Beginn der 60er Jahre wird versucht, diese Probleme durch immer neue und umfangreichere formale Regeln und Vorschriften und eine extensive Gesetzstätigkeit in den Griff zu bekommen. Eine immer differenziertere rechtliche Regelung der Kompetenzen der einzelnen Leitungsapparaturen, der einzuschlagenden Verfahrensweisen, der gegenseitigen Verantwortlichkeiten und möglicher Sanktionen bei Vertragsbrüchen oder Nichteinhaltung rechtlich normierter Vertragsbeziehungen und Absprachen hat zum Ziel, die bislang vorwiegend politisch geprägten Beziehungen der einzelnen Bereiche und Sektoren des politisch-sozialen Systems auf eine neue, berechenbare Grundlage zu stellen. Heute sind die Organisation und Leitung der Gesellschaft und die Beteiligung der Bürger an den gesellschaftlichen Aufgaben nur noch denkbar als rechtsförmiges Verfahren. (Die Rolle des Verwaltungsrechts, 1983: 60)

Die konkrete Gesetzgebungs- und Rechtspraxis ist aber in sich durchaus widersprüchlich und läßt keine eindeutige Aussage über die zukünftige Entwicklung zu. Für die weitere Entwicklung dieses Verrechtlichungsprozesses und unter Umständen auch für die Beteiligungsmöglichkeiten der Bürger an politischen Entscheidungen bedeutsam erscheint das neue Gesetz über die örtlichen Volksvertretungen. Die Empfehlungen des Staatsrates zur Arbeit der örtlichen Volksvertretungen vom März 1985 betonen nicht zufällig die Bedeutung, die den Vorschlägen, Hinweisen, Anliegen und Beschwerden der Bürger zukomme, die „eine wichtige Grundlage für die Entscheidungen der örtlichen Volksvertretungen und die Kontrolle der Durchführung der Beschlüsse“ seien. Besonders bei Planungsentscheidungen und langfristig wirksamen Beschlüssen sei es unabdingbar, diese Vorschläge ernst zu nehmen und in die Vorbereitung von Entscheidungen einzubeziehen. (Neues Deutschland v. 5.3.1985: 1) Man könnte diese Empfehlungen des Staatsrates als Neuauflage dutzendfach wiederholter Bürokratiekritik seitens der Partei abtun, wenn ihnen nicht im Juli 1985 das neue Gesetz über die örtlichen Volksvertretungen gefolgt wäre, das offenbar die Effektivität der kommunalen Verwaltungen und die Arbeit der örtlichen Volksvertretungen verbessern und für mehr Bürgernähe sorgen soll.

Auf einer Konferenz zum Thema „Staat und Recht bei der weiteren Entfaltung der Vorzüge und Triebkräfte der sozialistischen Gesellschaft“ hat Egon Krenz, Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der SED, die Aufgaben dieses neuen Gesetzes umrissen:

„Die vorgesehenen gesetzlichen Regelungen entsprechen dem zunehmenden Beitrag der örtlichen Organe für Verwirklichung der Aufgaben in der neuen Etappe unserer ökonomischen Strategie. Sie tragen zur Vervollkommnung der sozialistischen Demokratie bei und prägen den Charakter der örtlichen Volksvertretungen als arbeitende Körperschaften weiter aus. Sie schaffen noch günstigere Möglichkeiten, die Zusammenarbeit der örtlichen Staatsorgane mit den Betrieben und Genossenschaften im Territorium, den gesellschaftlichen Organisationen sowie den Ausschüssen der Nationalen Front zu vertiefen. Sie stimulieren die Leistungsbereitschaft und Initiative der Bürger für eine breitere Mitwirkung bei der Lösung staatlicher und kommunaler Aufgaben. Der vorliegende Entwurf wird der hohen Verantwortung der Abgeordneten gerecht und ist darauf gerichtet, ihre reichen politischen und fachlichen Kenntnisse und Erfahrungen für die weitere Qualifizierung der staatlichen Leitung zu nutzen.“ (Krenz, 1985: 693f.)

Das Thema ist so alt wie die DDR: Es wird die Forderung nach verbesserter Information der Bürger erhoben, da dies die Voraussetzung für ihre erweiterte und intensivere Mitarbeit sei, Bürokratismus und willkürliches Verhalten der Verwaltungen werden kritisiert, und um all das in Zukunft zu verändern, wird eine bessere Ausbildung und Vorbereitung der Kader auf ihre neuen Aufgaben gefordert. Daß es nicht um die Aktivierung der Bürger für einen offenen demokratischen Meinungsaustausch geht, das hat Egon Krenz auf der erwähnten Konferenz ganz deutlich gesagt:

„Betrachten wir die Entfaltung unserer Kommunalpolitik in den vergangenen Jahren und den vielschichtigen Prozeß der Vervollkommnung der sozialistischen Demokratie in unserem Lande sowie seine Widerspiegelung in der Neufassung des Gesetzes über die örtlichen Volksvertretungen, dann zeigt sich auch an diesem sehr aktuellen Beispiel: Wir sind – wie Lenin es einmal ausdrückte – in der vorteilhaften Lage einer Partei, die ihren Weg genau kennt.“ (Krenz, 1985: 700f.)

Es geht um die bessere Beteiligung der Bürger an den kommunalpolitischen Zielen der Partei und um ihre Aktivierung für diese Ziele. Interessant wird sein zu beobachten, ob und wie sich möglicherweise Dezentralisierungstendenzen entwickeln. Angesichts der in den letzten Jahren verfolgten zentralistischen Strategien im ökonomischen Bereich, vor allem durch die Kombinatbildung, könnte hier ein neues Element bei der politischen Bewältigung gesellschaftlicher Probleme erkennbar werden. Das Gesetz macht aber auch deutlich, daß die Bewältigungsstrategien im „bewährten“ Rahmen der sozialistischen Demokratie und des demokratischen Zentralismus verbleiben, von Liberalisierungsbestrebungen im Sinne einer erweiterten Partizipation der Bürger also keine Rede sein kann.

4. Die Massenorganisationen

Geht es nach Artikel 29 der DDR-Verfassung, dann haben alle DDR-Bürger das „Recht auf Vereinigung“ in politischen Parteien, in gesellschaftlichen Organisationen, Vereinigungen und Kollektiven, um dort „ihre Interessen in Übereinstimmung mit den Grundsätzen und Zielen der Verfassung zu verwirklichen“. Der letzte Teil des Satzes enthält die entscheidende Einschränkung: Die in der Verfassung proklamierten Grundsätze, vor allem die Führungsrolle der marxistisch-leninistischen Partei (Artikel 1) und das die Struktur und Funktion des politischen Systems prägende Prinzip des demokratischen Zentralismus (Artikel 47, Abs. 2), setzen den Rahmen für die Bürger, sich in Vereinigungen zu organisieren. Konkurrierende organisierte Interessengruppen läßt das Staats- und Gesellschaftsverständnis nicht zu (mit einer bedeutenden Ausnahme, den Kirchen).

So ist denn auch verständlich, daß es unter Hinweis auf Artikel 21 der DDR-Verfassung als vordringliche Aufgabe aller Vereinigungen oder „gesellschaftlicher Organisationen“ angesehen wird, das politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Leben der Gesellschaft und des sozialistischen Staates „umfassend mitzugestalten“. (Handbuch gesellschaftlicher Organisationen, 1985: 89)

Diese gesellschaftlichen Organisationen sind Elemente des politischen Systems und unterliegen seinen Strukturprinzipien und Funktionsgesetzen. Nur über die Vermittlung dieser Organisationen (und bei Wahlen bzw. durch Eingaben und Beschwerden) hat der Bürger ein Recht zur Partizipation an den gesellschaftlichen und politischen Dingen. Mitwirkung und Mitbestimmung sind als individuelle Rechte des Bürgers eingebunden in die Organisationsvorstellungen des Marxismus-Leninismus: Der Bürger kann und soll sich an den großen gesellschaftlichen Aufgaben beteiligen, an Wahlen teilnehmen, sich in den vorgesehenen Formen organisieren und, in geregelter Form, Anliegen und Vorschläge vortragen können. Artikel 21 der DDR-Verfassung von 1974 lautet:

„Artikel 21

(1) Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat das Recht, das politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Leben der sozialistischen Gemeinschaft und des sozialistischen Staates umfassend mitzugestalten. Es gilt der Grundsatz 'Arbeite mit, plane mit, regiere mit!'

(2) Das Recht auf Mitbestimmung und Mitgestaltung ist dadurch gewährleistet, daß die Bürger

alle Machtorgane demokratisch wählen, an ihrer Tätigkeit und an der Leitung, Planung und Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens mitwirken;
Rechenschaft von den Volksvertretungen, ihren Abgeordneten, den Leitern staatlicher und wirtschaftlicher Organe über ihre Tätigkeit fordern können;
mit der Autorität ihrer gesellschaftlichen Organisationen ihrem Willen und ihren Forderungen Ausdruck geben;
sich mit ihren Anliegen und Vorschlägen an die gesellschaftlichen, staatlichen und wirtschaftlichen Organe und Einrichtungen wenden können;
in Volksabstimmungen ihren Willen bekunden.

(3) Die Verwirklichung dieses Rechts der Mitbestimmung und Mitgestaltung ist zugleich eine hohe moralische Verpflichtung für jeden Bürger.

Die Ausübung gesellschaftlicher oder staatlicher Funktionen findet die Anerkennung und Unterstützung der Gesellschaft und des Staates."

Die Begriffe „gesellschaftliche Organisationen“ und „Massenorganisationen“ werden in der DDR meist synonym gebraucht. Dieser Sprachgebrauch ist insofern problematisch, als zu den gesellschaftlichen Organisationen eine Vielfalt sehr unterschiedlicher Organisationsformen gezählt werden. Dies reicht von Berufsverbänden, wissenschaftlichen Gesellschaften, kulturellen (Chopin-Gesellschaft, Goethe-Gesellschaft, Kollegien bildender Künstler usw.) und politischen Vereinigungen (Liga für die Vereinten Nationen, Liga für Völkerfreundschaft) über Sportverbände (Deutscher Anglerverband der DDR, Deutscher Turn- und Sportbund der DDR) bis hin zu Organisationen wie der Urania, die sich die Popularisierung von Wissenschaft und Kultur zur Aufgabe gemacht hat, oder der „Volkssolidarität“, die einen wichtigen Beitrag zur Betreuung älterer Menschen leistet.

Insofern ist ein Systematisierungsversuch (Handbuch gesellschaftlicher Organisationen, 1985: 89) hilfreich, der auf die unterschiedliche soziale Funktion der gesellschaftlichen Organisationen hinweist:

- Massenorganisationen mit dem Charakter von Klassenorganisationen; dazu zählen vor allem der FDGB als „umfassende“ Organisation der Arbeiterklasse und die reaktivierte VdGB als Organisation der Genossenschaftsbauern.
- Massenorganisationen großer sozialer Gruppen; hierzu zählen vor allem die FDJ als einheitliche Jugendorganisation und der DFD. Ebenfalls in diese Kategorie wären die „Volkssolidarität“ als Organisation aller Bürger, die sich für die Belange der „Veteranen“ und Rentner einsetzen, oder die „Domowina – Bund Lausitzer Sorben“, die Organisation der sorbischen Minderheit in der DDR einzuordnen.
- Massenorganisationen mit spezifischen politischen, sozialen und anderen Zielstellungen, z.B. Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft (DSF), Deutsches Rotes Kreuz der DDR (DRK) oder das „DDR-Komitee für Menschenrechte“.
- Genossenschaften, z.B. Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften (LPG), Produktionsgenossenschaften des Handwerks (PGH) oder Arbeiterwohnbaugenossenschaften (AWG).
- Berufsvereinigungen, z.B. Verband bildender Künstler (VBK), Schriftstellerverband
- weitere Vereinigungen und Gesellschaften, z.B. wissenschaftliche oder medizinische Gesellschaften.

Im Rahmen dieser Vielfalt gesellschaftlicher Organisationen spielen die Massenorganisationen eine besondere Rolle, weil sie es in erster Linie sind, die die Mehrheit der DDR-Bürger in der einen oder anderen Weise organisieren und aktivieren.

4.1. Aufgaben der Massenorganisationen

Den Massenorganisationen, insbesondere den Gewerkschaften, waren ursprünglich zwei Funktionen zugewiesen: Sie sollten Transmissionen bei der Durchsetzung des Parteiwillens in die Gesellschaft und „Schulen des Sozialismus“ sein. Vor allem im letzten Jahrzehnt ist eine zuvor fast völlig vernachlässigte Funktion hinzugekommen: Vertreter gesellschaftlicher Teilinteressen zu sein. Die Massenorganisationen versuchen an den besonderen Interessenlagen gesellschaftlicher Gruppen anzuknüpfen, sich ihrer spezifischen sozialen Probleme anzunehmen und damit u.a. die Bürger organisatorisch einzubinden, die nicht Mitglied der SED oder einer anderen Partei sind. Alle Massenorganisationen erkennen in ihrer Programmatik die Führungsrolle der SED an. Viele Führungspositionen sind mit SED-Mitgliedern, z.T. mit hohen Funktionären besetzt. Als die wichtigsten Aufgabenbereiche der Massenorganisationen lassen sich kennzeichnen:

- ihre Transmissionsfunktion, d.h. die Übertragung des politischen Willens der SED auf einzelne Sektoren der Gesellschaft;
- ihre Funktion als Schulen des Sozialismus, d.h. die Beeinflussung und Veränderung von Einstellungen und Verhaltensweisen im Sinne der SED;
- ihre Funktion als Kaderreserve der Partei, d.h. die Heranbildung und Erprobung von Kadernachwuchs für Partei, Staat und Gesellschaft;
- die Kanalisierung und organisierte Einbindung fluktuierender gesellschaftlicher Interessen;
- das Beschaffen von Informationen über Einstellungen und Ansprüche in der Gesellschaft, die über die formalisierten staatlichen Informationskanäle nicht zu erlangen sind;
- die Nutzung des Sach- und Fachverständes ihrer Mitglieder;
- und schließlich die Bereitstellung organisierter und damit kontrollierbarer Formen für eine Kritik von Mängeln und Fehlentwicklungen in Teilsektoren der Gesellschaft.

Die Bedeutung, die die SED den Massenorganisationen zumißt, kommt im Parteiprogramm zum Ausdruck, das ihnen eine wichtige Rolle bei der Verwirklichung der sozialistischen Demokratie zuweist und ihnen die „Unterstützung“ der Partei „bei der Erfüllung ihrer spezifischen Aufgaben“ zusagt:

„Eine große Rolle bei der Verwirklichung der sozialistischen Demokratie spielen die gesellschaftlichen Organisationen der Werktätigen. Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands wird die Gewerkschaften, die Freie Deutsche Jugend, den Demokratischen Frauenbund, den Deutschen Turn- und Sportbund der DDR und alle anderen Organisationen der Werktätigen bei der Erfüllung ihrer spezifischen Aufgaben unterstützen.“ (Programm der SED, 1976: 59)

Die Gewerkschaften werden als „die umfassendste Klassenorganisation der Arbeiterklasse“, als „Schulen des Sozialismus und der sozialistischen Wirtschaftsführung“ und als „Interessenvertreter der Werktätigen“ bezeichnet, die eine „große Verantwortung für die allseitige Stärkung der sozialistischen Gesellschaftsordnung und die stabile Entwicklung der sozialistischen Wirtschaft“ haben. Mit 9,2 Millionen Mitgliedern ist der FDGB die größte und bedeutendste Massenorganisation,

gefolgt von der FDJ mit 2,3 Millionen Mitglieder und dem DFD mit nicht ganz 1,5 Millionen Mitgliedern.

4.2. *Der FDGB*

Die herausragende Bedeutung, die den Gewerkschaften zugewiesen wird, zeigt sich schon in der Tatsache, daß sie als einzige Massenorganisation in der Verfassung Erwähnung finden. Im Abschnitt „Bürger und Gemeinschaften in der sozialistischen Gesellschaft“ werden sie neben den staatlichen Institutionen, den Volkseigenen Betrieben und den Genossenschaften als verfassungsrechtlich gleichrangige Institution verankert.

„Die Gewerkschaften und ihre Rechte

Artikel 44

(1) Die freien Gewerkschaften, vereinigt im Freien Deutschen Gewerkschaftsbund, sind die umfassende Klassenorganisation der Arbeiterklasse. Sie nehmen die Interessen der Arbeiter, Angestellten und Angehörigen der Intelligenz durch umfassende Mitbestimmung in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft wahr.

(2) Die Gewerkschaften sind unabhängig. Niemand darf sie in ihrer Tätigkeit einschränken oder behindern.

(3) Die Gewerkschaften nehmen durch die Tätigkeit ihrer Organisationen und Organe, durch ihre Vertreter in den gewählten staatlichen Machtorganen und durch ihre Vorschläge an die staatlichen und wirtschaftlichen Organe maßgeblich teil

an der Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft,

an der Leitung und Planung der Volkswirtschaft,

an der Verwirklichung der wissenschaftlich-technischen Revolution,

an der Entwicklung der Arbeits- und Lebensbedingungen des Gesundheits- und Arbeitsschutzes, der Arbeitskultur, des kulturellen und sportlichen Lebens der Werktätigen.

Die Gewerkschaften arbeiten in den Betrieben und Institutionen an der Ausarbeitung der Pläne mit. Sie leiten die Ständigen Produktionsberatungen.

Artikel 45

(1) Die Gewerkschaften haben das Recht, über alle die Arbeits- und Lebensbedingungen der Werktätigen betreffenden Fragen mit staatlichen Organen, mit Betriebsleitungen und anderen wirtschaftsleitenden Organen Vereinbarungen abzuschließen.

(2) Die Gewerkschaften nehmen aktiven Anteil an der Gestaltung der sozialistischen Rechtsordnung. Sie besitzen das Recht der Gesetzesinitiative sowie der gesellschaftlichen Kontrolle über die Wahrung der gesetzlich garantierten Rechte der Werktätigen.

(3) Die Gewerkschaften leiten die Sozialversicherung der Arbeiter und Angestellten auf der Grundlage der Selbstverwaltung der Versicherten. Sie nehmen an der umfassenden materiellen und finanziellen Versorgung und Betreuung der Bürger bei Krankheit, Arbeitsunfall, Invalidität und im Alter teil.

(4) Alle Staatsorgane und Wirtschaftsleiter sind verpflichtet, für eine enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften Sorge zu tragen.“

4.2.1. Gesellschaftliche Stellung des FDGB

Die Stellung in der Verfassung und tradierte Vorstellungen von der Rolle der Gewerkschaften im Sozialismus erlauben es, sie als zentrale Instanz im Herrschafts- und Gesellschaftsgefüge der DDR zu bezeichnen. Ihr Bekenntnis zur Führungsrolle der Partei markiert Grenzen und Möglichkeiten der Tätigkeit der Gewerkschaften: Ihre verfassungsrechtlich gesicherte Unabhängigkeit bedeutet faktisch Nutzung von der Partei vorgegebener Handlungsspielräume. Ihre Kennzeichnung als Interessenvertretung aller „Werkstätigen“ zieht die Konsequenz aus der nicht immer offen eingestandenen Einsicht, daß Interessenunterschiede fortbestehen, ja, daß sich auch neue gesellschaftliche Konflikte und Interessen herausbilden können. Die Gewerkschaften boten sich als Konfliktregelungsinstanz an, da sie in allen Bereichen der Arbeitswelt organisatorisch vertreten sind und in ihren Reihen über 95 % aller Berufstätigen organisieren.

Die Rolle der Gewerkschaften ist aus diesem Grunde im letzten Jahrzehnt gefestigt und ausgeweitet worden. Sie sind in wichtigen Entscheidungsbereichen (Sozialpolitik, Arbeitsrecht, Weiterbildung u.a.) verstärkt in die Entscheidungsvorbereitung einbezogen worden und tragen diese Entscheidungen auch formal mit. Eine Funktionsausweitung ist auch auf Betriebsebene erkennbar. Lenin hatte den Gewerkschaften eine Transmissions- und Schulungsfunktion zugedacht. Die gesellschaftliche Entwicklung des „realen Sozialismus“ zwingt dazu, die Gewerkschaften zunehmend als Interessenvertreter und Vermittler zwischen verschiedenen Interessen zu profilieren – wenngleich in den Grenzen des Avantgardeanspruchs der Partei. Möglichen Verselbständigungstendenzen tritt die SED mit ihrem Organisations- und Kontrollmonopol entgegen. Sie kann sich aber nicht damit begnügen, sie muß vielmehr ihre fachliche und sachliche Kompetenz stärken und sich den veränderten Entwicklungsbedingungen und verschiedenen Entscheidungsvarianten gegenüber offener verhalten.

Die Aufwertung, die die Massenorganisationen, vor allem die Gewerkschaften, nach dem VIII. Parteitag der SED 1971 erfahren haben, zeigt sich auch in einer Reihe von organisatorischen Maßnahmen und gesetzlichen Regelungen. So wurde die Rolle des FDGB im novellierten Arbeitsgesetzbuch von 1978 erkennbar gestärkt. Die betrieblichen Gewerkschaftsorganisationen erhielten zusätzliche Kontrollbefugnisse gegenüber den Betriebsleitungen. Ihre Kompetenzen im Bereich der betrieblichen Mitbestimmung und Mitwirkung und bei Fragen der Ausgestaltung der betrieblichen Arbeits- und Lebensbedingungen wurden gestärkt. Von größerer Bedeutung aber dürfte der Tatbestand sein, daß der Bundesvorstand des FDGB als Partner des Politbüros der SED und des Ministerrates für alle bedeutenden sozialpolitischen Maßnahmen seit 1971 mitverantwortlich zeichnet. Welchen konkreten Anteil er an der Formulierung der Sozialpolitik der SED hat, läßt sich allerdings nicht feststellen. Doch auch unabhängig davon deutet die Aufwertung des FDGB zu einer rechtssetzenden Institution auf ein gewandeltes Verhältnis der SED zu den Gewerkschaften hin, die lange Zeit – zu Recht – als bloßes Instrument der Parteiherrschaft angesehen wurden.

Der FDGB ist kein föderativer Zusammenschluß weitgehend unabhängiger Einzelgewerkschaften, wie der DGB in der Bundesrepublik, sondern eine zentralistische Einheitsorganisation, die auf dem Industriegewerkschaftsprinzip: ein Betrieb – eine Gewerkschaft beruht. Die Einzelgewerkschaften haben den Charakter ausgegliederter Fachabteilungen, denen die Aufgabe übertragen ist, die bindenden Beschlüsse der Leitungsgremien des FDGB in ihrem Organisationsbereich, entsprechend den dortigen spezifischen Bedingungen, auszuführen und umzusetzen. Die organisatorische Abhängigkeit der Einzelgewerkschaften (Industriegewerkschaften bzw. Gewerkschaften) zeigt sich vor allem darin, daß sie weder über ihre interne Struktur noch über Auflösung oder Neugründung autonom entscheiden können, daß die regionalen Vorstände der Einzelgewerkschaften den jeweiligen FDGB-Vorständen auf der gleichen Leitungsebene unterstellt sind, daß die Einzelgewerkschaften keine Finanzhoheit besitzen, sondern ihre Mittel auf der Grundlage eines Finanzplanes der Gesamtorganisation, der vom Präsidium des Bundesvorstandes des FDGB bestätigt werden muß, zugewiesen bekommen. Die Industriegewerkschaften besitzen auch nur auf der Ebene ihrer Zentralvorstände den Charakter juristischer Personen.

Aus dem Charakter des FDGB als Einheitsorganisation folgt, daß die Mitgliedschaft im FDGB, nicht aber in einer Industriegewerkschaft oder Gewerkschaft erworben wird. Der FDGB finanziert sich aus den Mitgliederbeiträgen, die 1 % bis 1,5 % der Bruttoeinkommen betragen. Die Mitgliedschaft ist grundsätzlich freiwillig. Der hohe Organisationsgrad von über 95 % aller Berufstätigen erklärt sich aber nicht allein daraus, daß der FDGB die einzige Interessenorganisation am Arbeitsplatz ist. Hinzu kommen seine vielfältigen sozialen und kulturellen Leistungen – er ist Träger der Sozialversicherung, stellt ein umfangreiches Kulturangebot zur Verfügung und verfügt nicht zuletzt über ein dichtes Netz von Freizeit- und Ferieneinrichtungen. Die Mitgliedschaft im FDGB dürfte auch unabdingbare Voraussetzung jeden sozialen Aufstiegs sein.

Der Organisationsaufbau des FDGB gliedert sich in gewerkschaftliche Grundorganisationen (GO), in denen die Mehrzahl der FDGB-Mitglieder organisiert ist. Darüber hinaus bestehen im Bildungswesen Schulgewerkschaftsorganisationen (SGO) und schließlich, vom Produktionsprinzip abweichend, Orts- bzw. Dorfgewerkschaftsorganisationen (OGO), die Mitglieder in Kleinstbetrieben, Hausangestellte, Heimarbeiter, Rentner, die wenigen nichtberufstätigen Frauen usw. organisieren. Leitungsorgan der Betriebsgewerkschaftsorganisation (BGO) ist die Betriebsgewerkschaftsleitung (BGL) bzw. die Schul- oder Ortsgewerkschaftsleitung (SGL; OGL). Die BGO untergliedert sich in Gewerkschaftsgruppen von 10 bis 30 Mitgliedern, die jeweils in offener Wahl einen Vertrauensmann bestimmen, der in seiner Arbeit durch weitere, ebenfalls ehrenamtlich tätige und gewählte Funktionäre unterstützt wird: den Kulturobmann (er ist zugleich Stellvertreter des Vertrauensmanns), den Arbeitsschutzobmann, den Bevollmächtigten für die Sozialversicherung, den Sportorganisator. Betriebsgewerkschaftsorganisationen bestehen in allen Betrie-

ben, in denen mehr als zehn Gewerkschaftsmitglieder beschäftigt sind. Arbeiten innerhalb einer BGO (oder einer Abteilungs-Gewerkschaftsorganisation) mehr als 30 Jugendliche, werden in besonderen Jugendversammlungen in offener Abstimmung Jugendvertrauensleute gewählt, die Mitglieder der entsprechenden Gewerkschaftsleitung werden.

Gegenwärtig bestehen im Rahmen des FDGB 16 Einzelgewerkschaften:

Tabelle: Mitglieder der Einzelgewerkschaften des FDGB 1976 und 1982

IG/Gew.	Mitglieder- zahl 1976	Anteil der Organisier- ten an den Beschäftigten im Organisationsbe- reich (Organisations- grad) in % 1976	Mitglieder- zahl 1982
Metall	1.643.128	97,7	1.770.000
Handel, Nahrung und Genuß	943.689	94,6	1.070.000
Bau – Holz	843.256	94,9	960.000
Transport- und Nachrichtenwesen	707.850	97,9	760.000
Textil – Bekleidung – Leder	603.419	95,7	610.000
Mitarbeiter der Staats- organe und Kommunalwirtschaft	541.338	96,4	610.000
Land, Nahrungsgüter und Forst	539.909	91,0	640.000
Chemie, Glas und Keramik	514.141	97,7	510.000
Gesundheitswesen	451.704	96,9	550.000
Unterricht und Erziehung	422.907	98,3	510.000
Bergbau – Energie	390.033	98,5	450.000
Druck und Papier	151.129	97,0	160.000
Wissenschaft	148.421	98,4	160.000
Kunst	62.324	94,9	70.000
Zwischensumme	7.963.248		
Organisationsgrad FDGB		96,7 %	97,2 %
Mitgliederzahl des FDGB insgesamt	8.155.521		9.123.000
Differenz*	192.273		

*Die Mitgliederzahlen der IG Wismut (Beschäftigte im Uranbergbau) und der Gew. der Zivilangestellten der Nationalen Volksarmee sind nicht bekanntgegeben worden. Von Zählfehlern abgesehen, dürfte die Differenz zwischen Gesamtmitgliedschaft des FDGB und der in der Tabelle aufgeführten IG/Gew. sich aus dem Fehlen dieser beiden Verbände erklären. (Quelle: Einheit, 32. Jg. (1977), Nr. 8: 997; DDR Handbuch, 1985: 462)

In größeren Betrieben mit mehr als 300 Gewerkschaftsmitgliedern werden für einzelne Betriebsabschnitte Abteilungsgewerkschaftsleitungen (AGL) gewählt. Die Größe dieser Abteilungsgewerkschaftsleitungen – sie umfassen 5 bis 13 Mitglieder – richtet sich ebenso wie die der Betriebs- oder Ortsgewerkschaftsleitungen (3 bis 25 Mitglieder) nach der Mitgliederzahl im jeweiligen Organisationsbereich. Je nach Betriebsart, Betriebsgröße und spezieller Aufgabenstellung wird die eigentliche Arbeit des FDGB vor Ort von speziellen Kommissionen geleistet, die

z.B. für Arbeit und Löhne, Sozialpolitik, Kultur und Bildung, Agitation und Propaganda, die Organisation des Feriendienstes zuständig sind; ebenso kann es eine spezielle Frauenkommission, einen Jugendausschuß, Neuereraktive, Beschwerdekommisionen der Sozialversicherung usw. geben. Diese Ausfächerung der Aufgabenstellung des FDGB auf Betriebsebene soll nicht nur einer deutlichen Profilierung des FDGB als Interessenvertretung der Betriebsangehörigen dienen, sondern auch möglichst viele von ihnen für ehrenamtliche Aufgaben und Funktionen im Betrieb gewinnen.

Durch die Bildung großer Kombinate ist, ähnlich wie in der Parteiorganisation, eine bessere Koordination der Gewerkschaftsarbeit der einzelnen Kombinatbetriebe erforderlich geworden. Zu diesem Zweck werden Kollektive der BGL-Vorsitzenden der einzelnen Kombinatbetriebe gebildet, ferner ein Gewerkschaftsaktiv des Kombinats, das zum Planentwurf Stellung nimmt und die Wettbewerbskonzeption für das gesamte Kombinat beschließt. Ihm gehören neben den BGL-Vorsitzenden weitere aktive Gewerkschaftsfunktionäre an. In den Großkombinaten wie Leuna, Buna oder Carl Zeiss Jena haben die betrieblichen Gewerkschaftsleitungen aufgrund der allgemeinen wirtschaftlichen Bedeutung dieser Kombinate den Status einer Industriegewerkschafts-Kreisleitung, was bedeutet, daß sie direkt dem jeweiligen Bezirksvorstand der Industriegewerkschaft unterstehen. Im Regelfall werden die Betriebsgewerkschaftsleitungen von den Kreisvorständen der jeweiligen Industriegewerkschaften bzw. Gewerkschaften angeleitet. Die Kreisvorstände, die 25 bis 55 Mitglieder umfassen, wählen für die laufenden Arbeiten Sekretariate als hauptamtliche geschäftsführende Vorstände und bilden Kommissionen. Sie unterstehen in ihren zweigspezifischen Aufgabenstellungen den Bezirksvorständen der Einzelgewerkschaften, die ihrerseits 35 bis 80 Mitglieder haben. Die Kreis- bzw. Bezirksvorstände der Einzelgewerkschaften unterstehen den jeweiligen Vorständen des FDGB auf gleicher Ebene. Die Kreis- bzw. Bezirksvorstände des FDGB sind für die allgemeine gewerkschaftspolitische Linie, die Koordination der Arbeit der Einzelgewerkschaften und die Zusammenarbeit mit den regionalen und örtlichen staatlichen Einrichtungen verantwortlich. Die eigentliche Führungstätigkeit der Kreis- und Bezirksvorstände (Kreisvorstand: 40 bis 80, Bezirksvorstand: 80 bis 120 Mitglieder) liegt bei den hauptamtlichen Sekretariaten, denen der Gewerkschaftsapparat unterstellt ist und die von einer Anzahl von Kommissionen und Arbeitsgruppen beraten werden.

An der Spitze der Einzelgewerkschaften stehen Zentralvorstände, die ebenfalls über ein hauptamtliches Sekretariat verfügen. Sie haben die Aufgabe, die allgemeinen Beschlüsse des FDGB für ihren Organisationsbereich zu spezifizieren. Eine wichtige Funktion der Zentralvorstände besteht darin, mit den jeweils zuständigen Industrieministerien und zentralen Kombinaten sogenannte „Rahmenkollektivverträge“ (RKV) abzuschließen, die die Arbeitsverhältnisse verschiedener Beschäftigtengruppen in den einzelnen Industriezweigen, der Verwaltung, den Genossenschaften, gesellschaftlichen Organisationen und anderen Bereichen regeln.

Oberstes Entscheidungsgremium des FDGB ist formal der FDGB-Kongreß, zwischen den Kongressen der Bundesvorstand des FDGB mit über 200 Mitglie-

dem und sein Präsidium, an dessen Spitze das Mitglied des Politbüros der SED Harry Tisch steht.

Die Mitgliedschaft des jeweiligen FDGB-Vorsitzenden im Politbüro der SED manifestiert die Bedeutung, die die Partei den Gewerkschaften zuerkennt. Die enge Verflechtung von SED und FDGB zeigt sich auch darin, daß die FDGB-Vorsitzenden auf Bezirks- und Kreisebene den Sekretariaten der Bezirks- bzw. Kreisleitung der SED angehören und die BGL-Vorsitzenden in aller Regel Mitglieder der Parteileitungen der Betriebe sind. Der dominante Einfluß der SED zeigt sich aber auch darin, daß der FDGB in seiner Satzung die Prinzipien des demokratischen Zentralismus und die Verbindlichkeit der Parteibeschlüsse für seine eigene Arbeit anerkennt und daß die SED bei ihren jeweiligen Parteileitungen besondere Abteilungen Gewerkschaft und Sozialpolitik einrichtet, die die gewerkschaftspolitische Linie für ihren jeweiligen Zuständigkeitsbereich festlegen und den entscheidenden Einfluß bei der Auswahl von Kandidaten für die Gewerkschaftsleitungen, vor allem aber für die hauptamtlichen Positionen ausüben. (DDR Handbuch, 1984: 465)

Daten zur Organisation des FDGB

9,5 Mio.	Mitglieder
darunter	4,9 Mio. Frauen
343.012	Gewerkschaftsgruppen (Zuwachs seit 1984: 6.697)
24.910	Abteilungsgewerkschaftsleitungen (Zuwachs seit 1984: 598)
46.692	Betriebs- und Schulgewerkschaftsleitungen (Zuwachs seit 1984: 662)
2.999	Ortsgewerkschaftsleitungen
2,55 Mio.	Mitglieder der Gewerkschaftsleitungen, Vertrauensleute und Gruppenfunktionäre (Zuwachs seit 1984: 55.000)
	darunter: 1,3 Mio. Frauen / 315.000 Jugendliche
67,3 %	der gewählten Funktionäre sind Arbeiter
46.660	BGL-/SGL-Vorsitzende (= 99,93 % der aufgestellten 46.692 Kandidaten; 0,07 % der Kandidaten wurden nicht gewählt)
	Stimmenanteile
	62,2 % = 100 % der Stimmen
	32,8 % = 91 bis 99 % der Stimmen
	5,0 % = 51 bis 90 % der Stimmen
336.315	Vertrauensleute
324.048	Kulturobleute
275.442	Sportorganisatoren
322.705	Sozialversicherungs-Bevollmächtigte
307.526	Arbeitsschutzobleute
250.567	Mitglieder der 27.831 Konfliktkommissionen

(Quellen: Neues Deutschland v. 17.12.1986: 3; Sozialistische Demokratie in der DDR. Lehrtafel für die politische Massenarbeit, 1986)

Das Organigramm zeigt die hierarchische Struktur des FDGB-Kongreßes. An der Spitze steht der **FDGB-Kongreß**, der mit dem **Bundesvorstand**, dem **Präsidium** und dem **Sekretariat** verbunden ist. Ein **ZRR** (Zentralrevisionskommission) ist dem Kongreß angeschlossen. Der Kongreß gliedert sich in zwei Hauptbereiche: **Bezirksdelegiertenkonferenzen des FDGB** und **Zentraldelegiertenkonferenzen der IG/Gew.**. Jeder dieser Bereiche hat eine Reihe von Untereinheiten, darunter **Bezirksvorstände**, **Sekretariate**, **Kreisdelegiertenkonferenzen des FDGB** und **Bezirksdelegiertenkonferenzen der IG/Gew.**. Die Struktur ist weiter unterteilt in **Kreisvorstände**, **Sekretariate**, **Kreisdelegiertenkonferenzen der IG/Gew.**, **Kreisvorstände** und **Sekretariate**. Am unteren Rand des Organigramms sind die **Mitglieder-versammlungen** dargestellt, die in **BGL** (Bundesgliederliste) und **BGL/SGL/OGL** (Bundes-, Glieder-, Ortsgliederliste) unterteilt sind. Diese Versammlungen sind mit **Mitgl. Vers.** (Mitglieder-Versammlungen) und **AGL** (Arbeitsgemeinschaften) verbunden. Die gesamte Struktur ist durch **RK** (Revisionskommissionen) überwacht, die an verschiedenen Stellen des Organigramms angeschlossen sind. Die **Gewerkschaftsgruppen** sind am unteren Rand des Organigramms dargestellt.

4.2.3. FDGB und sozialistische Demokratie im Betrieb

206

teressen der übergeordneten staatlichen Planungsorgane und der Betriebsleitung (oder der Verwaltung) institutionell abgesichert und formal geregelt artikuliert werden können. Mitwirkung ist ein Mittel, die Interessen der Belegschaften insoweit in die Planung einzubeziehen, als sie die Verwirklichung der Planaufgaben nicht beeinträchtigt, sondern fördert. In diesem Sinne bezeichnet es das AGB als Aufgabe der Gewerkschaften, „als Interessenvertreter der Werktätigen“ Verantwortung für „die allseitige Stärkung der sozialistischen Gesellschaftsordnung und die stabile Entwicklung der sozialistischen Wirtschaft“ zu tragen. (AGB § 6,3) Der FDGB stellt den organisatorischen Rahmen für die Mitwirkung des einzelnen zur Verfügung. Weitere Beteiligungsmöglichkeiten bestehen nur noch im Rahmen der Parteiorganisation, deren politischer Führungsanspruch auch auf Betriebsebene anerkannt wird, und im Rahmen der FDJ.

Übersicht über die in den sozialistischen Industriebetrieben vorhandenen wesentlichen Organe für die Teilnahme der Werktätigen an der Leitung und Planung

- a) die Grundorganisation der SED mit ihrer gewählten Leitung
- b) die Gewerkschaftsorganisation mit ihrer gewählten Leitung und ihren Organen der Mitbestimmung und Mitgestaltung
 - Mitgliederversammlung
 - Vertrauensleutevollversammlung
 - Ständige Produktionsberatung auf Betriebs- und Abteilungsbasis
 - Neuereraktiv
 - Kommission Arbeit und Löhne
 - Wettbewerbskommission
 - Kommission Arbeiterversorgung
 - Ehrenamtliche Arbeitsschutzinspektion
 - Kommission Kultur und Bildung
 - Schulungskommission
 - Jugendausschuß
 - Frauenausschuß
 - Rechtskommission
 - Konfliktkommission
 - Ständige Kontrollgruppen der Arbeiterkontrolle
 - Rat für Sozialversicherung
 - Massensportkommission
 - Kommission sozialistische Erziehung der Kinder

Diese Kommissionen werden entsprechend der jeweiligen Bedingungen des Betriebes gebildet.
- c) Die Grundorganisation der FDJ, der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, der Gesellschaft für Sport und Technik, des Deutschen Turn- und Sportbundes mit ihrer gewählten Leitung und ihren Organen
 - FDJ-Kontrollposten
 - Klub junger Techniker
 - Arbeitsgruppe MMM
 - DSF-Zirkel zur Auswertung sowjetischer Erfahrungen
- d) Gesellschaftliche Organe zur Unterstützung der staatlichen Leitungstätigkeit
 - Abgeordnetenaktiv
 - sozialistische Arbeitsgemeinschaften

- Betriebskomitee der ABI
- Wohnungskommission
- e) Die Organe der Kammer der Technik
 - Betriebssektion der KdT
 - Fachsektionen der KdT

(Quelle: Ellinger, Scholz, 1973: 78f.)

Die im AGB und anderen gesetzlichen Bestimmungen normierten Mitwirkungsmöglichkeiten sind keine individuellen Rechte, sondern Organisationsrechte von Massenorganisationen, vor allem des FDGB, aber auch der FDJ, des DFD, der KdT und anderer Organisationen. (Zimmermann, 1986) Nach dem Grad der Beteiligung und der Einflußmöglichkeiten lassen sich Mitwirkungs-, Organisations-, Zustimmungs-, Kontroll- und Selbstverwaltungsrechte unterscheiden. (Belwe, 1979) Eine nähere Analyse dieser verschiedenen Formen zeigt, daß die Einflußnahme des FDGB dort am größten ist, wo der individuelle Schutz und die soziale Situation des einzelnen Betriebsangehörigen tangiert sind. Sie können von daher auch als Schutzvorrichtungen des Staates gegenüber Unzufriedenheiten und Konflikten im Arbeitsprozeß angesehen werden.

Die entscheidenden Mitwirkungsrechte sind auf Betriebsebene bei der BGO bzw. der Betriebsgewerkschaftsleitung (BGL) angesiedelt. Die BGO „und ihre Organe vertreten die Interessen der Werktätigen im Betrieb“. (AGB § 22,1)

Das wichtigste Mitwirkungsrecht des FDGB betrifft die Ausarbeitung der Fünfjahres- und Jahrespläne. Die BGL ist an der Ausarbeitung beteiligt. Sie kann Vorschläge machen und eigene Stellungnahmen an das übergeordnete Leitungsorgan (z.B. die Kombinati-Leitung) weiterreichen. Plandiskussionen in Vertrauensleutevollversammlungen und in Belegschaftsversammlungen sollen die Werktätigen über die anstehenden Probleme im Zusammenhang mit der Planausarbeitung informieren und sie zu aktiver Teilnahme motivieren. In der Praxis besteht das Problem, daß die Beteiligung an solchen Versammlungen zu wünschen übrig läßt. Viele Werktätige sind ungenügend über ihre Beteiligungsmöglichkeiten informiert oder halten sie für ungenügend. Hinzu kommt, daß die komplizierte Planungssprache und geringe fachliche Kenntnisse über die Planungsabläufe dies alles als eine Sache von Spezialisten erscheinen lassen.

Der Vorsitzende der BGL nimmt auch qua Amt an der Verteidigung der Pläne vor der übergeordneten Leitung teil.

Zu den Organisationsrechten des FDGB im Betrieb gehören die Organisation des „sozialistischen Wettbewerbs“, die Leitung der „Neuererbewegung“, die „ständigen Produktionsberatungen“ und die Anleitung besonderer Kommissionen. Es geht also um den Vollzug getroffener Planungsentscheidungen, um den Planvollzug.

In allen die Arbeits- und Lebensbedingungen betreffenden Angelegenheiten hat der FDGB ein Vereinbarungsrecht. Die wichtigste Form einer Vereinbarung zwischen Leitung und BGL ist der „Betriebskollektivvertrag“ (BKV), der etwa eine Betriebsvereinbarung in Betrieben der Bundesrepublik entspricht.

„In den Betriebskollektivvertrag sind konkrete, abrechenbare und termingebundene Verpflichtungen der Betriebsleitung aufzunehmen. Das betrifft vor allem Verpflichtungen zur Entwicklung und Förderung schöpferischer Initiativen der Werktätigen im sozialistischen Wettbewerb für die Erfüllung und gezielte Übererfüllung der Planaufgaben, zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen sowie zur Entwicklung eines hohen Kultur- und Bildungsniveaus und zur Förderung der sportlichen Tätigkeit der Werktätigen. Außerdem sind in ihm arbeitsrechtliche Regelungen zu treffen, die entsprechend den Rechtsvorschriften im Betriebskollektivvertrag zu vereinbaren sind.“ (AGB § 28,2) Die Mitwirkung der Werktätigen ist bei der Erarbeitung des BKV, die im Rahmen der Planerstellung erfolgt, zu sichern – dies geschieht in Versammlungen der Vertrauensleute und in Mitgliederversammlungen des FDGB. (AGB § 29)

Zwischen der Betriebsleitung und der BGL werden ferner Arbeitspläne, Urlaubsvereinbarungen, Prämienvereinbarungen u.a. abgeschlossen. Zu den Vereinbarungsrechten gehören schließlich die Erstellung von Frauen- und Jugendförderungsplänen und von Qualifizierungsplänen der Betriebe.

Die bisher erwähnten Mitwirkungsrechte beziehen sich in erster Linie auf planerisch-ökonomische Aspekte. Der Betrieb ist aber auch eine soziale Einheit – ein wichtiger Teil des Lebens des einzelnen spielt sich hier ab. Daher wird auch – wieder in den Grenzen der allgemeinen Planvorgaben – eine Abstimmung der sozialen Aufgaben der Betriebe mit den örtlichen Staatsorganen vorgenommen und dafür gesorgt, daß die notwendigen Infrastruktureinrichtungen (Verkehrsmittel, Kinderbetreuung, Kantinen, regionale Versorgung von Schichtarbeitern usw.) geschaffen werden. In diesem sozialen Bereich haben die jeweiligen BGL eine wichtige Initiativfunktion und weitreichende Kontrollrechte. Sie umfassen die Verwirklichung der im BKV niedergelegten sozialen Aufgabenstellungen („Arbeits- und Lebensbedingungen“, „Arbeiterversorgung“, Arbeits- und Gesundheitsschutz).

Bei der innerbetrieblichen Gestaltung der Arbeitsbedingungen hat die BGL eine Reihe von Mitbestimmungsrechten, genauer, von Zustimmungsrechten. Sie betreffen das Inkrafttreten von Lohnformen, die Anordnung von Überstunden, die Kündigung und fristlose Entlassung, das Inkrafttreten der Arbeitsordnung und die Aufstellung des Urlaubsplans. In allen diesen Fällen ist die Zustimmung der BGL zwingend vorgeschrieben.

Selbstverwaltungsrechte nimmt der FDGB im Bereich der Sozialversicherung wahr – er leitet die Sozialversicherung der Arbeiter und Angestellten (AGB § 274ff.) und ist damit für die Versicherung bei Krankheit, Arbeitsunfall, Mutterschaft und für Rentenleistungen bei Invalidität, Arbeitsunfällen, für die Alters- und Hinterbliebenenrenten verantwortlich. (Die Mitglieder von Genossenschaften, Selbständige usw. sind staatlich versichert.) Der FDGB unterhält schließlich einen eigenen Feriendienst und Ferienheime, die den Mitgliedern zur Verfügung stehen.

Aus der Sicht der Parteiführung der SED und der Führung des FDGB haben sich die bestehenden Mitwirkungsmöglichkeiten und -formen bewährt. Ihre Bedeutung hat sich, vergleicht man die gegenwärtige Situation mit der vor dem NÖS, erhöht, und es steht zu erwarten, daß die Relevanz „betrieblicher Mitwirkung“ weiter zunimmt. Mitwirkung in den Betrieben der DDR hat jedoch trotz dieser Veränderungen nach wie vor einen entscheidenden strukturellen Defekt: Eingebunden in die Prinzipien des demokratischen Zentralismus und der sozialistischen Demokra-

tie und als Teil eines hierarchischen Planungs- und Lenkungssystems unter der Führung der marxistisch-leninistischen Partei ermöglichen die bestehenden Beteiligungsformen keine autonome Artikulation gesellschaftlicher Interessen. „Produktionsdemokratie“ und „Selbstbestimmung“ im Sinne echter Partizipationsmöglichkeiten sind nicht zugelassen. Forderungen, die in diese Richtung gehen, werden nach wie vor als „syndikalistische Abweichungen“ und reformistische Bestrebungen begriffen, denen die Partei vorzubeugen hat.

4.3. Die FDJ

Die gesellschaftliche Position der Jugendlichen (dazu zählt das Jugendgesetz der DDR alle 14- bis 25jährigen, das sind etwa 18 % der Gesamtbevölkerung) wird in einem eigenen Jugendgesetz aus dem Jahre 1974 rechtlich kodifiziert. Von den Jugendlichen wird erwartet, daß sie vorgegebene soziale Verhaltensweisen erlernen und gesellschaftliche Normen akzeptieren, die von ihnen kaum beeinflußbar sind. In einer Gesellschaft, deren Entwicklung dem eigenen Selbstverständnis nach planmäßig verläuft, verdient gerade dieser Lernprozeß eine besondere Aufmerksamkeit, hängt doch von seinem Erfolg die Einstellung der künftigen Staatsbürger zur Arbeit, ihr Sozialverhalten und ihre politische Haltung wesentlich ab. Jugendgesetz und Jugendorganisation versuchen, die allgemeinen politischen in jugendpolitische Ziele umzusetzen und institutionelle Bedingungen zu schaffen, die die wichtigste jugendpolitische Aufgabe, die Integration der Jugend in die Gesellschaft, gewährleisten.

Das Jugendgesetz von 1974 (GBl. I, Nr. 5 v. 31.1.1974) formuliert in seiner Präambel die Aufgaben der Jugend folgendermaßen:

„Die entwickelte sozialistische Gesellschaft in der Deutschen Demokratischen Republik mitzugestalten und im festen Bruderbund mit der Sowjetunion an der allseitigen Integration der sozialistischen Staatengemeinschaft mitzuwirken – das sind revolutionäre Aufgaben der heutigen Jugend. Das ist ihr grundlegendes Recht und ihre grundlegende Pflicht. Für jeden jungen Menschen sind, entsprechend den in der sozialistischen Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik festgelegten humanistischen Prinzipien, die Bedingungen gegeben, seine Talente und Fähigkeiten frei und schöpferisch zu entfalten, sich als Persönlichkeit zu entwickeln und ein glückliches Leben zu führen. Alles zu tun für die Sicherung des Friedens, für das Wohl der Menschen, für das Glück des Volkes, für die Interessen der Arbeiterklasse und aller Werktätigen – darin bestehen Sinn und Inhalt des Lebens der Jugend.“

Dieses idealistisch anmutende Bild der DDR-Jugend wird allerdings nicht als Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes ausgegeben. Vielmehr soll es – in nicht allzu ferner Zukunft – mit Hilfe der Jugendpolitik der SED Wirklichkeit werden. Das Jugendgesetz, rechtliche Grundlage aller jugendpolitischen Maßnahmen und der Arbeit des Jugendverbandes, nennt die inhaltlichen Schwerpunkte der Jugendpolitik. Sie liegen:

- in der Förderung der Ausbildung und fachlichen Qualifizierung der Jugendlichen in den Schulen, am Arbeitsplatz, in den Fach- und Hochschulen;
- in der Einbeziehung der Jugendlichen in den Arbeitsprozeß;

- in der Schaffung von Mitwirkungsmöglichkeiten Jugendlicher bei der Gestaltung der „entwickelten sozialistischen Gesellschaft“;
- in der Bereitstellung eines umfangreichen kulturellen und Freizeitprogramms.

Zur Verwirklichung der Aufgaben der Jugendpolitik wurde das „Amt für Jugendfragen beim Ministerrat der DDR“ als zentrales Koordinations- und Kontrollzentrum gegründet. Bei der Erfüllung seiner Aufgaben arbeitet das Amt eng mit der Abteilung Jugend beim ZK der SED und dem Zentralrat der FDJ zusammen. Die Leiter aller zentralen und örtlichen staatlichen Einrichtungen, wirtschaftsleitenden Organe, der Kombinate und Betriebe und der Vorstände landwirtschaftlicher und handwerklicher Genossenschaften sind verpflichtet, die Aufgaben- und Zielstellungen der Jugendpolitik in die Jahres- und Perspektivpläne ihrer Einrichtungen aufzunehmen und in besonderen „Jugendförderungsplänen“ zu konkretisieren. Hierbei wird der FDJ eine breite Mitsprachemöglichkeit eingeräumt.

Jugendförderungspläne sollen Planungsdaten für folgende Problembereiche enthalten:

- volkswirtschaftliche Aufgaben, die der Jugend in eigener Verantwortung übertragen werden;
- die fachliche und marxistisch-leninistische Aus- und Weiterbildung;
- die Gestaltung der „sozialistischen Lebensweise“ der Jugendlichen, das heißt: Erarbeitung von Freizeitangeboten und Schaffung von Ferien- und Urlaubsmöglichkeiten für Lehrlinge, Schüler und Studenten;
- die Entfaltung von „Körperkultur und Sport“ und der Betätigung und vormilitärischen Ausbildung;
- schließlich die Entwicklung von Konzeptionen zur stärkeren Einbeziehung der Jugendlichen in den Leitungs- und Entscheidungsprozeß der Staats- und Wirtschaftsorgane.

In jedem Jahr findet in der letzten Juniwoche in allen Betrieben, Genossenschaften, Bildungsstätten, Städten und Gemeinden und in der NVA die „Woche der Jugend und Sportler“ statt. Ihre Aufgabe ist es zum einen, durch eine Vielzahl kultureller und sportlicher Veranstaltungen neue Motivationen für die aktive gesellschaftliche Tätigkeit der Jugendlichen zu schaffen, zum anderen, durch sogenannte „Rechenschaftslegungen“ der Direktoren der Betriebe und der Leiter der anderen Einrichtungen über die Erfüllung der Jugendförderungspläne zu berichten. Vor Versammlungen der Jugendlichen sollen die Leiter unter anderem darlegen, welchen Anteil die Jugendlichen an der Erfüllung des Jahresplans hatten und welche Aufgaben ihnen in Zukunft übertragen werden sollen.

Zu den wichtigsten Aufgaben der FDJ gehören die Heranbildung von Nachwuchs für die SED, die politisch-ideologische Aus- und Weiterbildung ihrer Mitglieder und nichtorganisierter Jugendlicher im Rahmen des „FDJ-Studienjahres“ und an eigenen Schulungsstätten, die Unterstützung der Jugendlichen bei der Aneignung fachlicher Kenntnisse in Beruf, Schule und Universität, die Werbung für Formen der Freizeitgestaltung, die von der Partei- und Staatsführung als sinnvoll

angesehen werden, und schließlich die Vertretung der Interessen der Jugendlichen gegenüber Partei und Staat, den Wirtschafts- und Erziehungsinstitutionen.

Die FDJ versteht sich nach wie vor als Verband zur Heranbildung einer zuverlässigen Kaderreserve, als „Helfer und Reserve der Partei“ und ist in dieser Funktion ein wichtiges Instrument der Herrschaftsausübung durch die SED. Sie hat aber seit den 70er Jahren verstärkt versucht, sich als Massenverband zu profilieren, der die Interessen der Jugendlichen wirkungsvoll zu vertreten weiß. Ihr Anspruch ist es, „Interessenvertreter der gesamten jungen Generation“ zu sein. (Jugendpolitik, Jugendorganisation, 1975: 10) Dieser Versuch war insoweit erfolgreich, als es der FDJ partiell gelungen ist, Tendenzen der Selbstorganisation der Jugendlichen immer wieder aufzufangen. Mit der Ausbreitung fundamental-ökologischer Gedanken und autonomer friedenspolitischer Bestrebungen stieß sie aber an die Grenzen ihrer Integrationsfähigkeit. Gleichwohl dürfen diese Erscheinungen nicht darüber hinwegtäuschen, daß mehr als 75 % der Jugendlichen in der FDJ organisiert sind (genaue Mitgliederzahlen werden nicht veröffentlicht) und in ihrem Denken und Handeln nicht zuletzt durch die Arbeit im Verband geprägt werden.

Die Arbeiterjugend wird als Kern des Verbandes betrachtet; die soziale Zusammensetzung der FDJ zeigt jedoch, soweit man das aus den rudimentären Zahlen entnehmen kann, eine ganz andere Tendenz. Während Schüler, Studenten, Lehrlinge sowie Offiziere und längerdienende Soldaten der NVA zu etwa 80 % in der FDJ organisiert sind, sind nur etwa 50 % der Arbeiter nach Abschluß der Lehre, nur 40 % der ungelernten Arbeiter und nur 20 % der jungen LPG-Bauern und der Arbeiter auf den Volkseigenen Gütern im Alter von 14 bis 25 Jahren Mitglied der FDJ. Daraus läßt sich ableiten, daß die FDJ in jenen Bereichen besonders stark ist, wo die Mitgliedschaft eine Voraussetzung für den beruflichen Aufstieg ist. Bei den jungen Arbeitern muß jedoch berücksichtigt werden, daß viele von ihnen gewerkschaftlich organisiert sind – über eine Million Jugendliche sind Mitglied des FDGB. Die Mitgliedschaft im Jugendverband ist offenbar ein Vehikel zum beruflichen und sozialen Aufstieg und wird als solches auch genutzt. Da „gesellschaftliche Aktivität“ – und das heißt für Jugendliche Engagement in der FDJ – ein wichtiges Kriterium für die Zulassung zur Fach- oder Hochschulausbildung, aber auch für eine Karriere in der NVA ist, verwundert der hohe Organisationsgrad der entsprechenden Gruppen von Jugendlichen nicht. Das gleiche gilt für die „lebendige und vielseitige Arbeit“ in den etwa 1.300 „FDJ-Bewerberkollektiven für militärische Berufe“, die den Jugendlichen, die sich für einen militärischen Beruf entschieden haben, helfen soll, „sich auf das Studium vorzubereiten“. (Handbuch gesellschaftlicher Organisationen, 1985: 57) Daß hinter solchen Aktivitäten auch immer eine politisch-ideologische Überzeugung steht, kann füglich bezweifelt werden.

Die Organisationsstruktur der FDJ entspricht im wesentlichen der anderer Massenorganisationen: Es bestehen Grundorganisationen (in den Betrieben, Schulen, Fach- und Hochschulen und Wohngebieten). 1984 bestanden 28.537 Grundorganisationen, die sich in 99.194 FDJ-Gruppen unterteilten. (Handbuch gesellschaftlicher Organisationen, 1985: 60) Über den Stadtbezirks-, Kreis- und Bezirks-

organisationen mit ihren jeweiligen Leitungen steht das Parlament der FDJ als formal höchstes Entscheidungsgremium. Es wählt den Zentralrat, der wiederum aus seinen Reihen das Büro, das Sekretariat und den Ersten Sekretär des Zentralrates, gegenwärtig Eberhard Aurich, Mitglied des ZK der SED, wählt. Etwa 670.000 Mitglieder der FDJ üben ehrenamtliche Funktionen in den jeweiligen FDJ-Leitungen aus.

Da die Beteiligung am politischen und gesellschaftlichen Leben für die Jugendlichen nur über die FDJ (und in nicht „jugendspezifischen“ Fragen über den FDGB) möglich ist, heißt das, daß eine Reihe von Angeboten von einzelnen Jugendlichen nicht wahrgenommen werden können, wenn sie nicht Mitglied der FDJ sind. Dies betrifft vor allem den Bereich der Freizeit, wo die FDJ (neben dem FDGB) verbandsinterne, aber auch öffentliche Angebote zur Verfügung stellt: Ferienlager, Jugendklubs und Klubhäuser, die jährlich stattfindenden Spartakiaden (Sportwettbewerbe), FDJ-Singegruppen und -Singeklubs usw.

Der umfassende Anspruch der Jugendpolitik der SED, die wesentlich von der FDJ realisiert werden soll, zeitigt neben positiven Effekten eine Reihe von Problemen. Der Umfang der Angebote, die von der FDJ zur Verfügung gestellt werden, ist zugleich auch Ausdruck der Scheu vor Tendenzen der Selbstorganisation und Eigeninitiative der Jugendlichen, die nicht planbar und kontrollierbar sind. Aus dem Versuch, alle Bereiche des Lebens der Jugendlichen zu organisieren und dort, wo sich Spontaneität zeigt, sie in die geregelten Bahnen des „Jugendlebens“ einzubinden, erwächst leicht Unzufriedenheit über die vermeintliche oder auch reale Reglementierung, die sich im Rückzug ins Private, aber auch in aggressiven Ausbrüchen äußern kann. Die letzten Jahre haben gezeigt, daß das Verhältnis zwischen Jugend und Staat nach wie vor, wenngleich aus ganz anderen Gründen als früher, äußerst labil ist.

Exkurs: Die Kirchen

Die Kirchen sind in der DDR die einzigen staatsfreien Großorganisationen, die sich nicht den Regeln des demokratischen Zentralismus unterworfen haben und deren Ziele nicht mit denen der übrigen gesellschaftlichen Organisationen zu vergleichen sind. Als einzigen Institutionen wird ihnen das Recht auf innere Selbstbestimmung zugestanden, solange sie sich im Rahmen der Gesetze bewegen. Nur in kirchlichen Repräsentationsversammlungen, den Synoden, gibt es in der DDR eine institutionalisierte freie Diskussion und freie und geheime Wahlen.

Nachdem die Existenz der Kirchen in der sozialistischen Gesellschaft der DDR zunächst gefährdet erschien, haben sie seit Beginn der 70er Jahre ihre Position nicht nur stabilisieren können, sondern sind zu wichtigen gesellschaftlichen Institutionen geworden, auf deren Mitarbeit die Partei zählt. Voraussetzung dafür war, daß die Kirchen sich nicht als Konkurrenzorganisationen zum Staat und zur marxistisch-leninistischen Partei begriffen und von der Vorstellung Abschied nahmen,

daß es ihre Aufgabe sei, im weltanschaulichen Bereich eine Gegenmacht zum umfassenden ideologischen Formierungsanspruch der Partei zu bilden.

Die Stellung der Kirchen in der DDR-Gesellschaft beschreiben Artikel 20 und 39 der DDR-Verfassung. Artikel 20 gewährleistet „Gewissens- und Glaubensfreiheit“ und garantiert die gleichen Rechte und Pflichten aller Bürger „unabhängig von seiner Nationalität, seiner Rasse, seinem weltanschaulichen oder religiösen Bekenntnis, seiner sozialen Herkunft und Stellung“. Artikel 39 der DDR-Verfassung bezieht sich explizit auf die Stellung der Kirchen.

„Artikel 39

(1) Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat das Recht, sich zu einem religiösen Glauben zu bekennen und religiöse Handlungen auszuüben.

(2) Die Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften ordnen ihre Angelegenheiten und üben ihre Tätigkeit aus in Übereinstimmung mit der Verfassung und den gesetzlichen Bestimmungen der Deutschen Demokratischen Republik. Näheres kann durch Vereinbarungen geregelt werden.“

Das im Institutionengefüge der DDR einzigartige, verfassungsmäßig verbrieftete Recht, die inneren Angelegenheiten selbst zu ordnen, ist auch Ausdruck der strikten Trennung von Staat und Kirche in der DDR. Es gibt kein ausgeformtes Staatskirchenrecht. Das religiöse Bekenntnis oder die Zugehörigkeit zu einer Kirche oder Religionsgemeinschaft wird rechtlich weder privilegiert noch sanktioniert. Die Verfassung schützt lediglich den nötigen Freiheitsraum der Bürger und überläßt den Kirchen, soweit es die Gestaltung ihres Glaubensauftrages betrifft, die Regelung ihrer inneren Angelegenheiten. Diese strikte Trennung von Staat und Kirche bedeutet jedoch zugleich, daß den Kirchen kein politischer Auftrag zuerkannt wird. Da die Verfassung die Gleichberechtigung aller Bürger unabhängig von rassischer und nationaler Zugehörigkeit, von Weltanschauung und religiösem Bekenntnis, von sozialer Stellung und Herkunft garantiert, gebe es auch für die staatsbürgerliche Aktivität jedes Gläubigen einen weiten Raum.

„Wollen Christen gemeinsam politisch handeln, können sie sich z.B. in der Christlich-DEMokratischen Union oder in den Arbeitsgruppen 'Christliche Kreise' der Ausschüsse der Nationalen Front engagieren. Die beiden Aspekte der Verfassung widerspiegeln, daß der christliche Glaube zwar aus sich keine Gesellschaftskonzeption bilden kann, doch der Glaubensauftrag – der nach christlichem Verständnis u.a. gebietet, Nächstenliebe zu üben, für die Schöpfung und den Frieden Sorge zu tragen – nicht im Raum eines abstrakten Humanismus wirken kann. Er lebt in Motivationen, die eingebettet sind in den Klassencharakter gesellschaftlicher Systeme.“ (Handbuch DDR, 1984: 724)

Vergleicht man diese Konstellation mit den tradierten Aussagen des Marxismus-Leninismus über Religion und die Funktion der Kirche, dann zeigt sich, welchen Weg die SED in der ideologischen und praktischen Bewältigung des Glaubensproblems seit ihrer Gründung zurückgelegt hat. Die Klassiker des Marxismus sahen die Religion als Teil des ideologischen Überbaus der Klassengesellschaften an. Deren Überwindung durch den Sozialismus und die Entwicklung zum Kommunismus werde die Grundlagen für einen Glauben beseitigen, der das Heil der Menschen im Jenseits sucht und so nur von den Problemen ablenkt, die im Diesseits zu

lösen sind. Sie waren ganz zuversichtlich, daß sich das Problem von selbst erledigen werde.

„Der einzige Dienst, den man Gott heutzutage noch tun kann, ist der, den Atheismus zum zwangsmäßigen Glaubensartikel zu erklären.“ (Engels, MEW Bd. 18: 532)

Dieser kluge Rat wurde von den Vertretern des Marxismus-Leninismus nicht beachtet. Wie andere regierende kommunistische Parteien glaubte auch die SED anfangs, mit Zwangsmitteln und durch ideologische Indoktrination vor allem der Jugendlichen den Einfluß der Kirchen systematisch zurückdrängen zu können. Dabei beschränkte sie sich nicht darauf, der traditionell engen Bindung von (evangelischen) Kirchen und bürgerlicher Staatsmacht in Deutschland ein Ende zu bereiten und, wie es die Tradition der deutschen Arbeiterbewegung nahegelegt hätte, Religion zur „Privatsache“ zu erklären, sie führte vielmehr über Jahre hinweg einen massiven Kampf um die Zurückdrängung des kirchlichen Einflusses und des christlichen Glaubens in der Gesellschaft. Nachdem sie ihre offensive atheistische Politik weitgehend aufgegeben hatte, ging es der SED vor allem darum, die gesamtdeutschen Bindungen der Kirchen zu lockern und, wenn möglich, zu lösen.

In den Anfangsjahren der SBZ/DDR war die Kirchenpolitik der SMAD und der deutschen Verwaltungen eher zurückhaltend. Die Kirchen wurden als einzige „Großgrundbesitzer“ von den Maßnahmen der Bodenreform weitgehend verschont und behielten ihren Grundbesitz, der heute auf immerhin etwa 200.000 Hektar geschätzt wird. Die Länderverfassungen der Länder Brandenburg, Mecklenburg, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen gewährten Glaubens- und Religionsfreiheit, und die Verfassung der DDR vom 7. Oktober 1949 widmete der Religion und den Religionsgemeinschaften ein eigenes Kapitel (Art. 41 bis 48), in dem u.a. das Recht auf Religionsunterricht in den Schulen durch von der Kirche berufene Kräfte, das Recht auf Abhaltung von Gottesdiensten in Krankenhäusern, Strafanstalten und anderen öffentlichen Einrichtungen eingeräumt wurde und in Artikel 41 das grundsätzliche Recht der Kirchen verbriefte wurde, „zu den Lebensfragen des Volkes von ihrem Standpunkt aus Stellung zu nehmen.“

Die staatliche Praxis gegenüber den Kirchen war mit diesen Verfassungsbestimmungen nicht in Übereinstimmung zu bringen. Vor allem nach der 2. Parteikonferenz der SED im Jahr 1952 setzte eine massive atheistische Kampagne in der DDR ein, die im Zusammenhang mit dem 17. Juni 1953 zwar etwas zurückgenommen wurde, in der zweiten Hälfte der 50er Jahre aber erneut forciert wurde. Es ging dabei vor allem um den Religionsunterricht in den Schulen, d.h. faktisch um das Recht, im staatlichen Bildungssektor andere als die von der Partei formulierten Wertvorstellungen und Handlungsorientierungen zu vermitteln. Die Politik der SED zielte darauf, einer institutionalisierten Verbreitung des christlichen Glaubens die Basis zu entziehen. Der Religionsunterricht wurde aus den Schulen verbannt und die Werbung für diesen Unterricht untersagt. Mit der Jugendweihe wurde 1954 ein eigenständiger atheistischer „Initiationsritus“ der sozialistischen Gesellschaft eingeführt, der an die Stelle der Firmung bzw. Konfirmation treten sollte. Obwohl es de jure keinen Zwang zur Teilnahme an der Jugendweihe gab und gibt, waren faktisch die Bildungschancen und damit der soziale und berufliche Aufstieg für

diejenigen blockiert, die sich weigerten, die Jugendweihe zu absolvieren. Heute nehmen mehr als 95 % der Schüler der achten Klasse an der Jugendweihe teil. Die evangelischen Kirchen haben eingesehen, daß ihre anfängliche Haltung: entweder Konfirmation oder Jugendweihe von den Jugendlichen unbillige Opfer verlangt hat. Sie sind heute auch bereit, Jugendliche zu konfirmieren, die gleichzeitig zur Jugendweihe gehen. Diese Haltung wird erleichtert durch den Tatbestand, daß die Jugendweihe ihren anfangs aggressiven atheistischen Charakter weitgehend verloren hat. An die Stelle der bürgerlichen Sitte, am Ende des Kindesalters die Jugendlichen in die Gemeinde der Erwachsenen aufzunehmen, ist ein sozialistischer Ritus getreten, der seinen weltanschaulichen Bedeutungsgehalt ebenso verloren hat wie Konfirmation und Firmung.

Das Jugendweihegelöbnis, das ein Bekenntnis zum Sozialismus, zur DDR, zur Verteidigung der DDR, zur Freundschaft mit der Sowjetunion, zum schulischen und beruflichen Fleiß enthält, beinhaltet kein atheistisches Bekenntnis mehr. Wenn die Kirchen gleichwohl im Prinzip Jugendweihe und Konfirmation für nicht miteinander vereinbar halten, so bezieht sich dieser Vorbehalt auf die der Jugendweihe vorausgehenden Jugendstunden und den pseudoreligiösen Charakter der Jugendweihezeremonie.

Ein weiterer bedeutender Konflikt zwischen Partei und Kirchen war die gesamtdeutsche Ausrichtung der evangelischen Kirchen, die bis 1969 Mitglied der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) waren. Die EKD war 1948 in Eisenach gegründet worden. Nach Bildung der beiden deutschen Staaten nahm ihr Rat Beziehungen zu den Regierungen in Bonn und Ost-Berlin auf und ließ sich dort jeweils durch Bevollmächtigte vertreten. Mit dem Abschluß des Militärseelsorgevertrages zwischen der EKD und der Bundesregierung wurde sie in den Medien der DDR als „NATO-Kirche“ angegriffen und die Mitgliedschaft der Kirchen der DDR zur EKD politisch bekämpft. Nach dem Mauerbau war die Zusammenarbeit der Kirchen der Bundesrepublik und der DDR in der EKD faktisch kaum noch möglich, es wurde aber durch verschiedene Rechtskonstruktionen an der Fiktion einer einheitlichen Kirche in Deutschland festgehalten. Nachdem die Verfassung der DDR von 1968 den Kirchen zwar das Angebot innerer Autonomie machte, zugleich aber deutlich zu erkennen gab, daß die Grenzen der DDR auch die Organisationsgrenzen der Kirchen zu sein hatten, entschlossen sich die evangelischen Kirchen, den „Bund der evangelischen Kirchen in der DDR“ als Zusammenschluß der acht evangelischen Landeskirchen zu gründen. Mitglieder sind die Kirchen von Anhalt, Berlin-Brandenburg (Ost), Görlitz, Greifswald, Mecklenburg, die Kirchenprovinz Sachsen, Sachsen und Thüringen. Assoziiert ist der Distrikt Herrnhut der Brüdergemeinde. Organe des Kirchenbundes sind die Synode und die Konferenz der Kirchenleitungen. Fünf Mitglieder der Konferenz bilden den Vorstand.

Jede der acht Landeskirchen gehört daneben dem Bund der „Evangelischen Kirche der Union – Bereich DDR“ (EKU/DDR) oder der „Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der DDR“ (VELK/DDR) an. Zur Lutherischen Kirche in der DDR, die zuerst die Abtrennung von der Vereinigten Lutherischen Kirche in Deutschland vollzog, gehören die Landeskirchen von Mecklenburg, Sachsen

(Dresden) und Thüringen. Zur Evangelischen Kirche der Union zählen die Landeskirchen von Anhalt, Berlin-Brandenburg (Ost), Görlitz, Greifswald und die Kirchenprovinz Sachsen. Der selbständige DDR-Bereich der EKU bildet zusammen mit dem EKU-Bereich der Bundesrepublik und von Berlin (West) die „Evangelische Kirche der Union“. Das bedeutet, daß die EKU als eine Kirche formal weiterbesteht, die jedoch in Leitung und Verwaltung in zwei selbständige handlungsfähige Bereiche aufgegliedert wurde. In Leitung, Verwaltung und Rechtsetzung in zwei Regionen geteilt wurde die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg, ohne daß formal das Prinzip der Einheit der Landeskirche aufgegeben wurde. Die Ostregion gehört zum DDR-Kirchenbund, die Westregion, die mit Berlin (West) identisch ist, gehört zur EKD. (Henkys, 1982: 466f.)

Über die Zahl der Mitglieder der Kirchen in der DDR gibt es keine präzisen statistischen Aussagen. Der beste Kenner der Kirchen in der DDR, Reinhard Henkys, hält die von den evangelischen Landeskirchen genannten knapp 8 Millionen Mitglieder für zu hoch angesetzt. Das gleiche gelte für die 1,2 Millionen Katholiken, die etwa 100.000 Mitglieder von Freikirchen und die 150.000 Mitglieder von Sekten und anderen Religionsgemeinschaften. Zusammengezählt wäre dies über die Hälfte der DDR-Bevölkerung.

Mitgliederzahlen der Evangelischen Landeskirchen in der DDR in Mio. und Anzahl der Pfarrer

	1986 ¹⁾	1984 ²⁾	Pfarrer ²⁾
zur EKU/DDR gehörig:			
Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg (Ost)	1,2	1,7	800
Evangelische Kirche der Kirchen-Provinz Sachsen	1,8	1,4	800
Evangelische Landes-Kirche Greifswald	0,45	0,45	220
Evangelische Landes-Kirche Anhalts	0,16	0,268	100
Evangelische Kirche des Görlitzer Kirchengebietes	0,105	0,125	92
zur VELK/DDR gehörig:			
Evangelisch-Lutherische Landes-Kirche Sachsens	2,35	2,22	1.026
Evangelisch-Lutherische Landes-Kirche in Thüringen	1,0	1,1	750
Evangelisch-Lutherische Landes-Kirche Mecklenburgs	0,52	0,8	350

(Quelle: 1) Zahlen des DDR-Kirchenbundes für 1986, Frankfurter Rundschau v. 16.2.1986: 4; 2) Handbuch DDR 1984: 724f.)

Neuere Angaben der im Kirchenbund zusammengeschlossenen evangelischen Landeskirchen sprechen von 6.345.000 Mitgliedern, das entspricht einem Anteil von 38,7 % der DDR-Bevölkerung. Die evangelischen Kirchen unterhalten gegenwärtig

tig insgesamt 44 Krankenhäuser mit über 6.200 Betten, 200 Alters- und Altenpflegeheime mit rund 11.000 Plätzen, 105 Heime für geistig und körperlich Behinderte sowie 32 Behinderten-Tagesstätten. Hinzu kommen 19 Kinderheime, 310 Gemeindepflegestationen sowie 278 Kindergärten und Horte.

Der Kirchenbund hat zusammen mit anderen evangelischen Kirchen die „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der DDR“ gebildet, der folgende Mitglieder angehören: die acht Mitgliedskirchen des Kirchenbundes, die Evangelische Brüder-Unität, Distrikt Herrnhut, die Evangelisch-Methodistische Kirche in der DDR, der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in der DDR, die Evangelisch-Lutherische Kirche (Alt-lutherisch), der Kirchenbund Evangelisch-Reformierter Gemeinden, der Bund Freier Evangelischer Gemeinden, der Gemeindeverband der Altkatholischen Kirche und die Mennoniten-Gemeinde. Als Beobachter sind in der Arbeitsgemeinschaft vertreten: Römisch-Katholische Kirche, Mitteleuropäisches Exarchat der Russisch Orthodoxen Kirche, Gemeinschaft der Siebten-Tags-Adventisten, Religiöse Gesellschaft der Freunde, Apostelamt Jesu Christi. (Henkys, 1982: 468)

Als Diaspora-Kirche hat die Römisch-Katholische Kirche in der DDR eine wesentlich geringere Bedeutung als die Evangelischen Kirchen. Oberstes Leitungsorgan ist die Berliner Bischofskonferenz, die 1976 durch ein Dekret des Vatikan eingerichtet wurde, das ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit von der Deutschen Bischofskonferenz festlegte. Die Berliner Bischofskonferenz hat, obwohl das Bistum Berlin sowohl den Ost- als auch den Westteil der Stadt umfaßt, kein Recht, über die Angelegenheiten des Westteils des Bistums Berlin zu beschließen. Der Bischof von Berlin ist nach wie vor Mitglied der Deutschen Bischofskonferenz.

Das Kirchengebiet der DDR ist in sechs Jurisdiktionsbezirke geteilt. Die tradierten Diözesengrenzen liegen so, daß nur ein einziges Bistum (Dresden/Meissen) ausschließlich auf dem Gebiet der DDR liegt. Die übrigen Diözesen gehören kirchenrechtlich zu Bistümern der Bundesrepublik (Osnabrück, Paderborn, Fulda, Würzburg und früher Hildesheim), sie umfassen, wie das Bistum Berlin, den Westteil und den Ostteil der Stadt sowie weitere Gebiete der ehemaligen Länder Mecklenburg und Brandenburg oder sind Restbestände von Bistümern, die in den ehemaligen deutschen Ostgebieten lagen und inzwischen vom Vatikan in polnische Bistümer umgewandelt worden sind.

Neben den christlichen Kirchen und Religionsgemeinschaften sind die jüdischen Gemeinden in der DDR zu erwähnen. Der Genozid in der Zeit des Nationalsozialismus hat die jüdischen Gemeinden zahlenmäßig zur Bedeutungslosigkeit schrumpfen lassen, als Träger einer Jahrhunderte alten Geschichte stehen sie jedoch für den Überlebenswillen des jüdischen Volkes und der jüdischen Glaubensgemeinschaft. In den vergangenen Jahren ist die einst stolze jüdische Gemeinde in Berlin (DDR) zu einer wichtigen Begegnungsstätte für die Aufarbeitung der jüdischen Geschichte, jüdischer Kulturleistungen in der deutschen Geschichte und einer Verständigung von Juden und Christen geworden. Kontakte zu christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaften und die ökumenische Arbeit sind eine wichtige Aufgabe der jüdischen Gemeinden in der DDR.

Insgesamt bestehen acht Gemeinden in Berlin, Schwerin, Magdeburg, Halle, Erfurt, Leipzig, Dresden und Karl-Marx-Stadt, denen nur noch etwa 380 Mitglieder angehören, wovon die Berliner Gemeinde mit etwa 190 Mitgliedern die größte ist. Die Gemeinden sind im „Verband der Jüdischen Gemeinden in der DDR“ zusammengefaßt. Für die Situation in der DDR kennzeichnend ist die Tatsache, daß sich nur ein geringer Teil der jüdischen Bürger zum mosaischen Glauben bekennt und in den Gemeindestatistiken auftaucht. Viele jüdische Emigranten, die nach 1945 in die DDR zurückkehrten, wie der Literaturhistoriker Alfred Kantorowicz, der Wirtschaftswissenschaftler Jürgen Kuczynski, der Literaturwissenschaftler Hans Mayer, der Philosoph Ernst Bloch oder die Schriftsteller Anna Seghers, Stefan Heym und Arnold Zweig ließen sich in der SBZ/DDR nieder, bekannten sich aber ebenso wenig zu den jüdischen Gemeinden wie KPD-Funktionäre wie Alexander Abusch, Gerhart Eisler oder Albert Norden, der Sohn eines Rabbiners war. In jüngster Zeit ist nach Auskunft des Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde in Berlin (DDR), Peter Kirchner, eine gewisse Rückwendung zu den jüdischen Gemeinden zu erkennen, nicht zuletzt von jungen Juden, oft den Kindern von Intellektuellen oder leitenden Kadern, die in den Gemeinden ihre jüdische Existenz suchen. Das Erinnern an die Schrecken der Vergangenheit überschattet auch das Leben junger Juden in der DDR.

„Dieses Erinnern darf aber nicht auf die einst Betroffenen beschränkt bleiben. Für die Generationen der Nachgeborenen erscheint es wichtig, sich immer der Schrecken der Jahre 1933 bis 1945 bewußt zu sein. Es geht nicht darum, daß die jungen Deutschen heute im Büllethemd herumlaufen. Es kann aber auch nicht sein, daß sie zu diesen Ereignissen keine Meinung haben, nur weil das Geschehene in die Zeit der Eltern oder Großeltern fällt. Es geht um Geschichtsbewußtsein, denn aus der Geschichte kann man nicht aussteigen, nicht als Jude und nicht als Deutscher. Mancherorts scheint es nicht gelungen, dies zu erreichen. Gleichgültig gegenüber dem Gewesenen, Desinteresse greift um sich, negativ Besetztes wird verdrängt. Hier aufklärend und erzieherisch mitzuwirken kann nicht nur die Aufgabe der Schulen sein, es fordert alle Mitglieder der Gesellschaft und auch die Kirchen heraus.“ (Kirchner, 1986: 1243)

Betrachtet man das Verhältnis des Staates zu den Kirchen und Religionsgemeinschaften in der DDR, so lassen sich heute insgesamt nur geringe Unterschiede zu anderen Staaten und zu anderen säkularen Gesellschaften erkennen. (Henkys, 1983: 81) In den Anfangsjahren der DDR wurden neben der politischen Heilslehre des Marxismus-Leninismus und seinem Versprechen, durch Askese in der Gegenwart die kommunistische Überflußgesellschaft schaffen zu können, keine Alternativen zugelassen. Vor die Segnungen der kommunistischen Gesellschaft hatten die Theoretiker des Marxismus-Leninismus den Schweiß des Aufbaus in der sozialistischen Gesellschaft gesetzt. Diese Gewißheit ist, soweit sie von der Bevölkerung geteilt wurde, in der heutigen DDR-Gesellschaft geschwunden. Die Kirchen stellen heute die einzig erlebbare Alternative für eine weltanschauliche Orientierung und den Wunsch nach Gemeinschaftsbildung dar – dies macht ihre wachsende Attraktivität aus. Der Staat hat dies nolens volens anerkannt und politisch festgeschrieben. Das entscheidende Orientierungsdatum für ein neues Verhältnis von Staat und Kirche in der DDR ist das Treffen vom 6. März 1978. An diesem Tag empfing der

Vorsitzende des Staatsrates, Erich Honecker, Bischof Schönherr und die Vorstandsmitglieder des Evangelischen Kirchenbundes zu einem Grundsatzgespräch, an dessen Ende beide Teilnehmergruppen feststellten, „daß die Beziehungen der Kirchen zum Staat in den letzten Jahren zunehmend von Sachlichkeit, Vertrauen und Freimütigkeit geprägt werden“. (Neues Deutschland vom 7.3.1978: 1) Den Kirchen wurde zugesichert, daß die sozialistische Gesellschaft jedem Bürger unabhängig von seiner Weltanschauung und seinem religiösen Bekenntnis Sicherheit, Geborgenheit und eine klare Perspektive anbiete, ihm die Chance eröffne, an der Zukunft der Gesellschaft mitzubauen und seine verfassungsrechtlich garantierten Freiheiten bei der Religionsausübung wahrzunehmen.

Trotz aller Schwierigkeiten im Detail, die nach wie vor existieren, hat sich dieses Übereinkommen als tragfähig erwiesen. Die evangelische Kirche in der DDR versteht sich als „Kirche im Sozialismus“, die ein kooperativ-konstruktives Verhältnis zum Staat sucht und die von diesem Staat als eigenständige Größe akzeptiert und anerkannt wird. Die SED sieht die Kirchen heute als eigenständige Organisationen in der DDR-Gesellschaft. Sie werden nicht mehr nur als Relikt der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet, die im Sozialismus keine Rechtfertigung haben. Doch beschränkt sich das Verhältnis nicht mehr nur auf die bloße Duldung der Kirchen durch den Staat. In einer von der marxistisch-leninistischen Partei und dem sozialistischen Staat beherrschten Gesellschaft werden den Kirchen vielmehr Freiräume eröffnet, die keiner anderen gesellschaftlichen Organisation zugestanden werden. Das erlaubt es, die Leistungen der Kirchen (Krankenpflege, Diakonie etc.) in Anspruch zu nehmen und die Kirchen dort als Konfliktregelungsinstanz wirken zu lassen, wo staatliche und gesellschaftliche Organisationen nichts mehr ausrichten: vor allem bei den Problemen, die Jugendliche mit der Gesellschaft haben. Beispiele gibt es viele: Jugendgottesdienst, Blues-Messen, Bibelkreise usw.

Das entspannte Verhältnis von Staat und Kirche kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der ideologische Antagonismus zwischen marxistisch-leninistischer Partei und Kirchen letztlich nicht auflösbar ist.

„Die Lernaufgabe für Kirche und Partei heißt deshalb, orientiert am Wohl des Menschen Möglichkeiten der Zusammenarbeit zu suchen, ohne grundsätzliche Problemlösungen durchsetzen zu wollen.“ (Henkys, 1982: 53)

Einer der wichtigsten Vordenker der evangelischen Kirchen in der DDR, Heino Falcke, hat dieses Problem für die Kirchen auf die Formel gebracht, einen „Dialog zwischen Bergpredigt und politischer Vernunft“ zu suchen, die es den Kirchen angesichts der Identitätsprobleme der DDR-Gesellschaft, von Klassenkampfadeologie und innergesellschaftlichen Polarisierungen erlaube, auch Kritik an einer modernen Leistungsgesellschaft wie der der DDR zu üben, „die ihre Identität aus ihrer technischen Leistung gewinnt und für die der Mensch nur als Täter und homo faber etwas gilt“. (zit. nach Büscher, 1986: 245f.)

5. Agitation und Propaganda

Agitation und Propaganda sind seit jeher wichtige Führungsmittel der marxistisch-leninistischen Parteien. Unter Propaganda wird die systematische Verbreitung politischer, ökonomischer, philosophischer, naturwissenschaftlicher Lehren und Ideen verstanden. Auf der Grundlage der objektiven Entwicklungsgesetze von Natur und Gesellschaft soll sie die wissenschaftliche Theorie, die Politik, Strategie und Taktik der kommunistischen Parteien erläutern und damit dazu beitragen, das „sozialistische Bewußtsein“ der Menschen zu entwickeln.

Agitation ist die Umsetzung von Propaganda in konkrete Handlungsaufträge, z.B. die Auswertung der neuesten Parteibeschlüsse im Hinblick auf ihre Bedeutung für die eigene Arbeit im Betrieb, in der staatlichen Verwaltung oder in anderen Bereichen. Agitation und Propaganda der SED sollen in alle Bereiche der Gesellschaft hineinwirken. Aus diesem Grunde wurde ein komplexes System der Meinungsbildung und Meinungsbeeinflussung entwickelt. Dazu zählen als wichtigste Bereiche:

1. die Leitung und Kontrolle der Massenkommunikationsmittel.
2. Formen der Massenagitation wie Jahrestage oder die Vorbereitung von SED-Parteitag.
3. ein differenziertes Schulungssystem der Partei, des Staats- und Wirtschaftsapparates und der Massenorganisationen.

5.1. Die Massenkommunikationsmittel

„Die Freiheit der Presse, des Rundfunks und des Fernsehens ist gewährleistet.“ So bestimmt knapp und präzise der Artikel 27 der DDR-Verfassung die rechtliche Stellung der Massenkommunikationsmittel. Die reale Situation wesentlich präziser trifft der Artikel „Massenkommunikationsmittel“ in einem Wörterbuch des wissenschaftlichen Kommunismus. Er definiert die Massenkommunikationsmittel als

„Gesamtheit aller Institutionen des Überbaus der Gesellschaft, die der massenhaften Verbreitung der Ideologien der herrschenden Klasse durch öffentliche und zweckgerichtete Übermittlung von Informationen an eine große Zahl von Menschen, potentiell an alle Klassen und Schichten der Gesellschaft, dient ... Die Klassengebundenheit der Massenkommunikationsmittel drückt sich vor allem darin aus, daß die Klasse, die über die politische Macht im Staat verfügt, auch den ideologischen Inhalt bestimmt. Die herrschende Klasse ist in der Regel auch der Besitzer der technischen Mittel der Massenkommunikationsmittel. Sie sind Bestandteile der politischen Organisation der Gesellschaft und damit entscheidend an der politischen Willensbildung beteiligt ... Als Führungs- und Kampfinstrument der Partei der Arbeiterklasse und des sozialistischen Staates wirken die Massenkommunikationsmittel als kollektiver Agitator, Propagandist und Organisator bei der Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft.“ (Wörterbuch des wissenschaftlichen Kommunismus, 1982: 248)

Angesichts dieser Einschätzung der Funktion und Bedeutung der Massenkommunikationsmittel verwundert es nicht, daß sie sich der besonderen Aufmerksamkeit von Partei und Staat erfreuen. So werden alle Nachrichten- und Kommunikations-

mittel direkt von den entsprechenden ZK-Abteilungen, die dem Sekretär des ZK für Agitation und Propaganda unterstehen, angeleitet. Sie setzen die politischen Richtlinien des Politbüros der SED in konkrete Anweisungen um. Diese Presseanweisungen des Zentralkomitees prägen das Erscheinungsbild sämtlicher Presseorgane, des Rundfunks und des Fernsehens. Die politisch-organisatorische Richtlinienkompetenz gegenüber den Massenkommunikationsmitteln übt das Presseamt beim Vorsitzenden des Ministerrates aus, dem die einzige Nachrichtenagentur, das „Allgemeine Deutsche Nachrichtenbüro“ (ADN) unterstellt ist, dessen Nachrichtengabe für alle Redaktionen verbindlich ist.

Schaubild: Anleitung der Massenmedien in der DDR

(Quelle: Zahlenspiegel, 1982: 76)

(Quelle: Zahlenspiegel, 1982: 76)

Lenkungs- und Leitungsorgan des Rundfunks und des Fernsehens sind die staatlichen Komitees für Rundfunk und für Fernsehen, deren Vorsitzende vom Vorsitzenden des Ministerrates berufen werden. Ihnen obliegt die Programmplanung, Programmgestaltung und die Personalplanung von Rundfunk bzw. Fernsehen.

Träger der Presse sind die Parteien und Massenorganisationen, die ihre Informationen, ebenso wie Rundfunk und Fernsehen, vom ADN beziehen. (Holzweißig, 1983: 39ff.)

Neben der zentral gesteuerten und kontrollierten Nachrichtenpolitik besteht ein breiter Bereich der Nachrichtenbeschaffung und -verteilung, der sich auf Informationen von unten, aus den Betrieben, Verwaltungen, Wohngebieten usw. stützt. Er wird getragen von sogenannten „Volkskorrespondenten“, meist nebenamtlichen Mitarbeitern der Presse, die zumeist aus der Arbeitswelt, vom sozialistischen Wettbewerb, aus der Arbeit der Massenorganisationen oder der Nationalen Front berichten. Ihre von den Redaktionen gefilterten und den vorgegebenen Argumentationslinien der Partei angepaßten Berichte machen einen erheblichen Teil der innenpolitischen Berichterstattung aus. Sie dienen der Partei zugleich als Informationsquelle, die ihr eine bessere Einschätzung aktueller Probleme und Stimmungslagen in der Bevölkerung ermöglicht.

5.2. *Politische Massenarbeit*

Unter dem Begriff der politischen Massenarbeit wird eine ganze Palette verschiedenster Formen und Methoden staatlicher Institutionen und gesellschaftlicher Organisationen verstanden, die Haltungen und Einstellungen der Bürger systematisch zu beeinflussen. So formuliert ein Beschluß des Politbüros der SED über „Die weiteren Aufgaben der politischen Massenarbeit der Partei“ vom 18. Mai 1977 in bezug auf den FDGB:

„Alles, was die Gewerkschaften in ihrer Funktion als Interessenvertreter aller Werktätigen, als Schulen des Sozialismus und als Träger des Wettbewerbs tun, hat massenpolitische Bedeutung.“ (Die weiteren Aufgaben, 1977: 81)

Massenpolitische Arbeit ist also nicht nur Schulungs- oder Bildungsarbeit, sondern auch der Versuch, über Interessenwahrnehmung und durch die praktische Arbeit der Organisationen eine positive Einstellung der Mitglieder gegenüber der Politik der Partei zu erreichen. Es liege im Wesen politischer Massenarbeit, so formuliert der erwähnte Beschluß, sich an alle Werktätigen zu wenden; sie habe danach zu streben, jeden Bürger zu erreichen. Dabei gelte es zu berücksichtigen, daß die Werktätigen „unterschiedliche ideelle Bedürfnisse und gesellschaftliche Erfahrungen besitzen, was eine differenzierte Arbeitsweise erfordert“. (Die weiteren Aufgaben, 1977: 80) Diese differenzierte Arbeitsweise der staatlichen Institutionen und gesellschaftlichen Organisationen bezieht sich auf verschiedene Lebensbereiche.

Den Volksvertretungen und den staatlichen Organen wird als wichtigste massenpolitische Aufgabe die Verantwortung dafür übertragen, daß „sozialistische

Leitungstätigkeit" sich nicht in formalem Bürokratismus erschöpft, sondern die Bürger rechtzeitig informiert, „richtig politisch orientiert" und bewußt in die Lösung der Aufgaben einbezieht. Die Staats- und Wirtschaftsleiter hätten die Pflicht, ihrer Informations- und Rechenschaftspflicht gegenüber den Werktätigen uneingeschränkt nachzukommen und eine aktive politische Öffentlichkeitsarbeit zu leisten. Notwendige „politische Wachsamkeit" (damit ist das die Arbeit der staatlichen Institutionen in der DDR prägende Sicherheitsdenken gemeint) dürfe nicht mit Geheimniskrämerei verwechselt werden, die das Vertrauensverhältnis zu den Bürgern belaste. Ein besonderes Gewicht wird auf die politische Beeinflussung der Berufsgruppen gelegt, die als Multiplikatoren in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft wirken.

Die Schwerpunkte der massenpolitischen Tätigkeit des FDGB liegen vor allem im Bereich der betrieblichen und überbetrieblichen Mitbestimmung und Mitwirkung, in seiner Aktivierungsfunktion im Rahmen des sozialistischen Wettbewerbs und seiner breitgefächerten Schulungs- und Bildungsarbeit. Besonderes Augenmerk richtet die Parteiführung auf die FDJ, der eine zentrale Funktion bei der weltanschaulichen und politischen Bildung der Jugend zugewiesen wird.

Die FDJ wird überall dort politisch tätig, „wo es die jungen Menschen ihren geistig-kulturellen und anderen Interessen entsprechend in der Freizeit hinzieht: in den Jugendklubs, in den Diskotheken, in den Interessengemeinschaften. Bewährt hat sich das regelmäßige Auftreten von Partei-, Staats- und Wirtschaftsfunktionären vor der Jugend zur Erläuterung von Grundfragen der Politik der Partei und zur Entwicklung im Betrieb und im Territorium. Fester Bestandteil der Arbeit unter der Jugend ist die sozialistische Wehrerziehung." (Die weiteren Aufgaben, 1977: 82)

An diesem Zitat wird nicht nur der umfassende Regelungsanspruch von Partei- und Staatsführung deutlich, sondern auch die unterschwellige Angst vor Selbstorganisation, vor allem Jugendlicher. Ähnliches gilt für die Arbeit der Nationalen Front, vor allem in den Neubaugebieten, wo es gelte, das geistig-kulturelle Leben und die „gemeinschaftliche Geselligkeit" besser als bisher zu entwickeln. So eindeutig dieses Konzept von politischer Massenarbeit auch von der Vorstellung bestimmt ist, wichtige Bereiche des Privatlebens der Bürger zu organisieren, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß sich hinter politischen Dokumenten wie diesem, ohne daß dies offen ausgesprochen wird, realistischere Vorstellungen von der politischen Organisierbarkeit der Bürger verbergen. Wenn der Politbürobeschuß hervorhebt, daß die Massenarbeit ihr Wirkungsfeld vor allem dort suchen solle, wo die Werktätigen sich „ihren Interessen und Neigungen" entsprechend organisieren und zusammenfinden, in Sportorganisationen, in Kulturgruppen, in Kleingartensiedlungen und in vielen anderen Formen der Freizeitgestaltung bis hin zu Volks- und Heimatfesten, bei Jubiläen, bei wichtigen Familienereignissen, bei Jugendweihefeiern, bei Ehrungen und Auszeichnungen, beim Eintritt ins Berufsleben und bei der Verrentung usw., so zeigt dies, daß die Vorstellung, der Mensch sei in erster Linie ein homo politicus und es genüge, ihn in der politischen und sozialen Organisation der Arbeiterklasse, Partei und Gewerkschaft, zu organisieren, zu aktivieren und sein politisches Bewußtsein zu schulen, überholt ist. Politische Massenarbeit, soweit sie in die Lebenswelt der DDR-Bürger eingreift, ist denn auch viel eher der

Versuch, Identifikationen mit Staat und Gesellschaft zu schaffen und darüber die Bereitschaft zu stärken, sich für die Realisierung bestimmter gesellschaftlicher Teilziele einzusetzen, sei es die Verschönerung des Wohngebietes, sei es die Beteiligung an den verschiedensten Formen des sozialistischen Wettbewerbs.

Die stärkere Berücksichtigung lebensweltlicher Zusammenhänge bedeutet allerdings keineswegs, daß traditionelle Formen der politischen Massennarbeit aufgegeben worden wären. Sie haben nach wie vor eine wichtige Funktion im politischen System der DDR. Dazu zählen neben den Wettbewerbsbewegungen zur Realisierung der jeweiligen Jahres- und Fünfjahrespläne vor allem die Kampagnen und Massenwettbewerbe in Vorbereitung von Wahlen, Kongressen der FDJ oder des FDGB, vor allem aber von Parteitag der SED.

Am Beispiel der Vorbereitung und Auswertung des XI. Parteitages der SED läßt sich der Charakter solcher Kampagnen erläutern: Unter der Überschrift „Auf dem Wege zum XI. Parteitag der SED“ veröffentlichte „Neues Deutschland“ in den Monaten vor dem Parteitag in regelmäßigen Abständen Berichte, in denen einzelne gesellschaftliche Organisationen wie z.B. die Nationale Front eine Bilanz ihrer Arbeit ziehen oder in denen über gesellschaftliche Aktivitäten der Bürger im Rahmen der sozialistischen Demokratie berichtet wird. Vor allem aber wurden Briefe der Belegschaften wichtiger Betriebe und Kombinate an das ZK der SED veröffentlicht, in denen sie zu Ehren des Parteitages neue Wettbewerbsverpflichtungen abgeben. Inhalt und Sprachduktus solcher Rechenschaftslegungen und Wettbewerbsverpflichtungen seien mit einigen Zitaten belegt.

So heißt es in einem Bericht der Nationalen Front, daß die Ziele des Wettbewerbs („Bürgerinitiative“) „Schöner unsere Städte und Gemeinden – Mach mit!“ einen besonderen Platz in der Vorbereitung des XI. Parteitages der SED einnehmen. Erwähnt werden Initiativen der Einwohner des Stadtbezirks Berlin-Treptow, die sich verpflichtet hatten, 800 Wohnungen für ältere Mitbürger unentgeltlich zu renovieren und bei der Modernisierung von 510 Wohnungen mitzuhelfen. Aus Merseburg wird berichtet, daß die Bürger der Stadt in diesem Jahr 55.000 Bäume und Sträucher pflanzen werden, und aus Suhl kommt die Kunde, daß allein die 30 Mitglieder der Brigade „Karl Marx“ in Schleussingen, die seit 1983 besteht und an den Wochenenden regelmäßig im Forst arbeitet, bis zum XI. Parteitag der SED 500 Festmeter Holz aufarbeiten werden. (Neues Deutschland v. 27.1.1986: 1)

In einem Bericht des ZK der SED über den Abschluß der Wahlen zu den Elternvertretungen im Schuljahr 1985/86 heißt es, daß diese Elternvertreterwahlen sich „zu einem Höhepunkt in der umfassenden Volksaussprache in Vorbereitung auf den XI. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“ gestaltet hätten. Die „überwiegende Mehrzahl der Eltern“ sei sich darin einig gewesen, daß „hoher Bildung, solidem anwendungsbereitem Wissen und Können und klassenmäßigen Standpunkten und Haltungen für die Vorbereitung ihrer Kinder auf das Leben und die Arbeit große Bedeutung“ beizumessen seien, und habe ihre Übereinstimmung mit den Erziehungszielen und dem Konzept sozialistischer Allgemeinbildung bekundet. Kritik wurde an vielfältigen Mängeln, Unterrichtsausfall, Schwierigkeiten bei der Vermittlung von Schülerarbeitsplätzen im Rahmen der

polytechnischen Ausbildung und Mängeln in der außerunterrichtlichen Arbeit der Schulen geübt. Im „Gedanken- und Meinungsaustausch über die Verantwortung der Eltern bei der politisch-moralischen Erziehung“ sprachen die Eltern darüber, „wie die Kinder erzogen werden, damit sie zunehmend selbst klare Standpunkte und Haltungen beziehen und das achten und verteidigen, wofür sich die Eltern tagtäglich einsetzen“. Da die Elternvertreterwahlen in einer Zeit verstärkter Anstrengungen der sozialistischen Staaten um die Erhaltung des Friedens stattgefunden hätten, habe dies in besonderem Maße das „politische Bekenntnis und die Fähigkeit der Lehrer“ gefordert, die Politik der Partei überzeugend darzulegen.

„Viele Eltern brachten in der Diskussion ihre persönliche Zustimmung zur Friedenspolitik der Sowjetunion und unseres Staates zum Ausdruck. Sie verbanden damit ihre Bereitschaft zur weiteren Stärkung unserer Republik und kennzeichneten ihre Verantwortung für die Erziehung der eigenen Kinder.

Die Wahlbewegung wurde genutzt, um an konkreten Beispielen des Territoriums und der eigenen Schule bzw. des Kindergartens die erfolgreiche Bilanz unserer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung zu verdeutlichen.“ (Neues Deutschland v. 9.4.1986: 3)

Aus der Vielzahl der Briefe, die Belegschaften an den Ersten Sekretär des ZK der SED, Erich Honecker, schrieben, sei der des Petrochemischen Kombinats Schwedt zitiert. Das Kombinat hatte mit seiner „Schwedter Initiative – weniger produzieren mehr“ einen Wettbewerb zur Einsparung von Arbeitskräften initiiert, der im eigenen Werk zur Freisetzung von 24,8 % der Beschäftigten in einem Zeitraum von sieben Jahren geführt hat. In ihrem Brief bekennt sich die Belegschaft mit ihren „Kampfpositionen und Verpflichtungen zur Politik der Hauptaufgabe, zu den beiden strategischen Aufgaben, der Stärkung des Sozialismus und der Sicherung des Friedens“ und gibt dem „lieben Genossen“ Erich Honecker und der Parteiführung „unser Chemiarbeiterwort“, alles zu tun, einen wachsenden Beitrag für die allseitige Stärkung der DDR zu leisten. Die Palette der Wettbewerbsverpflichtungen reicht von der Einsparung von Rohstoffen über Automatisierungsvorhaben bis hin zur Erweiterung der Produktion von Konsumgütern wie den neuen Spraydosen der Serie PCK-Haushaltspflege, „Glasglanz“ und „Wannenrein“, den Haushaltsaerosolen „Sanitär-“ und „Fliesenrein“ und „PCK-Schuhglänzer“. „In hohem Maße“, versichern die Chemiewerker Erich Honecker,

„strahlen die Kontinuität und der vorausschauende wissenschaftliche Leitungsstil des Zentralkomitees der SED und Dein persönliches Vorbild auf die Leistungsbereitschaft, Initiative und das Schöpferium unserer Werktätigen aus.

Die tiefe Übereinstimmung der täglich real erlebten Vorzüge des Sozialismus mit den Lebensinteressen unserer Werktätigen und ihrer Familien erweist sich auch in unserem Kombinat als der unversiegbare Kraftquell, mit dem es gelingt, strategische Aufgaben wie die umfassende Intensivierung zu meistern“. (Neues Deutschland v. 27.1.1986: 3)

Ausgestattet mit solchen Erfolgsmeldungen aus allen Bereichen der DDR-Wirtschaft konnte Erich Honecker auf dem XI. Parteitag im Bericht des Zentralkomitees eine positive Bilanz ziehen:

„Mit unserer ökonomischen Strategie gelang es, die Intensivierung der Produktion zur entscheidenden Grundlage des Leistungsanstiegs zu machen und das nötige Wirtschaftswachstum dauerhaft zu gewährleisten. Die Steigerung der Arbeitsproduktivität beschleunigte sich. Rechtzeitig orientierte unsere Partei auf die modernsten wissenschaftlich-technischen Ent-

wicklungen. Mehr und mehr wurde das Weltniveau zum Maßstab eigener Arbeit." (Bericht des Zentralkomitees, 1986: 21)

Diese wenigen Beispiele sollen zeigen, daß die massenpolitische Bedeutung der Parteitagsvorbereitung weit über den Bereich der Parteiorganisation und der Parteimitgliedschaft hinausreicht. Die Vorbereitung des Parteitages und der Parteitag selbst sind Ereignisse, die zur Aktivierung und Mobilisierung aller Bereiche der Gesellschaft genutzt werden. Sie dienen jedoch nicht nur der Bilanz des bisher Erreichten, sondern auch der Formulierung der gesellschaftspolitischen Zielstellungen für die nächsten fünf Jahre. Dies kommt in der „Direktive des XI. Parteitages der SED zum Fünfjahrplan für die Entwicklung der Volkswirtschaft der DDR in den Jahren 1986 bis 1990" zum Ausdruck, die im Selbstverständnis der SED „die ökonomische Strategie unserer Partei mit dem Blick auf das Jahr 2000 darlegt". (Direktive, 1986: 6) Die massenpolitische Bedeutung des Parteitages reicht also über dieses Ereignis selbst hinaus. Seine Beschlüsse sind der Auslöser für neue Wettbewerbe und Kampagnen, neue Selbstverpflichtungen und Aufgabenstellungen.

Ein Beispiel bietet der Beschluß der 4. Zentralratstagung der FDJ, auf der allen Gruppen und Grundorganisationen der FDJ der „FDJ-Auftrag XI. Parteitag der SED" erteilt wurde, der das Ziel hat, daß alle Jugendlichen unter der Devise „Meine Tat für die Erfüllung der Beschlüsse des XI. Parteitages der SED" persönliche Aufträge übernehmen. Diese Kampagne bezieht sich sowohl auf das Organisationsleben in der FDJ als auch auf die Aktivierung der Jugendlichen an ihrem Arbeitsplatz, in Schulen und Universitäten, in der vormilitärischen Ausbildung und schließlich auf den Bereich der Freizeit. In Mitgliederversammlungen der FDJ und in Versammlungen mit jungen Wählern sollen die Beschlüsse des XI. Parteitages erläutert werden, in den Betrieben, Genossenschaften, Schulen und Hochschulen und den Sicherheitsorganen konkrete Wettbewerbsverpflichtungen übernommen werden, und schließlich wird betont, daß es für den sozialistischen Jugendverband „als Helfer und Kampfesreserve Ehre und Verpflichtung" sei, seine aktivsten Mitglieder „für die Reihen der Partei der Arbeiterklasse vorzuschlagen". Der Beschluß endet mit dem Appell: „Beteiligt Euch mit hohen Leistungen an der Verwirklichung der Beschlüsse des XI. Parteitages der SED! Helft mit Euren Taten, den Sozialismus weiter auf allen Gebieten zu stärken und stets zuverlässig zu schützen!" (Neues Deutschland v. 28.4.1986:3)

Eine Bewertung der Reichweite, Ergebnisse, Erfolge und Mißerfolge solcher Massenkampagnen fällt außerordentlich schwer, da diese sich ja nur bedingt an äußeren Daten ablesen lassen. Kampagnen wie die „Schwedter Initiative" haben stets einen doppelten Sinn: Sie dienen der Steigerung der ökonomischen Leistungsfähigkeit und zahlen sich, wenn sie erfolgreich sind, für alle Beteiligten finanziell aus. Sie sollen zugleich aber eine sozialistische Haltung zur Arbeit fördern, zielen also letztlich auf eine Veränderung des Bewußtseins, auf neue Einstellungen und Verhaltensweisen. Die wenigen und lückenhaften Ergebnisse von Einstellungsuntersuchungen aus der DDR gestatten es nicht, sich ein zuverlässiges Bild über die Ergebnisse dieser Formen politischer Massenarbeit zu machen.

Die langfristige und dauerhafte Beeinflussung der Denk- und Verhaltensweisen der Bürger ist Aufgabe aller Erziehungs- und Bildungsinstitutionen der DDR. Sie alle haben einen eindeutigen politischen Auftrag: Bildung und Erziehung sollen verbindlich die Anforderungen der sozialistischen Gesellschaft vermitteln, sozialistische Persönlichkeiten erziehen, die sich aktiv für den Aufbau des Sozialismus einsetzen und die „verantwortlich und kritisch in den verschiedensten Formen der sozialistischen Demokratie, im Arbeitsprozeß usw. mitplanen, mitarbeiten und mitregieren und ein glückliches, erfülltes Leben führen“. (Klein, 1975: 21)

Dieser umfassende politische Erziehungsauftrag endet nicht an den Toren der Schulen und Universitäten. Ein umfassendes Schulungssystem der SED, der übrigen Parteien, der Massenorganisationen, des Staates und der Wirtschaft soll gewährleisten, daß neben der erforderlichen fachlichen Weiterbildung die politische Schulung ein lebenslanger Prozeß ist.

Das Schulungs- und Weiterbildungssystem umfaßt – deutlich voneinander getrennt – sowohl die Massenschulung als auch die Kaderschulung. Im Bereich politisch-ideologischer Schulung und „kultureller Massenarbeit“ sind vor allem die SED (Parteilehrjahr), der FDGB und die FDJ (FDJ-Studienjahr), die übrigen Massenorganisationen, die Volkshochschulen, Kultur- und Klubhäuser usw. tätig. Hinzu kommen allgemeine, arbeitsbezogene Schulungsmaßnahmen der Betriebe, Verwaltungen, kulturellen Einrichtungen usw. für ihre Mitarbeiter. Die Kaderschulung wird durch die strukturellen Anforderungen des politisch-administrativen Systems und seine horizontale und vertikale Gliederung geprägt. Daher verfügen die einzelnen Sektoren (Partei, Staat, Wirtschaft, Massenorganisationen) über eigene Bildungs- und Schuleinrichtungen, die entsprechend der Hierarchie des Nomenklatursystems aufgebaut sind. Sie dienen sowohl der politischen und administrativen Qualifizierung der Kader als auch ihrer fachlichen Weiterbildung.

Massenschulung und Kaderschulung unterliegen einer strengen Anleitung und Kontrolle durch die SED. Die Koordination der Schulungs- und Bildungsmaßnahmen der einzelnen staatlichen Institutionen und gesellschaftlichen Organisationen obliegt den Parteileitungen auf den jeweiligen Ebenen. Sie haben faktisch eine Anleitungsfunktion gegenüber den Schulungs- und Bildungseinrichtungen des Staates, der Wirtschaft und der Massenorganisationen.

Die Bedeutung der apparateigenen Bildungseinrichtungen liegt aber weniger im Bereich der Massenagitation, sondern in der gezielten, langfristig geplanten Auswahl und Erprobung von Kadern für die Partei, den Staatsapparat, die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Organisationen. Die Bildungseinrichtungen der Leitungsapparate sind auf die dort gültigen Hierarchien zugeschnitten, wie sie in den Stufen der Nomenklatur zum Ausdruck kommen. Die Weiterbildung der Kader dient vor allem dazu, ihnen die Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln, die für ihre spezifische Funktion oder Position erforderlich sind und die sie in ihrer bisherigen Ausbildung im einheitlichen Bildungssystem nicht erhalten haben. Die Schulungs- und Bildungseinrichtungen der Apparate beschränken sich dabei nicht

auf die politische Bildung, sondern vermitteln das Sachwissen und die politisch-organisatorischen Fähigkeiten, die erforderlich sind, um große Apparate dirigieren zu können. Es geht darum, die politische und fachliche Qualifikation der Mitarbeiter der Leitungsapparate zu erhöhen.

Im engen Zusammenhang mit der Reform des Bildungssystems und vor allem des Hochschulwesens entstand bis Ende der 60er Jahre ein ausdifferenziertes Weiterbildungssystem, dessen Struktur wesentlich durch die kaderpolitischen Anforderungen der einzelnen Apparate bestimmt ist.

Die Schulung der Parteikader, also auch der Mitarbeiter des Staats- und Wirtschaftsapparates in ihrer Eigenschaft als Parteimitglieder, erfolgt in den Kreis- und Betriebsschulen des Marxismus-Leninismus, in Bezirksparteischulen und Sonderschulen der Bezirksleitungen, der Parteihochschule „Karl Marx“, den Sonderschulen des ZK und an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED.

Im Bereich der Wirtschaft bestehen Betriebsakademien der VEB, Kombinat-akademien bzw. Industriezweigakademien, Institute für sozialistische Wirtschaftsführung (ISW) bei den Industrieministerien und an Hochschulen sowie das Zentralinstitut für sozialistische Wirtschaftsführung beim ZK der SED (ZSW).

Im Staatsapparat existieren Betriebsakademien der Räte der Kreise, der Räte der Bezirke, der Ministerien und die Zentrale Betriebsakademie des Ministerrates, die Fachschule für Staatswissenschaft „Edwin Hoernle“ und die Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR, die dem Ministerrat untersteht.

Der FDGB verfügt neben den seit 1972 bestehenden Schulen der sozialistischen Arbeit als einer Form der propagandistischen Massenarbeit ebenfalls über ein eigenes Schulungssystem: Es reicht von Lehrgängen in den Betrieben und bei den Kreisvorständen, dreimonatigen Lehrgängen an den Bezirksschulen des FDGB, betriebszweigspezifischen Schulen der wichtigsten Einzelgewerkschaften über Einjahreslehrgänge an den Zentralschulen des FDGB, drei Spezialschulen, die Kenntnisse in den Bereichen Sozialversicherung, Arbeitsschutz und Feriendienst vermitteln, bis zur Zentralen Bildungs- und Forschungsstätte der Hochschule des FDGB „Fritz Heckert“ in Bernau bei Berlin.

Die FDJ verfügt über ein ähnliches strukturiertes Schulungssystem. Es reicht von den verschiedenen Schulungsformen für Funktionäre in den Grundorganisationen über 14 Bezirksjugendschulen, Sonderschulen des Zentralrates der FDJ bis zur höchsten Ausbildungsstätte, der Jugendhochschule „Wilhelm Pieck“ beim Zentralrat der FDJ in Bogensee.

Zwischen diesen verschiedenen Bildungseinrichtungen und den Institutionen des „einheitlichen sozialistischen Bildungssystems“, vor allem den Hoch- und Fachschulen sowie den Volkshochschulen gibt es eine Vielzahl von z.T. vertraglich geregelten Beziehungen, fachlicher Anleitung und inhaltlicher Koordination.

Die Aufgabenverteilung im Schulungs- und Weiterbildungssystem läßt deutlich vier Strukturelemente erkennen:

Schaubild: Aufgabenverteilung im Weiterbildungssystem

Aufgabenverteilung im Weiterbildungssystem (Beispiele). Bei Mehrfachnennungen wurden die Nebenfunktionen in () gesetzt.

Weiterbildungsmaßnahmen	Weiterbildungseinrichtungen			
	SED	Staat	Wirtschaft	Sonstige
1. Weiterbildung leitender Kader (vor allem Nomenklatur I)	Akademie für Gesellschaftswissenschaften Parteihochschule Sonderschule des ZK	Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft	Zentralinstitut für sozialistische Wirtschaftsführung	Hochschule des FDGB
2. Weiterbildung von Kadern der mittleren Leitungsebene (vor allem Nomenklatur II, zum Teil auch noch Nomenklatur III)	Bezirksparteischulen Sonderschulen der Bezirksleitungen	Fachschule für Staatswissenschaft	Institute für sozialistische Wirtschaftsführung (Industriezweigakademien)	Jugendhochschule der FDJ Bezirksschulen des FDGB Schulen der Industrie- werkschaften/Jahresschulen des FDGB
3. allgemeine Kaderweiterbildung	Kreis- und Betriebsschulen des Marxismus-Leninismus	Betriebsakademien der Räte, der Kreise, der Räte der Be- zirke und zentrale Betriebs- akademie des Ministerrates	Industriezweigakademien (Betriebsakademien der VEB und Kombinate)	Bezirksschulungsstellen der FDJ Kreisbildungsstätten des FDGB
4. Spezialisierung		(Sonderlehrgänge an der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft)	Institute für sozialistische Wirtschaftsführung an den Hochschulen	Fach- und Hochschulen, KdT Forschungszentren etc. Spezialschulen des FDGB Sonderschulen des FDJ- Zentralrates
5. berufs- und arbeitsplatz- bezogene Weiterbildung/ Umschulung		(Betriebsakademien der Räte der Kreise, der Räte der Be- zirke und zentrale Betriebs- akademie des Ministerrates)	Betriebsakademien der VEB und Kombinate	Schulen der sozialistischen Arbeit VHS Dorf- bzw. Kooperations- akademien
6. kulturelle Massenarbeit/ politisch-ideologische Schulung	Parteiheftjahr	Vortragsveranstaltungen etc. für Mitarbeiter des Staatsapparates	(Betriebsakademien der VEB und Kombinate)	FDJ-Studienjahr, Schulung der Massenorganisationen, Massenmedien, Urania, VHS, Kultur- und Klub- häuser

1. Neben vielfältigen Bildungsmaßnahmen, die auf Breitenwirkung zielen und die sowohl der politischen Bildung als auch der fachlichen Qualifizierung dienen, ist ein gestuftes System von Bildungseinrichtungen entstanden, das eine gezielte Verkopplung von Kaderauswahl, Kaderqualifizierung und langfristiger Kaderplanung ermöglicht.
2. Der Ausbau apparateigener Bildungseinrichtungen ermöglicht es, die kaderpolitischen Anforderungen der verschiedenen Apparate zu berücksichtigen und besondere, apparateigene Aus- und Weiterbildungsprogramme zu entwickeln.
3. Der Besuch der Schuleinrichtungen der SED ist auf allen Stufen der Kaderschulung notwendige und unerläßliche Ergänzung zur apparateigenen Ausbildung.
4. Die einheitliche Zielorientierung dieses differenzierten Weiterbildungssystems wird sowohl über die strukturelle Zuordnung der Bildungseinrichtungen (z.B. des Zentralinstituts für sozialistische Wirtschaftsführung zum ZK der SED) als auch über das Instrument der Kaderpolitik gewährleistet. Schließlich kommt als wichtiges Element hinzu, daß die Partei die inhaltlichen Grundlinien und politisch-ideologischen Leitorientierungen sämtlicher Bildungsmaßnahmen formuliert.

Zwischenresümee

Die Grundlagen des politischen Systems lassen sich wie folgt zusammenfassen:

1. Der Staat ist das wichtigste Instrument, mit dessen Hilfe die SED ihre politischen Ziele konkret umsetzt. Daraus folgt, daß die Bedeutung des Staates eher zu- als abnimmt. Er erhält zusätzliche Aufgaben und Funktionen. Diese Funktionsausweitung, die zugleich eine zunehmende Differenzierung und Spezialisierung des Staatsapparates zur Folge hat, stellt die Partei vor neue Probleme bei der Anleitung und Kontrolle.
2. Die in der Nationalen Front zusammengeschlossenen Parteien und die Volksvertretungen sollen die Verbindung zu den Werktätigen herstellen. Letztere werden als eine besondere staatliche Form des Bündnisses der Arbeiterklasse mit den anderen Klassen und Schichten der Bevölkerung verstanden. Dieser Bündnischarakter kommt in der Existenz mehrerer Parteien und ihrem Zusammenschluß in der Nationalen Front und im Demokratischen Block zum Ausdruck.
3. Die Massenorganisationen, insbesondere die Gewerkschaften, profilieren sich stärker als Instanzen der Interessenvertretung ihrer Mitglieder. Sie werden in die Ausarbeitung und Realisierung sozial- und wirtschaftspolitischer Programme einbezogen.
4. Die Formen und Methoden der Massenbeeinflussung, der politischen Schulung und Kaderqualifizierung sind darauf angelegt, die politischen Ziele der Partei allen Bürgern zu verdeutlichen, die Einstellungen und Meinungen im Sinne der Partei zu verändern und das Informationsmonopol der Partei zu sichern.

IV. Wirtschaftssystem und Wirtschaftspolitik

1. Die Struktur der DDR-Volkswirtschaft

1.1. *Bevölkerung und Arbeitskräfte*

Die DDR ist mit 108.333 km² weniger als halb so groß wie die Bundesrepublik mit 268.690 km². Sie weist eine Bevölkerungsdichte von 154 Einwohnern je km² auf gegenüber 247 Einwohnern je km² in der Bundesrepublik. Für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der DDR bedeutsam ist der Tatbestand, daß die Bevölkerungsstruktur einige bemerkenswerte Deformationen aufweist: Sie ist durch hohe Überalterung gekennzeichnet, als Folge der Kriege besteht ein relativ hoher Frauenüberschuß, die Fluchtbewegungen bis 1961 haben zu einer weiteren Verzerrung beigetragen (die Bevölkerungszahl fiel von 18,793 Millionen Ende 1949 auf 17,079 Millionen Ende 1961), und schließlich waren seit Anfang der 60er Jahre sinkende Geburtenzahlen zu beobachten. Dieser Trend ist seit Mitte der 70er Jahre als Folge einer aktiven Bevölkerungspolitik der SED umgekehrt worden.

Erhebliche Ungleichgewichte weist die Bevölkerungsstruktur auch in regionaler Hinsicht auf. In der DDR gibt es ein deutliches Nord-Süd-Gefälle. Traditionell war der Norden (Mecklenburg, Vorpommern und Brandenburg) landwirtschaftlich, der Süden, insbesondere die Gegenden Halle, Leipzig und Chemnitz und der Berliner Raum, industriell geprägt. Die Konzentration der Industrie und bestimmter Industriezweige in einigen Ballungszentren bestimmt die Siedlungsstruktur, die Inanspruchnahme natürlicher Ressourcen (Wasser, Boden), die Struktur des Verkehrswesens, die Ausstattung mit Infrastruktureinrichtungen wie Krankenhäusern, Schulen, Fach- und Hochschulen usw. Die Siedlungsstruktur der DDR läßt eine deutliche Bevölkerungskonzentration in den Bezirken Halle, Leipzig, Karl-Marx-Stadt, Dresden und im Raum Berlin erkennen. Die Struktur- und Industriepolitik der SED vermochte diese Ungleichgewichte nur zum Teil zu beseitigen. Trotz aller strukturellen Bemühungen sind die nördlichen, dünn besiedelten Gebiete der DDR noch immer stark agrarisch geprägt, während in den dicht besiedelten südlichen Bezirken die Industrie vorherrscht. Berlin als Industrie- und Dienstleistungszentrum der DDR nimmt hier eine Sonderstellung ein. Die Bevölkerungsdichte in den südlichen Bezirken ist mehr als dreimal so hoch wie die in den Bezirken Rostock, Schwerin und Neubrandenburg. Sie reicht von 318 Einwohnern pro km² im Bezirk Karl-Marx-Stadt bis 57 Einwohner pro km² im Bezirk Neubrandenburg. Bei einem Anteil an der Gesamtfläche der DDR von 24,5 % stellen die nördlichen Bezirke nur 12,5 % der Bevölkerung, 7 % der Beschäftigten dieser Bezirke sind in der In-

dustrie tätig, 22,5 % in der Landwirtschaft. Die südlichen Bezirke, die 24,5 % der Fläche der DDR ausmachen, stellen 42,1 % der Wohnbevölkerung. 50,4 % der Beschäftigten sind dort in der Industrie tätig, 31,5 % in der Landwirtschaft. (Kinze, Knop, Seifert, 1983: 557)

Tabelle: *Wohnbevölkerung*

Jahr	Jahresende		
	Insgesamt	männlich	weiblich
	1.000		
1939	16.745	8.191	8.555
1946	18.488	7.860	10.629
1949	18.793	8.344	10.450
1950	18.360	8.150	10.210
1955	17.832	7.969	9.864
1960	17.188	7.745	9.443
1965	17.040	7.780	9.260
1970	17.068	7.865	9.203
1971	17.054	7.873	9.181
1972	17.011	7.867	9.145
1973	16.951	7.851	9.100
1974	16.891	7.835	9.056
1975	16.820	7.817	9.003
1976	16.767	7.806	8.961
1977	16.758	7.817	8.941
1978	16.751	7.831	8.920
1979	16.740	7.839	8.901
1980	16.740	7.857	8.883
1981	16.706	7.849	8.857
1982	16.702	7.862	8.840
1983	16.701	7.877	8.825
1984	16.660	7.868	8.792
1985	16.640	7.878	8.762

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986:1)

Ein Vergleich mit Vorkriegszahlen zeigt, daß sich das Nord-Süd-Gefälle verringert hat. Ursachen hierfür sind die umfangreichen Bevölkerungsbewegungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit (Flüchtlinge und Umsiedler) und eine gezielte Industrialisierungspolitik der SED, die vor allem auch zum Wachstum von Mittel- und Großstädten beigetragen hat. Demgegenüber verloren einige der am dichtesten besiedelten Gegenden im erzgebirgischen Industriegebiet Einwohner. Diese Veränderungen sind das Ergebnis einer Binnenwanderung, die in der DDR wesentlich durch staatliche Struktur- und Industrialisierungspolitik beeinflusst wird. Vor allem die Wanderungsgewinne der Städte und Gebiete, in denen neue Industrien errichtet

Schaubild: Siedlungsstruktur der DDR

(Quelle: Kinze, Knop, Seifert, 1983: 559)

und attraktive Arbeitsplätze und Wohnungen angeboten wurden, wie z.B. Schwedt, Hoyerswerda oder Eisenhüttenstadt, zeigen, daß nicht in erster Linie persönliche, sondern ökonomische und soziale Faktoren die Binnenwanderung beeinflussen. Besonders attraktiv für Zuwanderer ist Berlin. Im Jahre 1985 standen 10.647 Abwanderungen 26.611 Zuwanderungen gegenüber. Wanderungsgewinne hatten in diesem Jahr darüber hinaus lediglich die Bezirke Frankfurt/Oder, Gera und Potsdam. (Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 358)

Wie sehr die Entwicklung der Bevölkerungsstruktur in den einzelnen Regionen von den wirtschaftspolitischen Vorgaben abhängt, zeigt sich auch am Phänomen der Verstädterung. Erst seit etwa 1965, parallel zur Wohnungsbaupolitik der SED, wachsen die Einwohnerzahlen der Mittel- und Großstädte. Bei einigen Großstädten wie Dresden und Leipzig schlägt sich die seit Anfang der 80er Jahre negative Wanderungsbilanz dieser Bezirke ebenfalls nieder.

Tabelle: *Einwohnerzahl der Großstädte der DDR*

	1971	1981	1985
Berlin	1.083.374	1.162.305	1.215.586
Cottbus	83.444	116.092	124.752
Dessau	98.402	103.194	103.569
Dresden	502.432	521.432	519.769
Erfurt	196.528	212.012	216.046
Gera	111.535	126.792	131.843
Halle	257.261	232.622	235.169
Jena	88.130	104.946	107.401
Karl-Marx-Stadt	299.411	318.578	315.452
Leipzig	583.885	559.574	553.660
Magdeburg	272.237	287.362	288.965
Potsdam	111.336	132.543	139.497
Rostock	198.636	236.011	244.444
Schwerin	97.387	122.264	127.538
Zwickau	126.988	121.283	120.206

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 9ff.)

Die Sorge der SED gilt der Abwanderung aus kleinen Landgemeinden in die Ballungszentren der DDR. Dieser Trend soll, wenn irgend möglich, gestoppt werden. Diese Binnenwanderung wird als gesellschaftlich nicht notwendig und ökonomisch uneffektiv insbesondere deshalb angesehen, weil es sich dabei in überdurchschnittlich hohem Maße um junge Fachkräfte handelt, die in Berlin und den größeren Städten der DDR bessere Arbeitsmöglichkeiten als auf dem Lande suchten.

1.2. Beschäftigung

In der DDR ist die Erwerbsquote, das ist der Anteil der Erwerbstätigen an der Wohnbevölkerung, eine der höchsten der Welt. 1985 waren bei einer Wohnbevölkerung von 16.640.059 64,8 %, das sind 10.786.493 DDR-Bürger im arbeitsfähigen Alter. Berufstätig waren davon (einschließlich Lehrlingen) 8.937.000, das sind 82,8 %. Bis in die zweite Hälfte der 70er Jahre war das Wachstum der Erwerbsquote unter anderem auf eine zunehmende Erwerbstätigkeit der Frauen zurückzuführen. Während 1960 64 % der Frauen im arbeitsfähigen Alter berufstätig waren, sind es 1985 83,5 % gewesen. Entsprechend erhöhte sich der Anteil der Frauen an den Beschäftigten: 1960 waren es 48 %, 1985 waren es 48,9 %. Frauen arbeiten vor allem im Dienstleistungsbereich: Gesundheit, Sozialwesen, Erziehung, Verwaltung und Handel.

Rechnet man die im Statistischen Jahrbuch der DDR nicht ausgewiesenen Beschäftigten in der NVA, der Volkspolizei und anderen militärischen Organisationen, ferner die in Rüstungsbetrieben und im Strafvollzug tätigen Personen sowie die mithelfenden Familienangehörigen in der Landwirtschaft hinzu, kommt man auf eine noch höhere Erwerbsquote. Rechnungen und Schätzungen des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung ergeben folgendes Bild:

Tabelle: *Erwerbstätigkeit in %*

	1960	1965	1970	1975	1980	1983
Männer	98	98,5	97	95	91,5	90
Frauen	67	75	81	85	85	86
insgesamt	82	86,5	89	90	88	88

(Quelle: Zahlenspiegel, 1986: 52)

Im Vergleich dazu hatte die Bundesrepublik im Jahre 1983 eine Erwerbsquote von insgesamt 61 %, wobei 73 % der Männer und 49 % der Frauen im arbeitsfähigen Alter erwerbstätig waren.

Seit Beginn der 60er Jahre hat sich die Arbeitskräftestruktur in der DDR erheblich verändert: Im primären Sektor (Landwirtschaft und Bergbau) verringerte sich die Zahl der Beschäftigten. Im sekundären Sektor (verarbeitendes Gewerbe und Bauwirtschaft) und vor allem im tertiären Sektor (Verteilung und Dienstleistungen) wuchs die Beschäftigtenzahl.

Neben den quantitativen Faktoren, nämlich dem Anteil der Berufstätigen an der Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter, ist die Qualifikation der Berufstätigen ein wesentlicher Faktor der wirtschaftlichen Entwicklung. In der DDR wurde in den 60er und 70er Jahren die schulische, berufliche und wissenschaftliche Ausbildung erheblich verbessert. Über 80 % aller Erwerbstätigen der sozialistischen Wirtschaft verfügen heute über eine abgeschlossene Berufsausbildung. Die Zahl der in der

Tabelle: Beschäftigte nach Wirtschaftsbereichen

Wirtschaftsbereich	1949	1955	1960	1970	1975	1980	1983	1984	1985
%									
Industrie.....	27,2	32,9	36,0	36,8	38,2	38,0	37,9	37,9	37,9
Produzierendes Handwerk (ohne Bauhandwerk).....	8,6	6,5	5,4	5,2	3,4	3,2	3,1	3,1	3,1
Bauwirtschaft.....	6,5	5,6	6,1	6,9	7,0	7,1	6,9	6,9	6,8
Land- und Forstwirtschaft.....	30,7	22,3	17,0	12,8	11,3	10,7	10,7	10,8	10,8
Verkehr.....	6,1	6,5	7,2	5,8	5,8	5,8	5,8	5,8	5,8
Post- und Fernmeldewesen.....				1,7	1,8	1,6	1,6	1,6	1,6
Handel.....	8,5	10,9	11,6	11,0	10,6	10,3	10,1	10,1	10,2
Sonstige produzierende Zweige.....			1,2	2,3	2,9	3,2	3,2	3,0	2,9
Nichtproduzierende Bereiche.....	12,4	15,2	15,5	17,5	19,0	20,1	20,7	20,9	21,0
Insgesamt	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

	Berufstätige (ohne Lehrlinge)		Lehrlinge	
	1984	1985	1984	1985
	1.000			
Industrie	3.219,1	3.235,8	196,5	186,3
Produzierendes Handwerk (ohne Bauhandwerk).....	263,4	263,7	15,6	15,0
Bauwirtschaft.....	583,1	577,9	49,3	46,7
Land- und Forstwirtschaft	914,2	922,0	41,9	41,1
Verkehr, Post- und Fernmeldewesen.....	626,8	629,8	37,5	35,6
Handel.....	861,4	869,1	40,3	38,6
Sonstige produzierende Zweige.....	257,1	250,2	9,9	10,0
Nichtproduzierende Bereiche	1.773,4	1.790,4	26,1	24,7
Insgesamt	8.498,5	8.539,0	417,2	398,0

(Quelle: zusammengestellt nach Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 111)

Wirtschaft tätigen Hoch- und Fachschulabsolventen hat sich seit Anfang der 60er Jahre mehr als vervierfacht. Die verfügbaren Zahlen sagen freilich wenig darüber aus, ob und in welchem Umfang Berufstätige entsprechend ihrer Qualifikation und/oder fachlichen Ausbildung beschäftigt werden.

Tabelle: *Qualifikationsstruktur der Berufstätigen in der sozialistischen Wirtschaft*

	Berufstätige (ohne Lehrlinge)		darunter weibliche Berufstätige	
		%		%
insgesamt	8.937.000	100,0	4.208.800	100,0
mit abgeschlossener Ausbildung	6.650.000	74,4	3.140.000	74,6
Hochschulabschluß	588.800	6,6	224.900	5,3
Fachschulabschluß	1.047.200	11,7	647.300	15,4
Meister	306.700	3,4	38.000	0,9
Facharbeiter	4.707.600	52,7	2.229.800	53,0
an- und ungelernete Arbeiter	2.286.700	25,6	1.068.800	25,4

(Quelle: errechnet nach Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 124f.)

Schätzungen am Ende der 70er Jahre gingen dahin, daß im Jahre 1990 die Zahl der Hochschulabsolventen auf 8 %, die der Fachschulkader auf 12 % steigen werde; der Anteil der Facharbeiter und Meister wurde auf 60 % geschätzt, und der Anteil der Un- und Angelernten sollte auf 20 % der Berufstätigen sinken. (Langen, 1979: 48)

1.3. Wirtschaftsbereiche

Die DDR ist ein relativ rohstoffarmes Land. Sie ist zwar mit ca. 30 % der Förderungen größter Braunkohlenproduzent der Welt und drittgrößter Produzent von Kalisalzen, sie ist darüber hinaus Selbstversorger bei silikatischen Rohstoffen für die Zement-, Glas- und Keramikindustrie und vermutlich auch bei Uran. In den letzten Jahren wurde die Ausbeutung von Erdgaslagern erweitert, doch spielt Erdgas als Energieträger nur eine untergeordnete Rolle. Die Vorkommen anderer Energierohstoffe wie Steinkohle oder Erdöl sind unbedeutend.

Bei der Produktion von Roheisen ist die DDR, nachdem die eigenen Lagerstätten im Harz und im Thüringer Wald erschöpft sind, auf Importe angewiesen. Nur zu einem ganz geringen Teil kann der Bedarf an Buntmetallen aus eigenen Vorkommen gedeckt werden.

Schaubild: Lageskizze ausgewählter Bodenschätze

(Quelle: Handbuch DDR-Wirtschaft, 1985: 51)

Diese einseitige Ausstattung mit Rohstoffen macht die DDR-Wirtschaft in hohem Maße abhängig von Rohstoffimporten. Da die DDR nur über begrenzte Devisen verfügt, ist sie bestrebt, diese Importe so gering wie möglich zu halten. Dies führt, wie sich am Beispiel der Substitution von Öl durch Braunkohle zeigt, zu erheblichen ökonomischen und ökologischen Problemen. Als Anfang der 70er Jahre der Ölpreis in die Höhe ging, schaltete die DDR auf einen Autarkiekurs in der Energiepolitik um, der dazu führte, daß gegenwärtig die Braunkohle mit über 60 % der dominierende Brennstoff ist. Durch die Zahlungsbilanzprobleme der DDR bedingt, hat sich ihre Bedeutung in den letzten Jahren noch erhöht. Diese industriepolitische Entscheidung hat zu einer massiven Verschärfung der Umweltbelastungen durch die Verfeuerung von Braunkohle und zur Zerstörung ganzer Landstriche durch das Aufschließen immer neuer Braunkohletagebaue geführt.

Ein erhebliches Problem, das sich in Zukunft noch zuspitzen wird, stellt die Wasserversorgung dar. Als relativ trockenes Gebiet hat die DDR einen überdurchschnittlichen Wasserverbrauch. Der Wasserhaushalt ist so angespannt wie in keinem anderen europäischen Land. Das Wasserangebot der Flüsse in den industriellen Ballungszentren ist völlig ausgeschöpft. Durch die großflächigen Grundwasserabsenkungen für den Braunkohletagebau hat sich der Wassermangel in den letzten Jahren weiter verschärft.

Ein weiteres Problem für die DDR-Wirtschaft stellt die Verkehrsplanung dar. Das Verkehrswegenetz ist relativ dicht, ist jedoch oft nur in einem schlechten qualitativen Zustand. So sind z.B. nur etwa 30 % der Eisenbahnstrecken zweigleisig und nur ca. 15 % elektrifiziert (in der Bundesrepublik sind etwa 40 % der Strecken elektrifiziert). Die Umstellung des Betriebes von Dampf- auf Dieselantrieb Anfang der 70er Jahre, bedingt durch die damaligen niedrigen Ölpreise und die geringeren Investitionskosten gegenüber der Elektrifizierung, stellt sich heute als problematische Entscheidung dar. (Handbuch DDR-Wirtschaft, 1985: 206; DDR und Osteuropa, 1981: 115ff.) Einen wesentlich höheren Stellenwert als in der Bundesrepublik hat die Eisenbahn beim Gütertransport. In den letzten Jahren hat ihre Bedeutung eher zugenommen. Probleme hat die DDR auch mit ihrem Straßen- und Wegenetz. Die schlechte Qualität der Fernstraßen, nicht vorgenommene Modernisierungsmaßnahmen (so gibt es z.B. viele niveaugleiche Bahnübergänge) und die private Motorisierung, die das Tempo des Ausbaus des Straßennetzes übertrifft, schaffen vor allem in den stark industrialisierten südlichen Bezirken Engpässe.

Sowohl bei der Bahn- als auch bei der Straßenplanung ist zu berücksichtigen, daß das Verkehrssystem der Vorkriegszeit vor allem auf Ost-West-Richtung angelegt war. Die Verlagerung der Verkehrsachse in Nord-Süd-Richtung ist noch nicht endgültig abgeschlossen. Die Vollendung der Autobahn Berlin – Rostock 1978, die Schließung des Berliner Rings 1979 haben die größten Infrastrukturdefekte im Fernstraßenbau beseitigt. Noch nicht voll abgeschlossen ist die Elektrifizierung der Bahnstrecken von Berlin nach Rostock, Warnemünde, Leipzig und Dresden. Dies ist die Voraussetzung für eine effektivere Nutzung der Reichsbahn für die volkswirtschaftlichen Transportaufgaben. Ihr Anteil liegt (ähnlich wie in anderen RGW-Ländern) bei etwa 70 %.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang schließlich, daß die Planung der individuellen Motorisierung in den Jahres- und Fünfjahresplänen der DDR nicht erwähnt wird. Trotz der Vorrangstellung, die dem öffentlichen Verkehr und dem Personennahverkehr, nicht zuletzt durch die hohe Subventionierung der Fahrpreise, eingeräumt wird (in Berlin kostet eine Straßenbahn-, S- oder U-Bahn-Karte 20 Pfennig), hat sich der Individualverkehr erheblich ausgeweitet. (Weymar, 1985) Als Folge des Wohnungsbauprogramms der SED entstanden riesige Trabantenstädte am Rande der Großstädte, deren verkehrsmäßige Erschließung erhebliche Mittel beanspruchen dürfte. Gleichwohl sind viele Bewohner dieser Neubausiedlungen faktisch darauf angewiesen, das Auto zu benutzen – oft sind die Wege zur Kaufhalle oder zur Arbeit zu weit oder mit den öffentlichen Verkehrsmitteln schlecht zu erreichen.

Im industriellen Sektor, dem wichtigsten Wirtschaftsbereich, sind knapp 40 % der Erwerbstätigen beschäftigt. Sein Anteil an der Bildung des Sozialprodukts (einschließlich des produzierenden Handwerks, ohne Bauhandwerk) beträgt über 70 %. Die Industrie ist nicht nur aus ökonomischen Gründen der bedeutsamste Zweig der Volkswirtschaft. Hier konzentriert sich die Arbeiterklasse, die im Selbstverständnis der SED führende soziale Klasse. Die Industriepolitik beinhaltete für die SED immer auch den Aspekt der bewußten Umgestaltung der Sozialstruktur. Dies ist heute problematisch geworden, weil die Bedeutung der Industrie, wie in allen hochentwickelten Industriestaaten, tendenziell zugunsten des tertiären Sektors abnimmt.

Trotz aller strukturellen Veränderungen ist die Industriestruktur in der DDR noch immer durch Faktoren geprägt, die in die Zeit vor ihrer Gründung zurückreichen: Die ungleiche Standortverteilung, vor allem das Nord-Süd-Gefälle und die Folgen der Trennung des gesamtdeutschen Wirtschaftsraums konnten durch die Industriepolitik der SED nicht ganz beseitigt werden. Nach einer Phase des forcierten Aufbaus neuer Grundstoffindustrien bis 1954 und der Erneuerung der übrigen Industriebereiche bis 1963 konzentrierte man sich in den 60er Jahren auf die Förderung von Spitzentechnologien („strukturbestimmende Haupterzeugnisse“) wie die Petrochemie, neue Werkstoffe und Verfahren, die Elektronik, den wissenschaftlichen Gerätebau, den Werkzeugmaschinenbau und die elektronische Datenverarbeitung. Anfang der 70er Jahre trat eine gewisse Konsolidierung ein. Die disparate Entwicklung einzelner Industriezweige wurde weitgehend ausgeglichen, und die DDR-Wirtschaft wurde den außenwirtschaftlichen Bedingungen des Weltmarktes angepaßt. Seit dem IX. Parteitag der SED 1976 ist eine erneute Förderung moderner Technologien in den Mittelpunkt der Wirtschaftspolitik der SED getreten. (DDR und Osteuropa, 1981: 39ff.)

Die Entwicklung der einzelnen Branchen der DDR-Volkswirtschaft zeigt, daß sich seit Beginn der 50er Jahre eine Umschichtung vollzogen hat: Die Leichtindustrie, die 1950 mit 14,7 % einer der stärksten Industriezweige war, ging bis 1985 auf 9,6 % zurück. Die Textilindustrie verringerte sich von 10,2 % im Jahre 1950 auf 5,8 % im Jahre 1985. Damit verringerten beide Branchen ihren Anteil, der 1950 noch etwa ein Viertel der Produktion umfaßt hatte, auf 15,4 %. Der Maschinen- und Fahrzeugbau machte im Jahre 1950 17,4 % der Industrieproduktion aus und stieg bis Mitte der 70er Jahre auf fast 25 %. Seither ist sein Anteil auf 19,0 % im Jahre 1985 zurückgefallen. Verdoppelt hat sich von 4,4 % im Jahre 1950 auf 8,5 % im Jahre 1985 die Elektrotechnik, Elektronik und der Gerätebau, einschließlich der feinmechanischen und optischen Industrie, dem Büromaschinenbau und der Datenverarbeitung. Dieser Industriezweig hat seit über 20 Jahren eine Schlüsselrolle in der Industriepolitik der SED gespielt. Er umfaßt die traditionelle Elektrotechnik und damit einen wichtigen Bereich der Konsumgüterindustrie, aber auch den Bereich, dem in der Wirtschaftspolitik der SED der Vorrang eingeräumt wird, die Mikroelektronik.

Die Energiewirtschaft, die 1950 einen Anteil von 10,7 % hatte, fiel bis zum Jahre 1975 auf 5,1 %. Durch den Kurswechsel in der Energiepolitik erhöhte sich ihr Anteil bis 1984 auf 12,8 % und 12,2 % im Jahre 1985.

Das bedeutsamste Wachstum hatte die chemische Industrie: von 11,2 % 1950 auf 19,8 % im Jahre 1985, mit leicht rückläufiger Tendenz seit Anfang der 80er Jahre. Die chemische Industrie ist nach der Energie- und Brennstoffindustrie der größte Energieverbraucher der DDR und in extremem Maße von Importen abhängig; die Substitution von Erdöl durch Braunkohle konnte diese Situation nur zum Teil entlasten. Sie umfaßt die Mineralöl-, Kunststoff- (Plaste) und Gummiindustrie. Die chemische Industrie konzentriert sich im Raum Halle, Merseburg, Bitterfeld. Die Mineralölverarbeitung erfolgt in den Kombinen Schwedt/Oder und Leuna. Insgesamt ist die chemische Industrie vorwiegend Grundstoffindustrie; nur etwa ein Siebtel der Kapazität ist für den Konsumsektor bestimmt (in der Bundesrepublik ist es ungefähr ein Viertel).

Nachdem in den ersten Jahren der SBZ/DDR der Auf- und Ausbau einer eigenen Grundstoffindustrie und die Erweiterung der Produktion von Investitionsgütern absoluten Vorrang hatte und dies zu Lasten der Konsumgüterproduktion und des privaten Verbrauchs gegangen war, hat die Wirtschaftspolitik der SED seit dem VIII. Parteitag die „Erhöhung des materiellen und kulturellen Lebensniveaus“ in den Mittelpunkt ihrer Politik gestellt. Seither hat sich die Versorgung der Bevölkerung mit Konsumgütern erheblich verbessert, wenngleich die nach wie vor nicht beseitigten außenwirtschaftlichen Probleme dazu geführt haben, daß ein nicht unerheblicher Teil der in der DDR produzierten Konsumgüter für den Export verwandt werden muß. Vor allem die Produktion von langlebigen Konsumgütern und die entsprechende Ausstattung der Haushalte hat einen relativ hohen Stand erreicht. Produktionsengpässe bestehen jeweils bei neuartigen Produkten wie HiFi-Anlagen

Tabelle: *Branchenstruktur der Industrie (in %)*

Bereiche	1936 ²	1950	1955	1960	1965	1970	1975	1985
Energie- und Brennstoffindustrie	9,0	11,7	8,3	6,8	6,4	5,6	5,1	12,2
Chemische Industrie	6,4	11,2	12,0	12,1	13,5	14,5	15,1	19,8
Metallurgie	10,5	6,2	8,8	8,4	7,8	7,8	7,9	9,5
Baumaterialienindustrie	2,6	2,3	1,7	2,0	2,1	2,1	2,0	2,0
Maschinen- und Fahrzeugbau ³	16,1	17,4	19,1	22,1	24,1	24,9	24,2	19,0
Elektrotechnik/Elektronik/Gerätebau ⁴	2,7	4,4	5,1	6,8	8,2	9,5	11,2	8,5
Leichtindustrie ⁵	13,6	14,7	12,4	12,0	11,3	11,2	11,3	9,6
Textilindustrie	10,6	10,2	9,6	8,8	7,6	7,0	6,6	5,9
Lebensmittelindustrie	28,5	21,9	23,0	21,0	19,0	17,4	16,6	13,5
Gesamte Industrie	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

1 Ohne Wasserwirtschaft. Berechnungsbasis sind bis 1975 die Bruttoproduktionswerte auf der Preisbasis von 1967, für 1982 industrielle Warenproduktion auf Basis effektiver Preise (mit Vorjahresangaben nicht vergleichbar).

2 Die auf das heutige Gebiet der DDR entfallende Bruttoproduktion von 1936, auf Preisbasis von 1967 umgerechnet.

3 Einschließlich Gießereien und Schmieden, Schiffbau sowie Metallwarenindustrie.

4 Einschließlich Feinmechanische und Optische Industrie sowie Datenverarbeitung und Büromaschinenbau.

5 Ohne Textilindustrie.

(Quelle: DDR Handbuch, 1985: 607; Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 139)

oder Farbfernsehgeräten; andere, wie Videogeräte oder Geschirrspülmaschinen, sind noch nicht im Angebot. Seit 1970 hat sich die Zahl der Kraftfahrzeuge nahezu verdreifacht; trotz langer Lieferzeiten, hoher Preise und mangelnder Versorgung mit Ersatzteilen und Reparaturwerkstätten steigt der Motorisierungsgrad in der DDR stetig.

Tabelle: *Ausstattungsbestand an langlebigen technischen Konsumgütern je 100 Arbeiter- und Angestelltenhaushalte*

Jahr Haushaltsnettoeinkommensgruppe Haushaltsgrößengruppe	Personen- kraft- wagen	Haushalt- kälte schränke	Haushalt- wasch- maschinen	Fernseh- empfänger	darunter Farb- fernseher
1965	7,1	30,5	33,7	65,0	-
1970	16,0	67,3	59,7	89,4	0,1
1980	44,4	107,1	92,7	106,0	17,2
1985	53,3	132,1	100,1	113,9	43,0

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 281)

1.5. *Der Konzentrationsprozeß in der Industrie*

Mit der Veränderung der Produktionsstruktur der DDR-Volkswirtschaft ging ein deutlicher Konzentrationsprozeß einher. Die Zahl der Industriebetriebe hat sich in den letzten 25 Jahren von etwa 20.000 auf ca. 4.000 verringert. Entscheidendes Element des Konzentrationsprozesses ist die Kombinatebildung nach 1979. 1970 gab es im Bereich der Industrieministerien 35 Kombinate, in denen 33 % der industriellen Arbeitskräfte beschäftigt waren. 1985 waren in den 129 zentralgeleiteten Kombinen 98 % der Arbeiter und Angestellten in der Industrie beschäftigt. Die 93 bezirksgeleiteten Kombinate im Bereich der Wirtschaftsräte der Bezirke beschäftigten 94 % der Arbeiter und Angestellten der bezirksgeleiteten Industrie.

Der Anteil von 129 zentralgeleiteten Kombinen und weniger als 4.000 Betrieben ergibt jedoch insofern ein falsches Bild, als ein Teil des Konzentrationsprozesses in der DDR-Industrie aus der Zusammenfassung kleiner und mittlerer VEB und/oder ihrer Eingliederung in Kombinate resultiert. Davon wurde die Zahl der Standorte der Produktionsstätten und die Zersplitterung der Produktion nicht erkennbar berührt. Auch blieben die regionalen Disparitäten und die nachteiligen industriellen Verdichtungen vor allem in den Gebieten Halle, Leipzig und Karl-Marx-Stadt erhalten. Einen Überblick über die Betriebskonzentration in der Industrie seit 1950 vermittelt das folgende Schaubild (s. S. 247).

Tabelle: *Kombinate in der Industrie*

Jahr	Kombinate	Anteil der Kombinate			an der Produktion von		
		an der Anzahl	an der	an der	Fertigerzeugnissen	an	
		der Arbeiter und	industriellen	Produktion	für die Bevölkerung	Export	
		Angestellten	Warenproduktion				
Bereich der Industrieministerien bzw.							
Bereich der Wirtschaftsräte der Bezirke = 100							
Zentralgeleitete Kombinate							
1970.....	35	33	33	6	38		
1975.....	45	36	43	7	45		
1978.....	54	45	49	14	59		
1979.....	101	88	85	78	96		
1980.....	130	98	99	97	99		
1981.....	133	98	100	100	99		
1982.....	133	98	100	100	99		
1983.....	132	98	100	100	99		
1984.....	133	98	100	100	100		
1985.....	129	98	100	100	100		
Bezirksgeleitete Kombinate							
1981.....	93	92	94	97	85		
1982.....	93	93	94	97	88		
1983.....	93	94	95	97	95		
1984.....	93	94	95	97	95		
1985.....	95	95	95	97	96		

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1985: 139)

Schaubild: Betriebskonzentration in der Industrie

(Quelle: Handbuch DDR-Wirtschaft, 1985: 151)

1.6. Das Handwerk

Eine wichtige Rolle bei der Versorgung der Bevölkerung mit Gütern und Dienstleistungen spielt das Handwerk. Nachdem über Jahre hinweg das private Handwerk als Fremdkörper in der sozialistischen Volkswirtschaft und der genossenschaftliche Verbund in den Produktionsgenossenschaften des Handwerks (PGH) und Konsumgenossenschaften allenfalls als Übergangsform zur Sozialisierung auch des Handwerks und des Handels gesehen wurden, hat sich Mitte der 60er Jahre ein Kurswechsel vollzogen. Zwar setzte sich bis 1970 der Schrumpfungsprozeß im privaten Handwerk weiter fort, dieser Zweig konnte jedoch seine Leistungen steigern und durch die Gründung neuer PGH einen beachtlichen Aufschwung nehmen. Anfang der 70er Jahre schien es so, als ob die SED das Ziel verfolge, die restlichen privaten Handwerker und das genossenschaftliche Handwerk in Volkseigene Betriebe umzuwandeln. Ein unveröffentlichter Ministerratsbeschuß vom 12. Februar 1976 zur Förderung privater Einzelhandelsgeschäfte, Gaststätten und Handwerksbetriebe für Dienstleistungen leitete eine Uorientierung in der Politik gegenüber dem Handwerk und den handwerklichen Produktionsgenossenschaften ein. Es wurden finanzielle Starthilfen und steuerliche Erleichterungen gewährt und vor allem neue Gewerbe genehmigungen erteilt. Die Zahl der Produktionsgenossenschaften erhöhte sich von 2.793 im Jahre 1975 auf 8.723 im Jahre 1985. Die

Tabelle: *Betriebe, Berufstätige und Leistung des privaten Handwerks
je Handwerkszweig und Bezirk 1985*

Betriebe und Berufstätige: Stand 31. Dezember

Handwerkszweig Bezirk	Betriebe	Berufstätige (ohne Lehr- linge)	Leistung in Millionen Mark
<i>Nach Handwerkszweigen</i>			
Chemie	652	3.171	183
Herstellung und Bear- beitung von Baustoffen	681	2.019	71
Vorfertigung der Bauwirtschaft	330	1.166	48
Maschinen- und Fahrzeugbau	13.127	43.897	2.198
Straßenfahrzeugbau	5.391	20.043	1.255
Elektrotechnik, Elektronik	7.221	22.836	1.052
Feinmechanik und Optik	1.470	5.539	299
Holzbearbeitung	11.388	28.375	888
Zellstoff und Papier	82	456	12
Polygraphie	2.146	7.406	168
Kulturwaren	1.506	4.207	117
Konfektion	4.353	6.648	92
Leder, Schuhe, Rauchwaren	4.017	8.866	217
Glas und Feinkeramik	641	1.841	57
Wirkereien und Strickereien	285	683	17
Fleischverarbeitung	2.265	17.471	2.018
Übriges produzierendes Handwerk (ohne Bau)	7.552	37.025	1.545
Bauhandwerk	13.247	40.823	2.090
Dienstleistendes Handwerk	9.625	25.899	424
<i>Insgesamt</i>	<i>80.588</i>	<i>258.328</i>	<i>11.496</i>
<i>Nach Bezirken</i>			
Hauptstadt Berlin	4.452	18.460	798
Cottbus	3.947	12.088	569
Dresden	11.169	37.878	1.734
Erfurt	6.130	19.006	864
Frankfurt	2.539	7.610	352
Gera	3.865	10.933	521
Halle	6.232	17.342	745
Karl-Marx-Stadt	13.623	45.537	1.948
Leipzig	7.199	23.320	984
Magdeburg	5.902	17.743	739
Neubrandenburg	1.860	5.581	257
Potsdam	5.393	18.676	874
Rostock	2.550	8.064	407
Schwerin	2.354	7.100	332
Suhl	3.373	8.990	373
<i>DDR</i>	<i>80.588</i>	<i>258.328</i>	<i>11.496</i>

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 178)

Mitgliederzahlen der PGH erhöhten sich von 140.290 im Jahre 1975 auf 162.158 im Jahre 1985, ihre Leistungen von 5,22 Mrd. auf 8,03 Mrd. Mark. In den 80.588 Betrieben des privaten Handwerks arbeiteten 1985 258.328 Berufstätige (ohne Lehrlinge). Diese Betriebe erbrachten eine Leistung von 11,5 Mrd. Mark. (Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 174ff.)

1.7. Die Landwirtschaft

Mitte der 60er Jahre hieß das Ziel der SED: Aufbau einer „industriemäßigen Landwirtschaft“. Nach der Bodenreform 1945/46 und dem Abschluß der Kollektivierung 1960/61 sollte dies die dritte Etappe der landwirtschaftlichen Entwicklung werden. Es ging um die Angleichung an die Produktionsbedingungen der Industrie und des Lebens auf dem Lande an das der Stadt. Das sollte durch eine Spezialisierung der Produktion in den landwirtschaftlichen Betrieben erreicht werden. Die Gliederung der alten Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) verschiedenen Typs (I/II) wurde aufgegeben und diese LPG in den Typ III überführt. Durch die Trennung von tierischer und pflanzlicher Erzeugung und die Konzentration in kapitalintensiven, hochspezialisierten und arbeitsteiligen Großbetrieben sollte ein qualitativer Durchbruch in der Landwirtschaft erzielt werden. Nachdem sich in den 60er Jahren die LPG zu Kooperationsgemeinschaften zusammengeschlossen hatten, die mehrere Dörfer bzw. LPG umfaßten, z.T. zusammen mit gärtnerischen Produktionsgemeinschaften (GPG), ging man in den 70er Jahren dazu über, durch die Ausgliederung der Pflanzenproduktion aus den früheren LPG Kooperative Abteilungen Pflanzenproduktion (KAP) zu bilden, die dann später schrittweise in spezialisierte LPG der Pflanzenproduktion, LPG (P), überführt wurden. Die verbliebenen Restbetriebe wurden zu Betrieben der Tierproduktion, LPG (T). Das bedeutet, daß die heutigen LPG nach ihrem Produktionsprofil und nicht mehr wie in den 50er und 60er Jahren nach dem Grad der Vergesellschaftung der Produktionsmittel (Bodennutzung, private Viehhaltung, Maschinenbestand usw.) unterschieden werden. Seit Beginn der 80er Jahre ist die Konzentration der Landwirtschaft nicht weiter forciert worden: Die erwartete Produktivitätssteigerung der „Agrarfabriken“ trat nicht ein, und es ergaben sich unübersehbare und kaum lösba-re ökologische Folgeprobleme. Die Entwicklung der Struktur der landwirtschaftlichen Nutzfläche nach Bewirtschaftungsformen seit 1950 zeigt das Schaubild auf der nächsten Seite.

Einen Eindruck von der Konzentration der landwirtschaftlichen Produktion vermitteln folgende Beispiele. So gibt es drei Schweinezucht- und -mastkombine mit 150.000, 80.000 und 50.000 Mastplätzen, eine Bullenmast- und -aufzuchtanlage, die 1969 mit 13.000 Plätzen in Betrieb genommen wurde und inzwischen auf die dreifache Kapazität gewachsen ist, ein Geflügelkombinat, das jährlich 140 Millionen Frischeier und 6.500 t Geflügelfleisch erzeugt, und ein anderes mit fast 500.000 Legehennenplätzen, das 120 Millionen Eier pro Jahr produziert. Ferner gibt es eine Milchviehanlage mit 5.000 Kühen, eine weitere mit 3.800 und etwa

Schaubild: Struktur der landwirtschaftlichen Nutzfläche nach Bewirtschaftungsformen

(Quelle: Handbuch DDR-Wirtschaft, 1985: 186)

100 Anlagen mit 2.000 Plätzen. Als sogenannte „industriemäßige Anlagen“ gelten folgende Größenordnungen: Milchvieh ab 800 Plätze, Kälber und Jungvieh ab 1.000 Plätze, Rindermast ab 2.000 Plätze, Schweinezucht ab 600 Plätze und Schweinemast ab 3.000 Plätze. (Handbuch DDR-Wirtschaft, 1985: 189)

Betrachtet man die Ertragsentwicklung in der DDR-Landwirtschaft, so ergibt sich insgesamt ein positives Bild. Die Marktproduktion (Erzeugung abzüglich des Eigenverbrauchs der landwirtschaftlichen Bevölkerung) konnte stetig gesteigert werden, von einigen Einbrüchen (Pflanzenproduktion 1976, Pflanzen- und Tierproduktion 1982) abgesehen. Trotz weiterer Leistungssteigerungen in den letzten Jahren liegt die Leistung der DDR-Landwirtschaft aber noch unter der der Bundesrepublik und vergleichbarer Länder. Das Verhältnis von finanziellem Aufwand und Ertrag hat sich tendenziell verschlechtert. Die Trennung von Tier- und Pflanzenproduktion und die Bildung zentralisierter Großbetriebe hat erhebliche Transportprobleme und -kosten zur Folge gehabt. Durch Überbeanspruchung, Überdüngung, mangelnde Fruchtfolge und die Verdichtung des Bodens durch den Einsatz schwerer Maschinen sind die landwirtschaftlich genutzten Böden in der DDR erheblich belastet.

Der jahrzehntelange Transformationsprozeß in der Landwirtschaft der DDR ist zum Stillstand gekommen. Die Landwirtschaft steht aller Voraussicht nach heute an einem Scheideweg. Die industriemäßige Landwirtschaft hat nicht die erwarteten qualitativen Fortschritte gebracht, dafür aber hohe Kosten und vor allem massive ökologische Folgeprobleme gezeitigt. Ob und mit welchen Konsequenzen auf diese Probleme geantwortet werden wird, bleibt offen.

Tabelle: Sozialistische Landwirtschaftsbetriebe

Jahr Bezirk	Volkseigene Güter		Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften			KAP und ZBE Pflanzen- produktion	Gärtnerische Produktions- genossen- schaften	ZBE der Tier- produk- tion	Produktions- genossen- schaften PGB, PwP, PwZ
	Ins- ge- samt	danunter	Ins- ge- samt	Pflanzen- produk- tion	Tier- produk- tion				
1960.....	669		19.313				298		
1970.....	511		9.009				346		66
1975.....	463		4.621	47	4.574	1.210	287	367	57
1980.....	469	66	3.946	1.047	2.899	87	213	299	48
1981.....	479	72	3.969	1.101	2.868	36	215	269	49
1982.....	478	73	3.949	1.119	2.830	20	211	247	49
1983.....	477	74	3.938	1.131	2.807	17	209	235	49
1984.....	471	75	3.932	1.140	2.792	14	208	223	49
1985.....	465	77	3.905	1.144	2.761	11	205	211	50

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 181f.)

Tabelle: Mitglieder landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften

Jahr	insgesamt	weiblich
1961	975.320	456.014
1965	1.004.328	479.566
1970	937.928	446.693
1975	876.814	417.553
1980	826.713	390.012
1985	885.813	404.182
darunter ständig mitarbeitende Mitglieder		
1961	879.432	409.334
1965	874.462	404.356
1970	755.237	340.927
1975	637.469	273.345
1980	591.141	248.155
1985	641.622	250.032

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 181f.)

1.8. Beitrag der Wirtschaftsbereiche zum Bruttosozialprodukt

Eine ungefähre Vorstellung der Bedeutung der einzelnen Wirtschaftsbereiche vermitteln Daten über ihren Beitrag zum Bruttosozialprodukt, der jedoch aufgrund unterschiedlicher Berechnungsmethoden nur annäherungsweise angegeben werden kann. Nach Berechnungen des DIW leisten die einzelnen Wirtschaftsbereiche in der Bundesrepublik und der DDR folgenden Anteil zum Bruttosozialprodukt (siehe die Tabelle auf der folgenden Seite).

Diese Daten werden durch die verschiedenen Preisrelationen jedoch verfälscht. So sind durch die unterschiedlichen Löhne vor allem lohnintensive Bereiche in der DDR im Vergleich zur Bundesrepublik unterbewertet. Durch die hohen Lohnkosten ist der Anteil der Landwirtschaft am Bruttosozialprodukt der DDR eher überbewertet. Ähnliche Ungleichgewichte zeigen sich auch auf der Verwendungsseite des Bruttosozialproduktes.

Tabelle: Beiträge der Bereiche zum Bruttosozialprodukt der DDR und der Bundesrepublik Deutschland

	DDR Mrd. M zu Preisen von 1980		Bundesrepublik Mrd. DM zu zu Preisen von 1976	
	1960	1980	1960	1980
Land- und Forstwirtschaft	13,4	16,4	26,6	32,1
Warenproduzierendes Gewerbe	58,2	162,1	277,5	561,7
Handel und Verkehr	12,4	28,5	93,3	208,0
Dienstleistungen ¹⁾	17,9	35,0	216,0	463,7
Bruttosozialprodukt ²⁾	100,6	234,0	613,4	1.265,5
- Anteile in v.H. -				
Land- und Forstwirtschaft	13	7	4	3
Warenproduzierendes Gewerbe	58	69	45	44
Handel und Verkehr	12	12	15	16
Dienstleistungen	18	15	35	37
Beschäftigte, Anteile in v.H.				
Land- und Forstwirtschaft	17	10	14	5
Warenproduzierendes Gewerbe	48	49	48	44
Handel und Verkehr	17	17	18	19
Dienstleistungen	18	25	20	31

1) Nichtproduzierender Sektor und "sonstige produzierende Zweige"

2) Differenzen bedingt durch "Verrechnungen" und Generalreparaturen

(Quelle: Handbuch DDR-Wirtschaft, 1985: 140)

2. Das Planungssystem

Im Jahre 1983 wurde an der sowjetischen Akademie der Wissenschaften in Nowosibirsk eine Studie erstellt, die massive Kritik am Planungskonzept und der Planungspraxis in der Sowjetunion übte. Die gegenwärtige Parteiführung der KPdSU hat sich die wesentlichen Elemente dieser Kritik zu eigen gemacht. Die Studie formulierte unter anderem:

„Die Grundzüge des bestehenden Systems staatlicher Wirtschaftslenkung (und folglich der durch dieses bewirkten Produktionsverhältnisse) der UdSSR entstanden vor etwa fünf Jahrzehnten. Seitdem wurde dieses System mehrmals verbessert, erneuert und vervollkommen; niemals aber wurde es einer qualitativen Veränderung unterzogen, welche die grundsätzlichen Wandlungen im Zustand der Produktivkräfte widerspiegelt hätte. Die wichtigsten Merkmale des Systems der staatlichen Lenkung der sowjetischen Wirtschaft werden in der wissenschaftlichen Literatur folgendermaßen beschrieben:

- der hohe Zentralisierungsgrad bei wirtschaftlichen Entscheidungsprozessen
- der direktive [adresno-direktivnyj] Charakter der Produktionsplanung
- die schwache Entwicklung der Marktverhältnisse (das Mißverhältnis zwischen den Preisen für Verbrauchsgüter und Produktionsmittel und ihrem gesellschaftlichen Wert, die zentralisierte materialtechnische Versorgung der Betriebe, das Fehlen eines Markts für Produktionsmittel u.a.)
- die zentralisierte Regelung aller Formen materieller Arbeitsstimulierung
- die Dominanz des Branchen- über das Regionalprinzip in der Leitung
- die administrative Zersplitterung der Leitung der Wirtschaftszweige und deren Untergliederungen
- das beschränkte Ausmaß an ökonomischen Rechten und dementsprechend auch an wirtschaftlicher Verantwortlichkeit der Betriebe für die Ergebnisse ihrer Tätigkeit
- die Einschränkungen aller Arten formal nicht geregelter ökonomischer Aktivitäten der Bevölkerung in Produktion, Dienstleistung und Handel [Austausch, obmen].

Alle diese Merkmale zeigen, daß in der Wirtschaftsleitung administrative Methoden gegenüber ökonomischen und zentralisierte gegenüber dezentralisierten den Vorrang haben.

Wissenschaftliche Grundlage des oben beschriebenen Systems der Wirtschaftslenkung ist die von der Wirtschaftswissenschaft erarbeitete theoretische Konzeption von den Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Reproduktion im Sozialismus. Sie ist zum einen in den Lehrbüchern für Politökonomie und angewandte Wirtschaftswissenschaften, in philosophischen und ökonomischen Handbüchern dargestellt, zum anderen kann sie auch aus der Praxis der Wirtschaftslenkung abgeleitet werden. Wesentliche Elemente sind folgende Vorstellungen:

1. Die sozialistischen Produktionsverhältnisse eilen der Entwicklung der Produktivkräfte voraus, was Widersprüche zwischen ihnen ausschließt.
2. Im Sozialismus gibt es keine tiefen, geschweige denn antagonistischen Widersprüche zwischen persönlichen, kollektiven und gesellschaftlichen Interessen, ebensowenig zwischen den Interessen verschiedener Klassen und gesellschaftlicher Gruppen.
3. Die Arbeit der Beschäftigten in der sozialistischen Produktion hat unmittelbar gesellschaftlichen Charakter.
4. Daraus folgt dann, es sei nicht unerläßlich, die Notwendigkeit individuellen Aufwands für die Warenproduktion durch den Marktmechanismus bestätigen zu lassen [zum Gleichgewichtspreis zu entgelten], d.h. daß die Ware-Geld-Beziehung kein organischer Bestandteil einer sozialistischen Wirtschaft sei.
5. Die gesellschaftliche Produktion hat gegenüber allen Arten formal nicht geregelter privater und kollektiver Arbeit absoluten sozial-ökonomischen Vorrang; eine 'Konkurrenz'

um Arbeit, Arbeitszeit, materielle Produktionsressourcen und Absatzmärkte zwischen den gesellschaftlichen und den privaten Sektoren der sozialistischen Wirtschaft ist praktisch unmöglich.

6. Die in der sozialistischen Produktion Beschäftigten sind als 'Träger der Arbeitskraft', als Arbeitskräftepotential, Objekt der zentralisierten Leitung 'von oben' anzusehen. Als Ressourcen sind sie von Natur aus passiv, da sie nicht in Aktion treten, sondern 'genutzt' werden, sie agieren nicht, sondern 'funktionieren', sie wechseln den Arbeitsplatz nicht, sondern werden 'verteilt' und 'umverteilt', da von Menschen in der Eigenschaft als 'Arbeitskräftepotential' keine Aktivität wie beispielsweise die Teilnahme an der Leitung, schöpferische Initiative oder der Kampf für eigenständige Ideen erwartet wird.
7. In der wirtschaftlichen Aktivität der Menschen sind materielle Bedürfnisse, Stimuli und Motive absolut dominant (im Gegensatz zur tatsächlichen Kompliziertheit ihrer Motivation, besonders der wichtigen Rolle sozialer und geistiger Motive)."

(Die Studie von Nowosibirsk, 1984: A 5f.)

Das System der zentralisierten und administrativen Wirtschaftsführung, das auf diesen Vorstellungen beruht, entsprach nach Auffassung der Autoren dieser Studie dem Entwicklungsstand der sowjetischen Wirtschaft in den 30er Jahren. Heute lasse sich jedoch feststellen, „daß die Möglichkeiten der zentral-administrativen Wirtschaftsführung erschöpft sind“. Es komme darauf an, durch den Ausbau von Marktbeziehungen, den Aufbau eines modernen Wirtschaftsmechanismus und eine Reform des Planungs- und Leitungssystems die Voraussetzungen für eine Modernisierung der Volkswirtschaft zu schaffen. Ähnliche Argumente hatten, wenngleich sie keine Kritik an der Sowjetunion enthielten, im Mittelpunkt der wirtschaftlichen Reformvorstellungen in der DDR Anfang der 60er Jahre gestanden. Die Reform des Wirtschaftsmechanismus blieb unvollendet; die Parteiführung unter Erich Honecker hat die Reform des Planungssystems nach dem VIII. Parteitag der SED vorläufig beendet. Mit der Kombinatbildung nach 1979 hat sie dann später eine deutliche Zentralisierung des Planungs- und Lenkungssystems vorgenommen. Seine hierarchische Grundstruktur wurde erhalten, ja, durch die Kombinatbildung eher noch verstärkt. Diese erreichte Struktur des volkswirtschaftlichen Planungs- und Lenkungssystems wird von der DDR für vorbildlich gehalten; sie sieht von daher keinen Anlaß, wie die Sowjetunion über eine „Umgestaltung“ nachzudenken.

2.1. *Struktur des Planungssystems*

Grundlegendes politisches Organisationsprinzip des Planungssystems bleibt ohne Abstriche der demokratische Zentralismus, der das einheitliche Handeln aller Planungsbehörden sichern soll. Strukturell gliedert sich das Planungssystem in drei Ebenen:

- zentrale Ebene – Ministerrat, staatliche Plankommission, Industrieministerien;
- regionale Ebene – Räte der Bezirke, Räte der Kreise, Räte der Städte und Gemeinden;
- Betriebsebene – Kombinate und VEB.

Schaubild: Leitungsstruktur der Volkswirtschaft der DDR

(Quelle: Sozialistische Volkswirtschaft, 1986: 66f.)

Auf der zentralen staatlichen Ebene ist der Ministerrat für die Planung der Volkswirtschaft verantwortlich. Er handelt auf der Grundlage der Direktiven der SED. Formales Beschlußgremium für die Fünfjahres- und Jahrespläne ist die Volkskammer. Die Zusammenarbeit der obersten Planungsbehörden stellt ein Hochschullehrbuch „Sozialistische Volkswirtschaft“ folgendermaßen dar:

„Der Ministerrat leitet die planmäßige Entwicklung der Volkswirtschaft auf der Grundlage der Direktiven der Partei der Arbeiterklasse und der Beschlüsse der Volkskammer. Seine Aufgabe ist es, unter Ausnutzung der ökonomischen Gesetze des Sozialismus die planmäßige proportionale Entwicklung der Volkswirtschaft im Interesse der Erfüllung der Hauptaufgabe zu sichern. Er trägt die Verantwortung für die Vorbereitung und Begründung der langfristigen Planung, der Fünfjahr- und Jahresvolkswirtschaftspläne sowie der Staatshaushaltspäne. Im Rahmen dieser Verantwortung bereitet er die Behandlung der Grundlinie des Planes in den leitenden Gremien der Partei der Arbeiterklasse vor, bestätigt die von der Staatlichen Plankommission in Zusammenarbeit mit anderen Staatsorganen vorbereiteten staatlichen Aufgaben und legt den Planentwurf der Volkskammer zur Beschlußfassung vor. Nachdem die Volkskammer den Volkswirtschaftsplan und den Staatshaushaltsplan in ihren Ausschüssen und im Plenum beraten und durch Beschluß zum Gesetz erhoben hat, gibt der Ministerrat auf dieser Grundlage die staatlichen Planaufgaben an die Ministerien und Räte der Bezirke heraus. Außerdem entscheidet der Ministerrat über die im Verlauf der Plandurchführung auftretenden volkswirtschaftlichen Grundfragen. Ferner befaßt sich der Ministerrat kontinuierlich mit der Kontrolle der Planerfüllung und der Vervollkommnung der Volkswirtschaftsplanung. Alle diese Arbeiten vollziehen sich in Übereinstimmung mit den Erfordernissen der sozialistischen ökonomischen Integration.“ (Kinze, Knop, Seifert, 1983: 92f.)

Oberste Planungsbehörde der DDR ist die Staatliche Plankommission, die dem Ministerrat direkt unterstellt ist. Sie hat folgende Aufgaben:

- Sie erarbeitet strukturpolitische Entwicklungsziele und -alternativen, die sie dem Ministerrat entscheidungsreif vorlegt;
- mit Hilfe der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung und ökonometrischer Modelle erarbeitet sie das sogenannte „Planprojekt“ für den Jahres- und Fünfjahresplan;
- sie konkretisiert die vom Ministerrat beschlossenen Planziele;
- sie nimmt die letzte Koordinierung und Bilanzierung der Planentwürfe vor und stimmt die kurz-, mittel- und langfristige Planung aufeinander ab;
- sie sorgt für die regionale Abstimmung der Pläne;
- sie nimmt die Koordination der Jahrespläne mit den Planungen des Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) vor.

Die Staatliche Plankommission hat eine wichtige Funktion bei der Vorbereitung von Planungsentscheidungen im Ministerrat, sie wird zu gutachterlichen Stellungnahmen herangezogen und soll als Fachgremium den Ministerrat von Problemen bei der Plandurchführung informieren. Obwohl die Staatliche Plankommission ein Beratungsgremium, der „ökonomische Generalstab“ des Ministerrates ist, hat sie in bestimmten Bereichen faktisch auch Weisungsbefugnisse gegenüber Ministerien und anderen zentralen Staatsorganen. Bei der Erfüllung ihrer Aufgaben wird die Staatliche Plankommission durch die „Zentrale Staatliche Inspektion für Investitionen“ und die „Staatliche Bilanzinspektion“ unterstützt. Weitere zentrale Staatsorgane mit Planungskompetenzen sind das Ministerium für Wissenschaft und Tech-

nik, das Ministerium für Materialwirtschaft, das Finanzministerium, das Amt für Preise und das Staatssekretariat für Arbeit und Löhne. Ihre Planungskompetenzen beziehen sich auf die Entwicklung von Wissenschaft und Technik, den Materialeinsatz und die Haushalts- und Finanzwirtschaft.

Für die Planung einzelner Branchen der Volkswirtschaft sind auf der zentralen Ebene die Ministerien, vor allem die elf Industrieministerien, das Außenhandelsministerium, das Ministerium für die Bezirksgeleitete Industrie und Lebensmittelindustrie, das Ministerium für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft, das Ministerium für Verkehrswesen, aber auch das Volksbildungsministerium, das Ministerium für Wissenschaft und Technik, das Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen und andere zuständig. Die Ministerien sind in ihrem Zuständigkeitsbereich vor allem für die Ausarbeitung und Kontrolle langfristiger Planungen auf der Grundlage der Vorgaben der Staatlichen Plankommission zuständig. Sie sollen die vertikale und horizontale Abstimmung der einzelnen Pläne der verschiedenen volkswirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereiche gewährleisten.

Neben der zentralgeleiteten Industrie gibt es noch die bezirksgeleitete Industrie. Sie ist in 93 Kombinatn organisiert, die den Wirtschaftsräten der Bezirke unterstehen. Die Wirtschaftsräte der Bezirke sind sowohl dem Rat des Bezirks als auch dem Ministerium für Bezirksgeleitete und Lebensmittelindustrie unterstellt (doppelte Unterstellung). Den örtlichen Staatsorganen (den Räten der Bezirke, Kreise, Städte und Gemeinden) ist ferner das örtlich geleitete Bauwesen, die Land- und Nahrungsmittelwirtschaft sowie Handel, Versorgung und Dienstleistungen unterstellt. Die konkrete Zuordnung ergibt sich aus dem Umfang der jeweiligen Aufgabenstellung der Betriebe und Einrichtungen. Darüber hinaus haben die Räte der Bezirke und Kreise Planungsfunktionen im Bereich der Wohnungsversorgung, der Versorgung mit Konsumgütern und Dienstleistungen, im Arbeits- und Gesundheitsschutz, für das Bildungswesen, für das kulturelle Leben in ihrem Zuständigkeitsbereich. Den „örtlichen Organen der Staatsmacht“ werden bei der Planung und Leitung der Wirtschaft folgende Aufgaben zugewiesen:

- „– Sie sind verantwortlich für die Sicherung der territorialen Produktionsbedingungen der zentral- und bezirksgeleiteten Wirtschaft, für die Sicherung der Versorgungs-, Transport- und Beförderungsaufgaben, für die Einhaltung der von den Planungsorganen und anderen zentralen Organen vorgegebenen Aufgaben der Produktions- und Leistungsentwicklung sowie für die Lösung der territorialen Probleme und die konzentrierte Durchführung der Investitionen.
- Sie unterstützen die zentralgeleiteten Kombinate, um deren Leistungsfähigkeit weiter steigern zu helfen. Dabei erhöht sich nach unseren Erfahrungen die Verantwortung der örtlichen Organe bei der Lösung sozialer Fragen sowie bei der effektivsten Nutzung der territorialen Produktionsbedingungen – des Grund und Bodens, des gesellschaftlichen Arbeitsvermögens, der Baukapazität und anderem.
- Sie sind verantwortlich für die territoriale Rationalisierung. Diese umfaßt Aufgaben, die von mehreren Betrieben oder Einrichtungen an einem Standort oder in einem Gebiet durchgeführt werden sowie Maßnahmen, mit denen Einfluß auf die effektivere Nutzung territorialer Ressourcen und Reserven ausgeübt wird (Transport und Verkehr, Energie- und Wärmeversorgung, Produktion von Rationalisierungsmitteln und ähnliches).
- Sie sind für die weitere Entwicklung der Lebens-, Wohn- und Versorgungsbedingungen in ihrem Territorium verantwortlich. Insbesondere haben sie für den Neubau von Woh-

nungen, die Werterhaltung, Rekonstruktion und Modernisierung des vorhandenen Wohnraumes sowie für eine den Grundsätzen des sozialistischen Staates entsprechende Verteilung und Bewirtschaftung der Wohnungen zu sorgen."

(Sozialistische Volkswirtschaft, 1986: 70f.)

Auf der Betriebsebene hat sich durch die Kombinati**s**bildung die Struktur der Planung verändert.

„Die Kombinate als modernste Form der Leitung der sozialistischen Wirtschaft lösen auf der Grundlage des staatlichen Planes alle Aufgaben zur Sicherung und Entwicklung ihres Reproduktionsprozesses eigenverantwortlich. Dies erfordert, den Reproduktionsprozeß der Kombinate in seiner Komplexität von der Forschung und Entwicklung über die Projektierung, den Bau von Rationalisierungsmitteln bis zur Produktion, einschließlich erzeugnisbestimmender Zulieferungen, und den Absatz der Erzeugnisse im In- und Ausland zu leiten und zu planen.“ (Kinze, Knop, Seifert, 1983: 101)

Auf den ersten Blick scheint es, als ob die früher notwendigen komplizierten Abstimmungsverfahren zwischen Betrieben, die verschiedenen VVB oder Erzeugnisgruppen zugehörten, nach der Kombinati**s**bildung entfallen sind. Dieser Abstimmungsprozeß ist aber de facto nur in die neuen Kombinate hineinverlagert worden. Zwischen den Kombinati**s**leitungen und ihren 20 bis 40 rechtlich selbständigen Betrieben fällt eine Vielzahl von Koordinationsaufgaben an, jedoch hat der Generaldirektor des Kombinati**s** (und die Planungsabteilung des Kombinati**s**) im Vergleich zu den früheren VVB-Generaldirektoren größere Kompetenzen. Er hat erweiterte Eingriffsrechte in das Betriebsgeschehen, entscheidet über die Planvorgaben, hat die Verfügungsgewalt über die betrieblichen Ressourcen und die Verwendung der erwirtschafteten Mittel.

Umfang und Abfolge der Planung in den Kombinen der DDR hängen von der Organisationsstruktur dieser Vereinigung von Betrieben ab. Kombinate können gebildet werden, um aufeinanderfolgende Stufen der Rohstoffverarbeitung, z.B. Erzförderung, Roheisen-, Stahl- und Walzguterzeugung im Eisenhüttenkombinat zusammenzufassen, verschiedenartige Arbeitsprozesse eines Rohstoffs (z.B. in der chemischen Industrie) einheitlich zu organisieren, die Haupt- und Nebenfertigung zusammenzulegen, Betriebe mit gleicher technologischer Produktion zusammenzufassen oder verschiedene Dienstleistungen und Versorgungsangebote (vor allem im Verkehrswesen und im Bausektor) einheitlich zu gestalten. Den unterschiedlichen Bedingungen in einzelnen Zweigen der Industrie entsprechend ist die Leitungsstruktur der Kombinate unterschiedlich gestaltet. In der Regel werden die Kombinate durch einen „Stammbetrieb“ geleitet. Der Betriebsdirektor des Stammbetriebes ist zugleich Generaldirektor des Kombinati**s**, der Leitungsapparat des Stammbetriebes gleichzeitig für das gesamte Kombinat zuständig. Dieser Kombinati**s**typ soll in Zukunft in den meisten DDR-Kombinen durchgesetzt werden.

Als zweiter Typ bestehen Kombinate mit nur einem Großbetrieb und einer einheitlichen Leitungsstruktur des gesamten Betriebes – eines der bekanntesten Beispiele sind die VEB-Leuna-Werke. Bei einem dritten Typus erfolgt die Leitung des Kombinati**s**, in dem mehrere Betriebe vereinigt sind, über einen selbständigen Leitungsapparat, wenn sich noch kein leistungsfähiger Großbetrieb als Stammbetrieb herausgebildet hat, und schließlich kann die Leitung mehrerer Kombinati**s**betriebe

durch sogenannte „Leitbetriebe“ erfolgen, die die Produktion bestimmter Erzeugnisgruppen leiten und ihrerseits der zentralen Kombinati-leitung unterstehen.

Schaubild: Grundstruktur der Leitung eines Kombinales mit Stammbetrieb

(Quelle: Handbuch DDR-Wirtschaft, 1985: 91)

Bei allen Kombinatstypen steht der Generaldirektor mit seinem Stab an der Spitze der Leitungshierarchie des Kombinats. Er untersteht direkt einem Industrieministerium. In den Kombinati-leitungen bestehen verschiedene Fachdirektorien, die beratende Funktion für den Generaldirektor haben. Ihre Kompetenzen sind eindeutig abgegrenzt, sie betreffen innerbetriebliche Vorgänge wie Beschaffung, Wissenschaft und Technik, Produktion und Absatz. Bei Kombinat-en mit Leitbetrieben sind die Fachdirektorien den einzelnen Leitbetrieben zugeordnet. Eine parallele Struktur besteht auf der Betriebsebene. Daraus ergibt sich für die Kombinate eine vierstufige Leitungshierarchie: Generaldirektor mit Stab – Fachdirektoren mit Stab – Betriebsdirektor mit Stab – Fachdirektoren der Produktionsbetriebe. Alle Inhaber dieser Leitungsfunktionen sind „staatliche Leiter“, die im Rahmen des demokratischen Zentralismus nach dem Prinzip der Einzelleitung, der kollektiven Beratung und der persönlichen Verantwortung zu entscheiden haben. Dies bedeutet, daß einmal getroffene Entscheidungen, die nach Beratung des Vorgesetzten mit den unterstellten Mitarbeitern gefallen sind, für alle unterstellten Leitungsorgane verbindlich sind.

Einer der wesentlichen Gründe für die Bildung leistungsfähiger Kombinate war die Absicht, die Fünfjahres- und Jahresplanung in der Industrie der DDR zu konzentrieren und die vielfältigen Bruchstellen in der Planerarbeitung und Plan-durchführung zu beseitigen. Die Planungsabteilungen der Kombinate erarbeiten eigene Kombinati-pläne auf der Grundlage der staatlichen Planaufgaben und der

Planungsordnung. Die Kombinatipläne werden mit den regionalen staatlichen Behörden abgestimmt. Dieser Abstimmungsprozeß betrifft die Standortverteilung der Produktion, Infrastrukturmaßnahmen, die Arbeitskräfteplanung, Probleme des Umweltschutzes und die Inanspruchnahme territorialer Ressourcen. (Sozialistische Volkswirtschaft, 1986: 70)

2.2. *Planungsablauf*

Grundlage der Planung sind langfristige Prognosen (20 bis 30 Jahre), die Aussagen über die zu erwartenden Entwicklungen in ausgewählten Bereichen der Volkswirtschaft versuchen und in denen die vermuteten gesellschaftlichen, wissenschaftlich-technischen, sozialen und ökonomischen Trends erfaßt werden sollen. Nach sehr euphorischen Hoffnungen auf die „wissenschaftliche Prognose“ in den 60er Jahren (Glaeßner, 1977: 155ff.) sind die Erwartungen an die Treffsicherheit der Prognosen erheblich zurückgeschraubt worden. Auf der Grundlage von Prognosen sollen dann „langfristige Planungen“ erfolgen, die einen Zeitraum von 10 bis 15 Jahren umfassen. Faktisch sind das bis heute Zielpagnosen und programmatische Aussagen, wie sie auf Parteitage erfolgen. Die Forderung, „eine weitere Qualifizierung der langfristigen Planung zur besseren Beherrschung entscheidender Seiten des volkswirtschaftlichen Reproduktionsprozesses, insbesondere auch der Reproduktionsprozesse der Kombinate“ vorzunehmen (Kinze, Knop, Seifert, 1983: 116), verweist darauf, daß man mit konkreten, d.h. bilanzierten langfristigen Planungskonzeptionen und ihrer Abstimmung im RGW noch nicht sehr weit gekommen ist. Langfristige Planungen sollen entwickelt werden für „Entwicklungskonzeptionen von entscheidender volkswirtschaftlicher Bedeutung“ wie das Wohnungsbauprogramm, das Energieprogramm, die Rohstoffkonzeption, die Weiterentwicklung der Mikroelektronik und der Robotertechnik, die Kooperation und Spezialisierung im RGW.

Diese langfristigen Planungen werden von verschiedenen Planungsinstitutionen unter Leitung des Ministerrates ausgearbeitet. Ein zweiter Bereich sind langfristige Entwicklungskonzeptionen einzelner Industriebereiche und anderer Sektoren der Volkswirtschaft. Und schließlich sollen die Räte der Bezirke und ausgewählte Großstädte und Regionen „territoriale Entwicklungskonzeptionen“ erarbeiten. Diese langfristigen Konzeptionen sind die Grundlage für die Erarbeitung der Fünfjahrespläne, deren Rhythmus dem der Parteitage der SED angeglichen ist. Auf den Parteitage der SED wird jeweils eine „Direktive“ für den Fünfjahrplan verabschiedet, die dann (nach Diskussion in den Planungsbehörden und ggf. leichten Änderungen) als Gesetz von der Volkskammer verabschiedet wird. Die im Gesetz über den Fünfjahrplan festgelegten Aufgaben sind verbindliche Rechtsgrundlage für die Wirtschaftstätigkeit aller Einheiten der Volkswirtschaft. Er umfaßt die Grundlinien der Wirtschaftspolitik, die konkreten Aufstellungen für die verschiedenen volkswirtschaftlichen Bereiche und ihre Untergliederungen und die ver-

schiedenen Regionen der DDR. Im einzelnen gliedert sich der Fünfjahrplan in folgende Planbestandteile:

- die Planung der Produktion der Industrie;
- die Planung des Bauwesens;
- die Planung der Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft;
- die Planung des Verkehrswesens und des Post- und Fernmeldewesens;
- die Planung des Konsumgüterbinnenhandels;
- die Planung des Bildungswesens;
- die Planung des Gesundheits- und Sozialwesens;
- die Planung der Körperkultur und des Sports, des Erholungswesens und des Tourismus;
- die Planung der Bereiche der Kultur, des Fernsehens, des Rundfunks und des Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienstes;
- die Planung des komplexen Wohnungsbaus und der Wohnungswirtschaft;
- die Planung der örtlichen Versorgungswirtschaft;
- die Planung der Wasserwirtschaft;
- die Planung der Effektivität der gesellschaftlichen Produktion;
- die Planung des materiellen und kulturellen Lebensniveaus der Bevölkerung;
- die Planung der sozialistischen Rationalisierung;
- die Planung von Wissenschaft und Technik;
- die Planung der Grundfonds und Investitionen;
- die Planung der Materialökonomie;
- die Material-, Ausrüstungs- und Konsumgüterbilanzierung;
- die Planung der Arbeitsproduktivität, des gesellschaftlichen Arbeitsvermögens und des Arbeitseinkommens;
- die Planung der Berufsbildung;
- die Finanz- und Kostenplanung;
- die Planung der Preise;
- die Planung der Finanzen des Staates;
- die Planung der Maßnahmen der sozialistischen ökonomischen Integration;
- die Planung des Außenhandels und der Valutabeziehungen;
- die Territorialplanung;
- die Planung der jugendpolitischen Aufgaben;
- die Planung des Umweltschutzes;
- die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung und den komplexen Effektivitätsnachweis.

(Kinze, Knop, Seifert, 1983: 123f.)

Auf der Grundlage des Fünfjahrplans für die DDR-Volkswirtschaft werden entsprechende Pläne in den nachgeordneten Bereichen (Kombinate und Betriebe, Bezirke, Kreise, Städte und Gemeinden usw.) ausgearbeitet. Die Vorgaben des zentralen Planes werden für die jeweiligen Bereiche spezifiziert und sektoral und regional abgestimmt.

Theoretisch sollen aus dem Fünfjahrplan direkt die Aufgaben der Jahrespläne abgeleitet werden. Da es in der Praxis jedoch immer wieder zu Veränderungen und Revisionen kommt, sieht die Planungsordnung auch Abweichungen der Jahrespläne von den Vorgaben der Fünfjahrespläne vor. Dies betrifft vor allem auch technologische Veränderungen und die Anpassung an veränderte Bedingungen auf dem Weltmarkt. Den formellen Ablauf der Jahresplanung in der zentralgeleiteten und örtlich geleiteten Wirtschaft zeigen die beiden folgenden Schaubilder. (Sozialistische Volkswirtschaft, 1986: 86; 88)

Schaubild: Ablauf der Jahresplanung

Die Ausarbeitung der Fünfjahres- und Jahrespläne erfolgt in vier Etappen:

1. Zuerst werden sogenannte „Planprojekte“ ausgearbeitet, in denen, auf der Grundlage der Beschlüsse der Partei und der Festlegungen des Ministerrates, die wesentlichen Planungsaufgaben festgelegt werden. Planprojekte, die auf allen Ebenen der Volkswirtschaft erarbeitet werden, dienen der Vorbereitung von konkreten Planungsentwürfen. Das von der Staatlichen Plankommission erarbeitete Planprojekt markiert grundsätzliche Entscheidungen über Ziele und konkrete Aufgabenstellungen des zu erarbeitenden Fünfjahres- bzw. Jahresplanes. Aus diesen zentralen staatlichen Planprojekten werden die Aufgaben abgeleitet, die für die jeweiligen Wirtschaftseinheiten verbindliche Mindestfestlegungen für den weiteren Planungsprozeß enthalten. Nach der Beschlußfassung durch den Ministerrat werden die staatlichen Aufgaben als Plankennziffern, d.h. als quantifizierbare Anforderungen den nachgeordneten Leitungs- und Planungsorganen zur Ausarbeitung ihrer jeweiligen Planentwürfe übergeben.
2. Mit der Übergabe der aufgeschlüsselten staatlichen Aufgaben durch die Staatliche Plankommission beginnt in den Kombinat, Betrieben, Genossenschaften und anderen Einrichtungen und bei den regionalen Planungsbehörden auf Bezirks-, Kreis-, Stadt- und Gemeindeebene ein Prozeß der schrittweisen Ausarbeitung von Planentwürfen. Die Planungsberatungen und Planungsdiskussionen vollziehen sich in den verschiedenen Bereichen in sehr unterschiedlichen Formen: Dazu gehören Beratungen in den Volksvertretungen und ihren Ausschüssen, Gewerkschaftsversammlungen in Betrieben, Beratungen in den Arbeitskollektiven und Meisterbereichen und anderes mehr. Zur Plandiskussion gehört auch die Erarbeitung von Wettbewerbsvorhaben, die Eingang in die Planentwürfe finden. Ferner finden Abstimmungen mit Vertragspartnern (Zulieferbetrieben, Außenhandelsbetrieben, Binnenhandelsorganen), den Banken und regionalen Behörden statt.

Auf Betriebsebene ist die Ausarbeitung der Planentwürfe ein wichtiges Instrument des „sozialistischen Wettbewerbs“. In der Phase der Ausarbeitung der Pläne werden „kollektiv-schöpferische Pläne“ und „persönliche Planangebote und Pläne“ erarbeitet, Initiativschichten geplant, die schlummernde Reserven ermitteln sollen, die Arbeitskollektive sollen meßbare und abrechenbare Vorschläge für den sozialistischen Wettbewerb machen mit dem Ziel, Bedingungen zu schaffen, unter denen sich „die schöpferischen Initiativen der Werktätigen im sozialistischen Wettbewerb noch besser in Übereinstimmung mit den Schwerpunkten der Wirtschaftsstrategie der SED entwickeln können“. (Sozialistische Volkswirtschaft, 1986: 89)
3. In einem dritten Schritt werden die Planentwürfe der Kombinate, Betriebe, Einrichtungen und Genossenschaften und der örtlichen Staatsorgane schrittweise koordiniert und bilanziert. Im Zusammenhang damit finden sogenannte „Planverteidigungen“ statt. Die Planentwürfe sind vor dem Leiter des jeweils übergeordneten Organs nach festgelegten Schwerpunkten zu verteidigen. In diesem Zusammenhang wird geprüft, inwieweit die vorgelegten Planentwürfe den staatlichen Aufgabenstellungen entsprechen. Im Ergebnis der Planverteidi-

gung entscheidet die Leitung der übergeordneten Planungsinstitution darüber, ob der Entwurf anerkannt wird oder ob Auflagen zur Präzisierung und Umarbeitung erteilt werden. Nach erfolgreicher Verteidigung werden die Planentwürfe der einzelnen Bereiche vom übergeordneten Leitungsorgan koordiniert und ggf. präzisiert. In dieser Phase der Planung finden unter Leitung des Ministerrates sogenannte „Komplexberatungen“ statt, in denen die zentralen und bezirklichen Planentwürfe aufeinander abgestimmt werden.

4. Die letzte Phase der Volkswirtschaftsplanung ist die Koordinierung und Zusammenfassung der verschiedenen Planungsentwürfe, die Ausarbeitung der staatlichen „Plandokumente“ und die Erteilung staatlicher „Planaufgaben“. Die Staatliche Plankommission erarbeitet einen Entwurf für den Fünfjahres- bzw. Jahresplan. Dieser Entwurf wird mit den Finanzorganen und den Banken abgestimmt, mit den Planungen der anderen RGW-Länder koordiniert und mit dem Bundesvorstand des FDGB beraten. Danach wird er der Partei- und Staatsführung zur Bestätigung vorgelegt. Der Ministerrat verabschiedet die Vorlage des Gesetzes über den Fünfjahres- bzw. Jahresplan und legt sie der Volkskammer zur Verabschiedung vor.

Aus diesen Gesetzen (und dem Gesetz über den Staatshaushaltsplan) werden die verbindlichen „staatlichen Planaufgaben“ abgeleitet. Im Auftrag des Ministerrates übergibt die Staatliche Plankommission den einzelnen Staats- und Wirtschaftsorganen entsprechende Auflagen, die die Grundlage für eine stufenweise Aufschlüsselung der Planungsaufgaben auf den verschiedenen Leitungsebenen beinhalten. Auf der Grundlage dieser staatlichen Planaufgaben werden in den Kombinat und Betrieben gesetzlich verbindliche Betriebspläne erstellt. Gleichzeitig werden auf der Grundlage der betrieblichen Jahrespläne Quartals- und Monatspläne ausgearbeitet, die einen kontinuierlichen Planablauf gewährleisten sollen. Die Kombinat- und Betriebspläne werden weiter für die einzelnen Betriebsteile, Abteilungen, Meisterbereiche bis hinunter zu den Brigaden aufgeschlüsselt.

Die Durchführung der Pläne erfordert eine weitere Konkretisierung der Planaufgaben. Sie liegt in der Verantwortung der Leiter der Kombinate, Betriebe, Genossenschaften und sonstigen Einrichtungen. Die Pläne werden für die einzelnen Abteilungen, Brigaden, Meisterbereiche und Arbeitsplätze und zeitlich für Monate, Wochen, Dekaden, Arbeitstage und Schichten aufgeschlüsselt. Das bedeutet, daß für jede Brigade und jedes Brigademitglied erkennbar wird, welche Leistungen gefordert werden. Diese Aufschlüsselung der Planaufgaben geht einher mit der Erarbeitung der Aufgaben und Ziele des „sozialistischen Wettbewerbs“, dessen Ziel es ist, die Erfüllung und „gezielte Übererfüllung“ der Pläne zu gewährleisten. Mit Hilfe des Wettbewerbs sollen Reserven entdeckt und Innovationen gefördert werden.

Die Kontrolle der Plandurchführung basiert auf einem komplizierten System der Berichterstattung. Ein einheitliches und gesamtstaatlich organisiertes und zentralisiertes statistisches Berichtswesen erfaßt kontinuierlich die übergroße Mehrheit der Plankennziffern in Soll-Ist-Vergleichen. Alle Wirtschaftseinheiten sind zu einer regelmäßigen Berichterstattung verpflichtet, die es ermöglichen soll, die

jeweiligen Planungsinstanzen in die Lage zu versetzen, notfalls Korrekturen und Veränderungen im Planungsablauf vorzunehmen. Neben der Staatlichen Zentralverwaltung für Statistik hat die Staatliche Plankommission eine Reihe spezieller Kontrollinstanzen geschaffen, z.B. die Zentrale Staatliche Inspektion für Investitionen und die Staatliche Bilanzinspektion. Beim Ministerium für Finanzen besteht eine Staatliche Finanzrevision. Kontrollaufgaben haben ferner das Amt für Preise, die Banken, die Arbeiter-und-Bauern-Inspektionen und die jeweiligen wirtschaftsleitenden Institutionen für ihren Verantwortungsbereich. Eine Kontrolle des Planes erfolgt schließlich auch mit Hilfe von Wirtschaftsverträgen, die zwischen verschiedenen wirtschaftenden Einheiten abgeschlossen werden.

Angesichts eines solchen komplizierten und differenzierten Planungs- und Lenkungssystems verwundert es nicht, daß immer wieder Probleme bei der Anpassung an veränderte weltwirtschaftliche Konstellationen auftauchen und daß Korrekturen langfristig festgelegter Aufgabenstellungen und kurzfristige Reaktionen auf Planungsfehler notwendig sind, aber nur in Grenzen gelingen. Besonders deutlich wurden die Probleme einer zentral gelenkten, langfristig planenden Wirtschaft im Verlauf des Fünfjahrplans 1981-1985, der bereits zum Zeitpunkt seiner Verabschiedung in einigen wichtigen Bereichen von der Entwicklung auf dem Weltmarkt überholt war: steigendes Zinsniveau auf den internationalen Kapitalmärkten, faktische Zahlungsunfähigkeit Polens und Rumäniens 1981, Kürzung der Erdöllieferungen aus der Sowjetunion um etwa 10 % und massive Verteuerung des Öls auf den internationalen Märkten und anderes mehr. Alle diese Veränderungen mußten im Fünfjahrplan aufgefangen werden. Sie schlugen auch auf die Jahrespläne durch. Ein stark zentralisiertes Wirtschaftssystem wie das der DDR ist nur bedingt in der Lage, mit solchen kurzfristigen Schwankungen fertigzuwerden. Hinzu kommt, daß das Planungs- und Lenkungssystem nur mit erheblicher Zeitverzögerung auf neue Herausforderungen, insbesondere im Bereich von Wissenschaft und Technik, reagieren kann. Wirtschaftswissenschaftler kommen deswegen zu der Auffassung, daß die DDR sich auf Dauer einer radikalen Reform ihres Wirtschaftssystems nicht wird entziehen können.

3. Die DDR-Wirtschaft im RGW

Der Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (im Westen oft COMECON genannt) wurde 1949 gegründet; die DDR trat ihm 1950 als Vollmitglied bei. Gründungsmitglieder waren Bulgarien, die CSSR, Polen, Rumänien, Ungarn und die UdSSR. Albanien trat kurz nach der Gründung bei, verzichtete 1962 aber auf die Mitgliedschaft, ist seitdem jedoch de jure noch Mitglied. Später traten die Mongolei (1962), Kuba (1972) und 1978 als zehntes Mitglied Vietnam dem RGW bei. Korea und Jugoslawien, das seit 1964 teilassoziiert ist, und bis 1966 auch die Volksrepublik China nahmen seit Mitte der 50er Jahre an den Tagungen des Rates teil. Der RGW sollte einen neuen Typus von ökonomischen Beziehungen verwirklichen:

„Der Sozialismus bringt einen sozialökonomisch neuen Typ zwischenstaatlicher Wirtschaftsbeziehungen hervor, der auf gleichartigen ökonomischen Grundlagen – dem gesellschaftlichen Eigentum an den Produktionsmitteln –, dem gleichartigen Charakter des Staates – der Volksmacht mit der Arbeiterklasse an der Spitze – und der einheitlichen Ideologie – dem Marxismus-Leninismus – beruht.

Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen den sozialistischen Staaten sind gekennzeichnet durch enge wirtschaftliche Zusammenarbeit. Jedes sozialistische Land ist an den Erfolgen der Bruderländer interessiert, nutzt deren Erfahrungen bei der Lösung der eigenen Probleme und vermittelt zugleich eigene Erfahrungen. Der engen wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit der UdSSR kommt dabei die zentrale Stellung zu.

Brüderliche gegenseitige Wirtschaftshilfe gab der ersten zwischenstaatlichen Wirtschaftsorganisation sozialistischer Staaten, dem RGW, den Namen.“ (Geschichte der sozialistischen Gemeinschaft, 1981: 247)

Seit 1969 wurde im RGW über das Ziel der „sozialistischen ökonomischen Integration“ debattiert, eine Zielstellung, die in einem „Komplexprogramm für die weitere Vertiefung und Vervollkommnung der Zusammenarbeit und Entwicklung der sozialistischen ökonomischen Integration der Mitgliedsländer des RGW“ von 1971 ihren Niederschlag fand. Ähnlich wie in der EG geht es um eine Abstimmung der nationalen Wirtschaftspolitiken der Mitgliedsländer und einen Ausgleich der Vor- und Nachteile, die aus der Integration entstehen. Die erheblichen Niveauunterschiede der Mitgliedsländer machen dies ebenso zum Problem wie die Angst der kleineren RGW-Länder vor einer allzu engen Anbindung an die übermächtige Sowjetunion. (Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe, 1985: 11ff.)

Das neue „Komplexprogramm des wissenschaftlich-technischen Fortschritts der Mitgliedsländer des RGW bis zum Jahre Zweitausend“, das auf der 41. Außerordentlichen Tagung des Rates des RGW im Dezember 1985 verabschiedet wurde, beschreibt fünf Hauptrichtungen, auf die sich die Volkswirtschaften der Mitgliedsstaaten konzentrieren werden:

- Elektronisierung der Volkswirtschaft;
- komplexe Automatisierung;
- Kernenergetik;
- neue Werkstoffe und Technologien für ihre Herstellung und Verarbeitung;
- Biotechnologie.

(Neues Deutschland v. 19.12.1985: 6)

Tabelle: Ausgewählte Wirtschaftsdaten der RGW-Länder 1984

	Einheit	Bulgarien	DDR	Kuba	Mongolei	Polen	Rumänien	CSSR	UdSSR	Ungarn	Vietnam
Fläche	km ²	110.912	108.333	110.922	1.566.500	312.683	237.500	127.899	22.402.200	93.030	331.688
Bevölkerung	Tsd.	8.961	16.671	9.994	1.843	36.914	22.625	15.459	275.066	10.668	58.698
Einwohner/km ²		81	154	90	1	118	95	121	12	115	177
Arbeiter und Angestellte im Jahresdurchschnitt	Tsd.	4.012	7.917	3.115	377	12.466	7.585	6.993	116.829	3.850	3.658
Industrielle Bruttoproduktion	1980=100	120	117	150	145	98	116	110	115	109	176
Anteil am produzierten National- einkommen											
- Industrie	%	58,1	70,0	34,7	32,3	49,6	61,6	60,0	46,0	46,6	32,8
- Land- und Forstwirtschaft	%	18,5	8,1	10,0	17,7	17,5	16,4	8,8	19,9	18,1	42,4
Verwendetes Nationaleinkommen											
- Akkumulation	%	24,3	17,4	-	38,2	24,7	-	20,1	27,2	11,3	-
- Konsumtion	%	75,7	82,6	-	61,8	75,3	-	79,9	72,8	88,7	-
Investitionen in der Volkswirtschaft	1980=100	115	93	148	145	83	98	90	116	87	178
Außenhandel - darunter mit RGW-Ländern	Mrd. Rubel	19,8	37,2	11,4	1,1	26,7	16,0	28,5	139,7	20,9	-
		15,1	23,5	9,4	1,1	18,4	7,4	21,0	72,8	14,3	-

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, Anhang I, 1986: 3ff.)

Als gemeinsame Aufgabe streben alle RGW-Länder bis zum Jahre 2000 eine Verbesserung der Arbeitsproduktivität auf mindestens das Doppelte, eine erhebliche Einsparung von Energie und Rohstoffen, eine schrittweise Angleichung des Niveaus der ökonomischen Entwicklung und der Arbeits- und Lebensbedingungen, einen Ausbau der wissenschaftlichen und technischen Zusammenarbeit und koordinierte Aktivitäten auf dem Weltmarkt an.

Die Koordination der volkswirtschaftlichen Entwicklung der Mitgliedsstaaten erfolgt über die Abstimmung der mittelfristigen Volkswirtschaftspläne, das heißt, daß dem RGW keine eigenen Planungsvollmachten zur Verfügung stehen. Bisher gibt es keine abgestimmte Struktur- und Investitionspolitik; die Zusammenarbeit beschränkt sich weitgehend auf bilaterale Abstimmungen (Regierungsabkommen, Außenhandelsabkommen und andere Verträge) im Rahmen der Fünfjahrespläne der Mitgliedsstaaten. Die verschiedenen Elemente der Integrationspolitik im RGW erläutert das folgende Schaubild:

Schaubild: Zusammenhang der wichtigsten Integrationspolitiken im RGW

(Quelle: Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe, 1985: 137)

Ob und inwieweit die Ziele des neuen Komplexprogramms eine engere und gemeinsame Planung der dort als besonders bedeutsam herausgestellten Bereiche zur Folge haben werden, ist noch offen.

Die organisatorischen Voraussetzungen für eine engere Zusammenarbeit bei der Planung sind mit der gegenwärtigen Organisationsstruktur der Gemeinschaft gegeben, die den einzelnen Mitgliedsländern ein Höchstmaß an Einflußnahme auf Gemeinschaftsebene einräumt. Dafür sorgt nicht zuletzt das Prinzip der Einstimmigkeit bei allen wichtigen Ratsentscheidungen. Dieses Prinzip gilt allerdings nur für die jeweils „interessierten“ Mitglieder, was bedeutet, daß ein Land, das in bezug auf bestimmte Entscheidungen sein Nichtinteresse äußert, die Arbeit einstellen kann, aber nicht durch sein Veto das Zustandekommen einer Entscheidung verhindern kann, an der andere Länder interessiert sind. (Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe, 1985: 23)

Schaubild: Organisationsstruktur des RGW

(Quelle: Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe, 1985: 136)

Wichtigste Entscheidungsorgane des RGW sind die Ratstagungen, das Exekutivkomitee, ständige Kommissionen, Komitees und das Sekretariat. Die Ratstagung als oberstes Entscheidungsorgan des RGW setzt sich aus Vertretern der Mitgliedsländer, meist den Ministerpräsidenten, zusammen, die von den nationalen Regierungen entsandt werden. Das Exekutivkomitee, in dem die stellvertretenden Regierungschefs der Länder vertreten sind, bildet das wichtigste Vollzugsorgan und führt die Aufsicht über die nachgeordneten Organe. Gegenwärtig gibt es 22 ständige Kommissionen, die nach Branchen oder allgemeinen Aufgabenbereichen (z.B. für den Außenhandel) gegliedert sind. Die einzelnen Mitgliedsländer entsenden die zuständigen Ressortminister in diese ständigen Kommissionen, deren Aufgabe die Weiterentwicklung der Zusammenarbeit in ihrem Aufgabenbereich ist. Ferner bestehen drei Komitees, die die Zusammenarbeit im Bereich der Planung, von Wissenschaft und Technik und der materialtechnischen Versorgung (Produktionsgüter, insbesondere Rohstoffe) koordinieren. Das Sekretariat, an dessen Spitze ein Generalsekretär steht, leitet die Verwaltungsaufgaben des Rates. Der Generalsekretär vertritt den RGW gegenüber internationalen Organisationen. Alle diese Leitungsorgane (ausgenommen das Sekretariat) haben im Rahmen ihres Geschäftsbereichs lediglich Empfehlungsrecht. Ihre Empfehlungen erlangen erst dann Verbindlichkeit, wenn die souveränen Mitgliedsländer sie annehmen. Versuche, die Kompetenzen des Rates zu erweitern, wie sie dem Vernehmen nach von der UdSSR unternommen wurden, sind am Widerstand der übrigen Mitgliedsstaaten des RGW gescheitert.

4. Die Wirtschaftspolitik der SED – Probleme und Perspektiven

Auf dem XI. Parteitag der SED im April 1986 zog Erich Honecker eine selbstbewußte und positive Bilanz der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der DDR in den 80er Jahren. Die DDR habe sich als ein politisch stabiler und ökonomisch leistungsfähiger sozialistischer Staat weiterentwickelt, in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens seien, dank des Erfolges der Wirtschaftspolitik der SED, beachtliche Fortschritte gemacht worden, die Industrie produziere zunehmend effektiver, Wissenschaft und Technik trügen ihren Teil zum wirtschaftlichen Aufschwung bei, kurzum, die DDR sei ein moderner sozialistischer Industriestaat, der sich sehen lassen könne. Anders als in der Sowjetunion, wo auf dem XXVII. Parteitag der KPdSU eine selbstkritische Bilanz der Breschnjew-Ära gezogen wurde, strotzten die Aussagen des XI. Parteitages der SED vor Selbstbewußtsein. So berechtigt dieses Selbstbewußtsein angesichts der Tatsache ist, daß es der DDR gelang, trotz der weltwirtschaftlichen Fährnisse der 70er und frühen 80er Jahre eine kontinuierliche Entwicklung zu nehmen und die weitreichenden sozialpolitischen Zielstellungen des VIII. Parteitages zu verwirklichen und zum Teil noch zu erweitern – sie zeigt nur eine Seite der Medaille. Diese Bilanz verschweigt die Probleme, vor denen die DDR-Wirtschaft nicht erst heute, aber in den letzten Jahren verstärkt steht. Sehr verschlüsselt wurden sie in einer Nebenbemerkung Erich Honeckers auf dem XI. Parteitag angesprochen: Im Rechenschaftsbericht des ZK der SED an den Parteitag findet sich die Bemerkung, daß es Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre Stimmen gegeben habe, die ein „Abbremsen“ des Tempos der wirtschaftlichen Entwicklung empfohlen hätten. Diesen Vorstellungen sei aber nicht gefolgt worden, sondern vielmehr habe die SED sich zu einer Strategie der „umfassenden Intensivierung“ entschieden. (Neues Deutschland v. 18.4.1986: 4)

Ein halbes Jahr zuvor, im November 1985, hatte Honecker sogar von einer „grundlegenden Wende“ in der Wirtschaftspolitik der SED gesprochen. Die SED habe sich dafür entschieden, auf lange Sicht den Weg der „umfassenden Intensivierung“ zu beschreiten. Das mache den Inhalt der „neuen Etappe der Verwirklichung unserer ökonomischen Strategie“ aus. (Neues Deutschland v. 23.11.1985: 4)

Ziel dieser wirtschaftspolitischen Strategie ist die Sicherung eines stabilen wirtschaftlichen Wachstums. Dieses Wachstum soll aber nicht mit Hilfe wachsender Kapitalausstattung und steigenden Materialeinsatzes erreicht werden, sondern durch die „Intensivierung“, d.h. die Steigerung der Arbeitsproduktivität und die bessere Nutzung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts. Diese wirtschaftspolitische Aufgabenstellung ist im Prinzip nicht neu, sie spielte auch eine erhebliche Rolle in der Mitte der 60er Jahre, die Probleme stellen sich aber verschärft: In vielen Bereichen, in denen die DDR-Industrie über lange Jahre konkurrenzfähig war, ist sie von der Entwicklung auf dem Weltmarkt überholt worden. Der Innovationsschub, der in den westlichen Ökonomien in den 70er Jahren einsetzte, traf die zentralgeplante DDR-Wirtschaft unvorbereitet. In vielen Bereichen, wie dem Werkzeugmaschinenbau, der Elektrotechnik und Elektronik, der Optik und der chemischen Industrie, verlor sie den Anschluß an den technischen Standard westli-

cher Industrien. Nach übereinstimmender Einschätzung aller Fachleute wurde die Kluft zwischen der DDR-Wirtschaft und den westlichen Industrieländern, vor allem der Bundesrepublik, in den 70er und frühen 80er Jahren größer, als sie zuvor war. Der ehemalige DDR-Wirtschaftswissenschaftler Harry Maier hat das Dilemma der DDR-Ökonomie folgendermaßen gekennzeichnet:

„Die DDR-Führung steht nun vor dem Dilemma, eine Modernisierung der Wirtschaft mit Hilfe von Basisinnovationen zu erreichen, die enorme Vorleistungen in Forschung, Entwicklung und Produktion erfordern, und dies bei sinkender Investitionsquote, einer sich verschlechternden Umwelt und einer vernachlässigten wissenschaftlich-technischen Basis. Die Mehrzahl der Wirtschaftswissenschaftler und Wirtschaftspraktiker der DDR sind hierbei der Meinung, daß dies nur möglich ist mit einer radikalen Wirtschaftsreform, die mit einer demokratischen Erneuerung der gesellschaftlichen Strukturen in der DDR verbunden sein muß.“ (Maier in: Die Zeit v. 28.11.1986: 26)

Zu einer Demokratisierung der Planungs- und Entscheidungsstrukturen hat sich die SED bislang nicht durchringen können. Sie versucht vielmehr, die Bewährungsprobe, vor der die DDR-Wirtschaft steht, nämlich die Anpassung an den internationalen technologischen Standard, mit technisch-organisatorischen Lösungen zu bestehen. Ob dies zur notwendigen Abkehr von der Strategie konservativer Modernisierung, wie sie die SED trotz aller gegenteiliger Beteuerungen bis vor kurzem betrieben hat, führen kann, ist fraglich. Mit dem Begriff „konservative Modernisierung“ bezeichnet der im Westen lebende polnische Wirtschaftswissenschaftler Włodzimierz Brus das in den sozialistischen Ländern bislang gebräuchliche Konzept extensiven Wachstums, das auf der quantitativen Erweiterung der Kapitalausrüstung und der Vermehrung der Arbeitskräfte basiert. (Brus/Kende/Mlynár, 1984: 10) Die Politik der Intensivierung, die die SED seit Anfang der 80er Jahre betreibt, läßt erkennen, daß sie sich dieses Problems bewußt ist. In den letzten Jahren ist eine Verschiebung der Gewichte der Wirtschafts- und Sozialpolitik der SED in Richtung einer Modernisierungsstrategie erkennbar, die wieder verstärkt auf die Wirkungen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts setzt. Die DDR ist, folgt man ihren Verlautbarungen, angetreten, den entscheidenden Schritt weg von der bisherigen konservativen Modernisierung zu tun. Sie will dies erneut, wie Mitte der 60er Jahre, mit Hilfe der wissenschaftlich-technischen Revolution erreichen. Diese sei der Motor für eine dynamische Entwicklung der Volkswirtschaft. Mit ihr ist zugleich die Hoffnung verbunden, doch noch den Übergang zur kommunistischen Gesellschaft, einer Gesellschaft des unbegrenzten materiellen Reichtums, zu verwirklichen. Den Erwartungshorizont, der mit dem Begriff wissenschaftlich-technische Revolution eröffnet wird, beschreibt die offiziöse Definition der WTR, wie sie oft wörtlich identisch in den einschlägigen Lexika zu finden ist:

„Die WTR ist historisch und logisch eingeordnet in den wissenschaftlich-technischen Fortschritt, die Gesamtheit evolutionärer und revolutionärer Veränderung der gesellschaftlichen Produktivkräfte. Die WTR ist der wesentliche Ausgangspunkt der qualitativen Höherentwicklung der materiell-technischen Basis der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit. In diesem langwährenden Prozeß, der sich gegenwärtig noch in seinem Anfangsstadium befindet, wird die materiell-technische Basis des Kommunismus errichtet. Die WTR leistet für die kommunistische Gesellschaftsformation das gleiche, was die Herausbildung der Maschinerie für die Entstehung und die Festigung der materiell-technischen Basis der kapitalistischen Gesell-

schaftsordnung einst vollbracht hat. Die WTR darf deshalb nicht nur als eine Vielzahl isolierter, punktueller Veränderungen gesehen werden. Sie durchdringt alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens und wirkt auf die materielle Produktion, die individuelle und gesellschaftlich Konsumtion, das Transportwesen, die Informationsmittel, das Militärwesen, auf die Innen- und Außenpolitik und die internationalen Beziehungen der Völker ein. All das beeinflusst das Leben der Menschen, verändert ihre Arbeit, ihre Freizeit, ihre Bildung, ihre Kultur und Lebensweise." (Wörterbuch des Wissenschaftlichen Kommunismus, 1982: 417)

Die wissenschaftlich-technische Revolution ist also im Verständnis der SED kein Prozeß, der einzelne Bereiche der Gesellschaft, vor allem die materielle Produktion oder die Wissenschaft revolutioniert; sie wird vielmehr als das entscheidende Movens der sozialökonomischen Entwicklung in der DDR begriffen. Sie schafft neue Rahmenbedingungen für die Politik der SED, indem sie erstmals eine wissenschaftlich fundierte und integrierte Planung und Lenkung der Gesamtgesellschaft erlaubt, sie stellt die Instrumente und Techniken zur Verfügung, mit deren Hilfe langfristig ein dynamisches Wirtschaftswachstum gesichert werden kann, und sie ermöglicht es, eine fundamentale kulturelle Veränderung in der sozialistischen Gesellschaft zu verwirklichen: Arbeit, Freizeit, Bildung sind einem Wandlungsprozeß unterworfen, der ein neues geistig-kulturelles „Lebensniveau“ und eine „sozialistische Lebensweise“ entstehen läßt.

In der Praxis ist die SED von diesen weitreichenden Zielprojektionen weit entfernt. Seit Anfang der 80er Jahre konzentriert sie sich darauf, zu erreichen, daß die DDR-Wirtschaft Anschluß an den internationalen Standard der technischen Entwicklung findet, auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig ist und die Fähigkeit entwickelt, bei den sich beschleunigenden wissenschaftlich-technischen und ökonomischen Innovationsprozessen mitzuhalten. Dies ist der Kern der „ökonomischen Strategie für die achtziger Jahre“, die auf dem X. Parteitag der SED 1981 verabschiedet worden war und die eine Veränderung der wirtschaftspolitischen Strategie der SED gegenüber den 70er Jahren darstellte. Diese Strategie konzentriert sich auf folgende Punkte: (Protokoll des X. Parteitages der SED, 1981, Bd. 1: 65ff.)

1. Es geht um eine stärkere Beachtung der qualitativen Aspekte des wissenschaftlich-technischen und wirtschaftlichen Wandels in allen Bereichen der Volkswirtschaft. In diesem Zusammenhang werden folgende Bereiche als vordringlich dargestellt:
 - „neue Basis-Technologien für höchstintegrierte Schaltkreise der Mikroelektronik sowie opto-elektrische Bauelemente zur Anwendung der Lichtleiter- und Lasertechnik;
 - flexible Automatisierungslösungen unter Einsatz von Robotern der 3. Generation und vollintegrierte Meß- und Steuerungstechnik;
 - hochproduktive Verfahren zur besseren stoffwirtschaftlichen Nutzung von Erdöl, Erdgas und Braunkohle, zur industriellen Nutzung mikrobiologischer Substanzen und biotechnologischer Prozesse sowie zur Entwicklung neuer hochveredelter chemischer Produkte in Form von Spezialplasten und hochreinen Chemikalien;

- neue energiesparende Verfahren, die maximal Wertstoffe aus Rohstoffen gewinnen, Verfahren für die Rückgewinnung der metallischen und chemischen Grundsubstanzen aus Sekundärrohstoffen und die Schaffung geschlossener Stoffkreisläufe.”
- 2. Durch die Rationalisierung soll die Arbeitsproduktivität gesteigert werden. Die Arbeitsabläufe sollen besser organisiert, die Arbeitsdisziplin verbessert werden.
- 3. Der rationelle Umgang mit Energie und Rohstoffen soll die außenwirtschaftliche Abhängigkeit und den Devisenverbrauch der DDR vermindern.
- 4. Die Qualität der Produkte ist zu steigern.
- 5. Die Effektivierung des gesamten Produktionsprozesses (Einsparung von Arbeitskräften und Material, bessere Nutzung der Grundfonds und Investitionsmittel, bessere Koordination der verschiedenen Produktionsabschnitte) soll erreichen, daß zukünftig das Produktionswachstum weitestgehend durch die Effektivitätssteigerung getragen wird. Dies setzt nach Auffassung der SED voraus, daß die Produktion schneller steigt als der Aufwand an Kapital und Arbeit.
- 6. Kern des angestrebten Modernisierungsprozesses hat die „sozialistische Rationalisierung” und die zunehmende Automatisierung zu sein.
- 7. Die Investitionspolitik muß zum Motor des wissenschaftlich-technischen Fortschritts werden. Sie soll wissenschaftliche Erkenntnisse schnell wirksam machen, dazu beitragen, die neusten Technologien einzuführen, Arbeitszeit und Material zu sparen und damit die Effektivität der Produktion zu erhöhen. Ziel der Investitionspolitik ist es, mehr Arbeitsplätze einzusparen als neue zu schaffen.
- 8. Die Steigerung der Konsumgüterproduktion ist unverzichtbarer Bestandteil der wirtschaftspolitischen Zielstellungen der SED.
- 9. Auf Wirtschaftswachstum kann nicht verzichtet werden.
- 10. Durch die „intensiv erweiterte Reproduktion” soll sowohl das quantitative als auch das qualitative Wachstum der Volkswirtschaft gesichert werden.

Auf dem XI. Parteitag 1986 wurde diese wirtschaftspolitische Zielstellung bestätigt: Es geht weiter darum, ein hohes und stabiles wirtschaftliches Wachstum zu erreichen. Es bleibt dabei, daß die Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, die Senkung des spezifischen Produktionsverbrauchs, die Konzentration der Investitionspolitik auf Modernisierungsinvestitionen und die Erhöhung der Arbeitsproduktivität als die entscheidenden Mittel angesehen werden, mit denen diese Ziele zu realisieren sind. Zugleich soll die wirtschaftspolitische Doppelstrategie der Modernisierung der Volkswirtschaft bei gleichzeitiger sozialer und materieller Gratifikation der Werktätigen, aber auch derer, die nicht im Arbeitsleben stehen, wie Schüler, Studenten, Frauen mit Kindern, Rentner, Behinderte usw., beibehalten werden. Offen bleibt jedoch, welche sozialen Konsequenzen die Wirtschaftspolitik der SED auf lange Zeit zur Folge haben wird. Bisher ist es gelungen, den Rationalisierungs- und Modernisierungsschub der letzten Jahre ohne erkennbare negative soziale Folgewirkungen zu realisieren. Angesichts des jahrelangen

massiven Arbeitskräftemangels hatte die ökonomische Strategie der SED sogar sehr positive Folgen: Sie führte zu einer Entlastung des Arbeits„marktes“.

Betrachtet man die Entwicklung seit dem Beginn der 80er Jahre, so läßt sich feststellen, daß der entscheidende qualitative Schritt, zumindest bisher, nicht gelungen ist. Die Vorstellung, mit Hilfe der wissenschaftlich-technischen Revolution den Anschluß an das technische Niveau in den westlichen Industrieländern zu gewinnen, hat sich nicht realisiert. Das entscheidende Element, das einer solchen Entwicklung im Wege steht, ist bislang nicht erwähnt worden: die Existenz der hierarchischen, demokratisch-zentralistischen Planungs- und Lenkungsapparate, deren Innovationsfähigkeit äußerst beschränkt ist. Nach wie vor überzogener Zentralismus, halbherzige Dezentralisierung von Entscheidungskompetenzen und die geringen Partizipationsmöglichkeiten der Bürger führen dazu, daß sich die einzelnen Säulen des administrativen Gefüges voneinander abschotten, nicht über die nötigen Informationen verfügen und sich gegenseitig in ihren Handlungsmöglichkeiten einschränken. Innovation ist ohne kalkuliertes Risiko nicht möglich. Die bestehenden Planungs- und Leitungsstrukturen lassen eigenverantwortliches, risikofreudiges und innovatives Verhalten der einzelnen Wirtschaftssubjekte und der Fachleute und Funktionäre in der Wirtschaftsverwaltung nur in Grenzen zu. Die wirtschaftspolitischen Äußerungen der SED lassen jedoch nicht erkennen, daß sie gewillt ist, etwas an dieser Situation zu ändern. Eine Reform der Planungs- und Leitungsstrukturen, wie sie unter anderen Bedingungen Anfang der 60er Jahre in die Wege geleitet wurde, steht nicht auf der Agenda der Politik der SED.

V. Bildung, Wissenschaft und Kultur

1. Das Bildungssystem

Die Bildungspolitik der SED war vier Jahrzehnte hindurch geprägt von der Vorstellung, daß die sozialistische Gesellschaft allen Bürgern die Chance eröffnen müsse, eine hohe Bildung und Qualifikation zu erwerben, und daß dies die Voraussetzung dafür sei, daß der einzelne die Chance habe, sich die Kultur- und Bildungsgüter anzueignen. Für die Arbeiterklasse sei dies ein wesentliches Element ihrer Emanzipation. Das Programm der SED von 1976 formuliert diese Aufgabenstellung folgendermaßen:

„Das Bildungswesen hat die Aufgabe, junge Menschen zu erziehen und auszubilden, die, mit solidem Wissen und Können ausgerüstet, zu schöpferischem Denken und selbständigem Handeln befähigt sind, deren marxistisch-leninistisch fundiertes Weltbild die persönlichen Überzeugungen und Verhaltensweisen durchdringt, die als Patrioten ihres sozialistischen Vaterlandes und proletarische Internationalisten fühlen, denken und handeln.

Das Bildungswesen dient der Erziehung und Ausbildung allseitig entwickelter Persönlichkeiten, die ihre Fähigkeiten und Begabungen zum Wohle der sozialistischen Gesellschaft entfalten, sich durch Arbeitsliebe und Verteidigungsbereitschaft, durch Gemeinschaftsgeist und das Streben nach hohen kommunistischen Idealen auszeichnen.“ (Programm der SED, 1976: 66f.)

Wenn die SED den allseits gebildeten sozialistischen Menschen als Idealbild entwarf, so meinte sie damit nicht nur, daß möglichst alle Bürger einen hohen Bildungsabschluß erreichen sollten; sie verband auch, wie das Zitat aus dem Programm der SED zeigt, andere inhaltliche Vorstellungen mit dem Begriff Bildung bzw. Allgemeinbildung. Es ging der Bildungspolitik der SED also nicht nur um die Brechung des Bildungsmonopols des Bürgertums mit dem Ziel, den alten herrschenden Klassen nach ihrer ökonomischen Basis auch ihre soziale Privilegierung zu entziehen, es ging ihr auch um neue Bildungsinhalte: Allgemeinbildung wurde und wird verstanden als Aneignung aller Kultur- und Bildungsgüter und zugleich als Vorbereitung auf die spätere berufliche und gesellschaftliche Praxis. In diesem Sinne bemerkte Margot Honecker auf dem IX. Parteitag der SED, daß in drei Jahrzehnten Bildungspolitik der SED an die Stelle einer „Pseudobildung für die Masse“, die für die enorme Mehrzahl der Menschen die Heranbildung zur Maschine (Marx) war, „die allseitige Bildung der Persönlichkeit“ und an die Stelle einer Erziehung, „die zur Verkrüppelung des Geistes führte, die Erziehung des freien, denkenden Menschen“ getreten sei. (Protokoll des IX. Parteitages der SED, Band 1, 1976: 289)

Wie in allen Systemen sowjetischen Typs ist auch in der DDR der Bildungssektor von Anfang an als bedeutender Teilbereich der zu errichtenden neuen Gesellschaftsordnung angesehen worden. Die Bildungspolitik war und ist in den sozialistischen Ländern immer ein Teilaspekt der Gesamtpolitik gewesen. (Klein, 1974: 26)

Veränderungen im Bildungssektor waren und sind in der DDR stets Bestandteil von und Reaktion auf Entwicklungstendenzen in den anderen gesellschaftlichen Bereichen und sollen zugleich die dort geplanten, aber auch ungeplant-tatsächlichen politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Prozesse unterstützen oder korrigieren. In diesem Sinne wird die Entwicklung des Bildungswesens in der DDR als „untrennbarer Bestandteil der sozialistischen Revolution“ begriffen. (Handbuch DDR, 1984: 469) Die Bildungspolitik ist also eingebunden in die von der herrschenden Partei vorgegebenen politisch-gesellschaftlichen Zielprojektionen. Sie ist wesentliches Element der Gesellschaftspolitik der SED.

Dieser Zusammenhang ist Anfang der 60er Jahre besonders deutlich geworden. Die Reformbestrebungen im Zeichen des NÖS beschränkten sich nicht auf den wirtschaftlichen Sektor, sondern hatten auch weitreichende Konsequenzen für Bildung und Wissenschaft. Erste Reformüberlegungen gehen auf das Jahr 1958 zurück. Vorbereitet durch eine „Parteikonferenz zur sozialistischen Erziehung der Schuljugend“ und Thesen des ZK der SED „Über die sozialistische Entwicklung des Schulwesens“, wurde 1959 ein neues „Gesetz über die sozialistische Entwicklung des Schulwesens in der Deutschen Demokratischen Republik“ verabschiedet, das wichtige Elemente der Schul- und Bildungsreform der unmittelbaren Nachkriegszeit aufhob. Erstmals wurde, auf der Basis der zehnklassigen allgemeinbildenden Oberschule, eine in sich geschlossene Konzeption der Struktur des Bildungssystems und der möglichen Bildungswege entwickelt. Die in diesem Gesetz kodifizierte Grundstruktur des Schulsektors blieb, trotz vieler Modifikationen im Detail, bis heute erhalten. Erhebliche Veränderungen ergaben sich seither vor allem durch die Ausdifferenzierung der Bildungswege im Anschluß an die schulische Ausbildung, durch den Aus- und Umbau des Fach- und Hochschulsektors und durch die Einrichtung eines differenzierten Systems der Erwachsenenqualifizierung.

Das Neue Ökonomische System bot dann nach 1963 den Rahmen, in dem Fragen der Bildungs- und Wissenschaftspolitik in einem systematischen Zusammenhang diskutiert und in konkrete Planungen umgesetzt werden konnten. Die Reform des Bildungswesens im Rahmen des NÖS hatte ein doppeltes Ziel: Zum einen sollte die Ausbildung aller Berufstätigen im Hinblick auf die erwarteten Entwicklungen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts und der damit verbundenen steigenden Anforderungen an die Qualifikation der Arbeitskräfte verbessert werden. Zum zweiten ging es darum, das Ausbildungsniveau der Kader, der Techniker und Spezialisten so anzuheben, daß sie den neuen Anforderungen einer „wissenschaftlichen Führungstätigkeit“ gewachsen waren. Diese Aufgaben waren im Rahmen des

damaligen, ungleichzeitig entstandenen und in seiner Gesamtstruktur uneinheitlichen Bildungs- und Wissenschaftssystems nicht zu lösen. Von daher wird verständlich, warum auf dem VI. Parteitag der SED 1963 mit der Verabschiedung des NÖS zugleich eine grundlegende Reform des Bildungs- und Wissenschaftssektors angezielt wurde. Diese Reform wurde von der Parteiführung als Voraussetzung dafür gesehen, daß die ökonomischen Reformziele zu realisieren und langfristig zu sichern seien. Die Reform selbst wurde in mehreren Abschnitten realisiert:

- Die Neugestaltung des Schulwesens erfolgte mit dem „Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem“ aus dem Jahre 1965 (GBl. I Nr. 6, 1965: 83ff.);
- im Rahmen der sogenannten Dritten Hochschulreform erfolgte nach 1967 eine Umstrukturierung des Fach- und Hochschulsystems;
- ein Beschluß des Staatsrates aus dem Jahre 1970 leitete eine Umgestaltung der Berufsausbildung ein;
- mit einem Beschluß der Volkskammer aus dem Jahre 1970 wurde der Startschuß zum Ausbau eines einheitlichen Systems der Erwachsenenqualifizierung gegeben;
- im gleichen Jahr begann eine Neugestaltung der Wissenschaftsorganisation der DDR, in deren Zusammenhang vor allem die Funktion der Akademie der Wissenschaften als zentraler Koordinierungsstelle für die gesamte naturwissenschaftlich-technische und ausgewählte Gebiete der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung gestärkt wurde.

Diese umfassenden Reformvorhaben waren von der Vorstellung geprägt, daß alle Bereiche der Gesellschaft, nicht nur die Wirtschaft, planbar seien und der Planung durch den sozialistischen Staat bedürften. Neu war nicht die Vorstellung, daß das Bildungs- und Wissenschaftssystem auf das gesellschaftliche Gesamt ausgerichtet sein müsse und eine unmittelbare gesellschaftliche Funktion habe; neu war, daß die bis zum Ende der 50er Jahre bestehende Dominanz des Politischen zugunsten einer Orientierung an den modernen Wissenschaften und den Notwendigkeiten der wissenschaftlich-technischen Revolution zurücktrat.

Heute steht die Bildungs- und Wissenschaftspolitik an einem Wendepunkt: Es geht um die Frage, auf welche Weise sie auf die Herausforderungen reagieren muß, die vor allem durch eine Veränderung und partielle Auflösung der alten Muster der industriellen Großproduktion, das Wachsen des Dienstleistungssektors und die Veränderung der Arbeitswelt durch die mikroelektronische und informationelle Revolution bestimmt sind. In Frage stehen in erster Linie die tradierten Bildungsziele, die das bildungs- und kulturpolitische Verständnis der DDR über 40 Jahre geprägt haben. Diese Veränderungstendenzen werden die Frage nach der Rolle von Bildung und Wissenschaft und der Stellung des Bildungs- und Wissenschaftssektors in der DDR-Gesellschaft auf. Am Beispiel des Bildungssystems läßt sich das Spannungsverhältnis darstellen, das zwischen der Forderung nach allseitiger Bildung besteht, die alle bildungspolitischen Dokumente der DDR durchzieht, und einer Orientierung des Bildungssektors an den konkreten Qualifikationsanforderun-

gen, wie sie die gegenwärtige und die prognostizierte Organisation industrieller und anderer Arbeitsprozesse vorgeben.

Bildungsanforderungen werden nicht nur in der Industrie, sondern auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen und Sektoren bestimmt. Es sind also nicht ausschließlich die Anforderungen der sozialistischen Wirtschaft, die die Erwartungen des „Beschäftigungssektors“ an das Bildungssystem bestimmen. Die Qualifikationsanforderungen, sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht, sind in den einzelnen gesellschaftlichen Bereichen durchaus unterschiedlich. Es ist eine der zentralen Aufgaben des Bildungssystems, auf diese differenzierten Anforderungsprofile zu reagieren. Um diese Aufgaben erfüllen zu können, müssen dem Bildungssystem die notwendigen materiellen Ressourcen zur Verfügung gestellt werden, es müssen Bedarfvorgaben formuliert, die zu erwartende Qualifikations- und Berufsstruktur definiert und die Anforderungscharakteristiken für einzelne Berufsbilder ausgearbeitet werden, damit das Bildungssystem den Erwartungen des Beschäftigungssektors entsprechen kann.

Das Bildungssystem hat aber nicht nur berufsqualifizierende Aufgabenstellungen. Alle bildungspolitischen Dokumente verweisen zugleich auf die politisch-ideologische und gesellschaftliche Funktion von Bildung. Vom Bildungssystem wird erwartet, daß es zwei Zielvorgaben realisiert: die Erziehung des allseits gebildeten sozialistischen Menschen und die Vorbereitung Jugendlicher und Erwachsener auf die Anforderungen der wissenschaftlich-technischen Revolution. Die Erwartungen der Gesellschaft und des politisch-administrativen Systems an das Bildungssystem gehen dahin, daß es die gewünschte gesellschaftliche und politische Sozialisation der Kinder und Jugendlichen sichert und sie zu loyalen Staatsbürgern erzieht und daß es darüber hinaus durch die Art und Weise, wie die Bildungschancen verteilt werden, beruflichen und sozialen Aufstieg bewußt gestaltet und damit einen Beitrag zur Planung der sozialstrukturellen Entwicklung leistet.

In den Darstellungen über das Bildungssystem der DDR bleiben häufig die spezifischen Bedingungen unerwähnt, die aus dem Herrschaftssystem des „realen Sozialismus“ erwachsen. Sie beeinflussen in erheblichem Maße die Interdependenzbeziehungen zwischen Bildungssystem, dem politisch-administrativen System und dem Beschäftigungssektor. Der politische und ideologische Führungsanspruch der SED hat zur Herausbildung eines eigenen Sektors in der Gesellschaft geführt, den man als „Kaderbereich“ oder „Nomenklatura“ bezeichnen kann. Er umfaßt alle die Positionen und Funktionen, die von der Partei als „strategisch“ wichtig erachtet werden. Da ein erheblicher Anteil beruflicher Führungspositionen in allen Bereichen der Gesellschaft den Funktionsbedingungen des Kaderbereichs, d.h. vor allem den Kriterien der Kaderpolitik, unterliegen, ist auch das allgemeine Bildungssystem im erheblichen Umfang involviert. Die Einrichtung formalisierter Ausbildungswege, die Festlegung bestimmter Qualifikationen für die Übernahme leitender Positionen und die Ausdifferenzierung der Methoden der Kaderbedarfsplanung und der Kaderverwaltung haben entscheidende Rückwirkungen auf den Bildungssektor.

Tabelle: Ausgaben des Staatshaushalts für Bildung

Position	1980	1983	1984	1985
	Millionen Mark			
Ausgaben für Bildungswesen	9.836,3	11.118,9	11.836,4	12.404,1
davon:				
Ausgaben für die Volksbildung	6.924,4	7.766,0	8.243,1	8.584,6
darunter für:				
Zehnklassige polytechnische Oberschulen, Erweiterte				
Oberschulen und Internate der Oberschulen	3.309,4	3.865,6	4.370,8	4.533,4
Spezialschulen zur Ausbildung, insbesondere auf				
naturwissenschaftlichem, sprachlichem, sportlichem				
und musischem Gebiet			92,8	98,4
Sonderschulen zur Persönlichkeitsentwicklung ge-				
schädigter Kinder und Jugendlicher			353,1	366,5
Unterrichts- und Lehrmittel	137,6	129,2	133,1	140,1
Spielzeug und Beschäftigungsmaterial für Vor-				
schulkinder sowie Schüler in Schulhorten	43,9	42,1	44,8	48,8
Schülerbeförderung	143,6	130,9	134,2	134,6
Einrichtungen der Volksbildung zur Betreuung und				
Erziehung der Vorschulkinder	978,0	1.246,1	1.411,0	1.499,4
Kinderheime	172,9	200,4	221,0	229,5
Jugendwohnheime	14,0	16,7	16,8	15,9
Spezialkinderheime	42,4	46,4	46,8	47,8
Schülerspeisung in allgemeinbildenden Schulen und				
Kinderspeisung in Vorschuleinrichtungen	862,7	857,8	897,1	922,3
Arbeits- und Schulsportgemeinschaften zur				
Förderung besonderer Interessen der Schüler im				
Rahmen der außerunterrichtlichen Tätigkeit			55,4	55,6
Pionierhäuser und Pionierstationen	93,4	105,8	111,1	115,2
Örtliche Feriengestaltung der Sommer-,				
Winter- und Kurzferien	65,1	58,1	57,7	57,8
Volkshochschulen	33,1	35,0	35,7	36,5
Einrichtungen und Maßnahmen zur Betreuung und				
Erziehung elternloser und familiengelöster Kinder				
und Jugendlicher			74,9	78,4
Einrichtungen zur Weiterbildung der Pädagogen der				
Volksbildung			95,7	100,1
Ausgaben für das Hoch- und Fachschulwesen	2.015,9	2.403,2	2.517,1	2.698,5
darunter für:				
Universitäten und Hochschulen	884,1	996,1	1.080,0	1.156,6
Ingenieur- und Fachschulen	329,8	381,7	398,8	407,3
Stipendien	462,5	647,1	647,3	648,9
Internate	136,6	135,1	164,5	188,8
Versorgung der Studenten in Mensen	109,4	129,0	130,9	134,4
Ausgaben für die Berufsausbildung	798,6	849,4	974,8	1.017,1
darunter für:				
Betriebsberufsschulen und betriebliche Lehr-				
lingswohnheime	523,4	543,2	712,1	748,7
Kommunale Berufsschulen und Lehrlings-				
wohnheime	190,3	209,2	199,4	202,2
Praktische Berufsausbildung in der Landwirt-				
schaft	40,8	41,6	43,0	43,8
Berufsberatungszentren			14,9	16,4
Einrichtungen zur Weiterbildung der Berufs-				
schulpädagogen			5,4	6,0
Ausgaben für die Einrichtungen der Erwachsenen-				
qualifizierung	97,4	100,3	103,4	103,9

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 262)

Die Bedingungen der Kaderreproduktion beeinflussen nicht nur das Bildungssystem, sondern auch alle anderen gesellschaftlichen Bereiche, deren interne Funktionsbedingungen wesentlich durch die kaderpolitischen Anforderungen geprägt werden. Die gesellschaftliche Funktion von Bildungsprozessen und der systemtypische Stellenwert des Bildungssystems im gesellschaftlichen Gesamten des „realen Sozialismus“ macht es also nötig, das Bildungssystem nicht isoliert, sondern als Teil eines funktional ausdifferenzierten politischen und gesellschaftlichen Systems zu betrachten. Für die DDR ist in diesem Zusammenhang festzuhalten, daß trotz aller Veränderungen, die seit den 50er Jahren eingetreten sind, noch immer von einer Dominanz des politisch-administrativen Systems gegenüber allen Bereichen der Gesellschaft, also auch gegenüber dem Bildungssystem, auszugehen ist. Die Entscheidungskompetenz bei der Regelung des institutionellen und rechtlichen Rahmens der Tätigkeit gesellschaftlicher Teilsysteme liegt eindeutig im politischen Bereich. Die wachsende Komplexität der Gesellschaft macht es jedoch zunehmend erforderlich, den einzelnen Bereichen der Gesellschaft eine größere Kompetenz bei der Formulierung ihrer gesellschaftspolitischen Ziele und konkreten Strategien einzuräumen. Dem Bildungssystem kommt in diesem Zusammenhang insofern eine besondere Bedeutung zu, als es unabdingbare Vorleistungen für die Gestaltung aller anderen Bereiche der Gesellschaft zur Verfügung stellt. Von daher ist verständlich, daß die Bildungspolitik für die SED immer ein entscheidendes Element ihrer Gesamtpolitik gewesen ist.

1.2. Struktur des Bildungssystems

Das Bildungssystem umfaßt in erster Linie die formalen Institutionen und Einrichtungen, die Bestandteil des „einheitlichen sozialistischen Bildungssystems“ sind. Es sind dies:

- die Kinderkrippen, Kindergärten, Spiel- und Lernnachmittage als zwar nicht obligatorische, in ihrer präzisen pädagogischen Arbeit jedoch auf staatlichen Bildungs- und Erziehungsplänen basierende Einrichtungen der Vorschulerziehung;
- die zehnklassige Allgemeinbildende Polytechnische Oberschule;
- die Einrichtungen der Berufsausbildung;
- die zur Hochschulreife führenden Einrichtungen, vor allem die „Erweiterte Allgemeinbildende Polytechnische Oberschule“ (EOS);
- die Ingenieur- und Fachschulen;
- die Universitäten und Hochschulen;
- die Einrichtungen der Erwachsenenqualifizierung.

Die formale Struktur des Bildungssystems zeichnet sich, ganz im Sinne der Intentionen des Bildungsgesetzes von 1965, dadurch aus, daß sie sämtliche Stufen des Bildungsprozesses von der Vorschulerziehung über die zehnklassige allgemeinbildende Oberschule, die erweiterte Oberschule, die Berufsausbildung, die Fach- und Hochschulen bis hin zu den Weiterbildungseinrichtungen umfaßt. Wesentliches

Schaubild: Struktur des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems

(Quelle: Handbuch DDR, 1984: 471)

Strukturelement des Bildungssystems ist die Durchlässigkeit zwischen den einzelnen Bildungsstufen, d.h. es gibt in der Regel mehrere, den verschiedenen Lebens- und Berufsabschnitten angepaßte Möglichkeiten, um eine bestimmte Qualifikation zu erreichen. Die grundsätzliche Entscheidung zugunsten großer Durchlässigkeit der einzelnen Berufsstufen läßt sich besonders deutlich bei den Bildungseinrichtungen belegen, die zum Abitur, also zur allgemeinen Hochschulreife führen:

1. Die Mehrheit der Abiturienten wird in der Erweiterten Oberschule (EOS) ausgebildet, auf die gegenwärtig etwa 13 % der Schüler der 10. Klasse der Allgemeinbildenden Polytechnischen Oberschule (AOS) überwechseln. Vorbereitungsklassen, die das 9. und 10. Schuljahr umfaßten und auf den Besuch der EOS vorbereiten sollten, bestanden von 1967 bis 1981; ihr Besuch war aber keine unabdingbare Voraussetzung für den Wechsel an die EOS.
2. Besondere Begabungen sollen an speziellen *Spezialschulen oder -klassen* gefördert werden. Diese Einrichtungen, die ihre Einrichtung nach den 1963 unternommenen Versuchen verdanken, durch gezielte Bildungsmaßnahmen kurz- bis mittelfristig die Qualifikationsstruktur vor allem des Leitungspersonals zu verbessern, sind inzwischen integraler Bestandteil des Bildungssystems. Spezialschulen und -klassen werden vor allem für die verstärkte sprachliche, mathematisch-naturwissenschaftliche, musische und sportliche Ausbildung eingerichtet. Hier werden besonders begabte Schüler des 11. und 12. Schuljahres auf das Studium vorbereitet. Ein Teil dieser Schüler beginnt dann sein Studium nicht im ersten, sondern im zweiten Studienjahr; das Grundstudium wird also bereits im Rahmen der Spezialklasse absolviert.
3. Im Anschluß an die Zehn-Klassen-Schule führen die *Abiturklassen in den Einrichtungen der Berufsausbildung* in einem dreijährigen Ausbildungsgang zur Facharbeiterprüfung und zugleich zum Abitur. Während die Ausbildung an den EOS eindeutig wissenschaftsbezogen ist und in erster Linie der Vorbereitung des Hochschulstudiums dienen soll, wird in der Berufsausbildung mit Abitur eine stärkere Verzahnung der allgemeinbildenden mit den beruflichen Fächern angestrebt. Zwar erfolgt die Ausbildung in den allgemeinbildenden Fächern im wesentlichen nach den gleichen Plänen wie an den EOS, so daß ein gleichwertiges Abitur abgelegt werden kann; dieser Ausbildungsgang führt aber faktisch zu einem „Spezialabitur“ für den Bereich der technischen Wissenschaften. Die 1969 im Verlauf der Dritten Hochschulreform durch die Umwandlung bisheriger Ingenieurschulen neugebildeten „Ingenieurhochschulen“ rekrutieren ihre Studenten vorrangig aus den Absolventen dieses Ausbildungsganges, da an diesen Hochschulen neben dem Abitur in der Regel eine Facharbeiterausbildung Voraussetzung für die Aufnahme des Studiums ist.
4. An den *Volkshochschulen* (aber auch an den Betriebsakademien größerer Betriebe) besteht für Berufstätige die Möglichkeit, den Abschluß des 8., 10. oder 12. Schuljahres nachzuholen. Die Volkshochschulen bieten „Gesamtlehrgänge“ für den Abschluß des 8., 10. oder 12. Schuljahres an. In den Gesamtlehrgängen für den Abschluß des 12. Schuljahres (Abiturlehrgänge) werden Berufstätige mit abgeschlossener Zehn-Klassen-Bildung und Berufsausbildung in

einem zweijährigen Lehrgang zum Abitur geführt. Der Abschluß entspricht dem der EOS. Die Gesamtlehrgänge zum Abschluß des 10. Schuljahres dienen ebenso wie besondere Vorbereitungslehrgänge dazu, Berufstätigen die für die Aufnahme eines Meisterstudiums oder eines Studiums an einer Fach- oder Ingenieurschule neben ihrer Berufsausbildung erforderliche Qualifikation zu vermitteln.

5. Als potentielle Vorbereitungsstufe für die Aufnahme eines Hochschulstudiums sind auch die *Ingenieur- und Fachschulen* anzusehen. Ein Studium an diesen Einrichtungen setzt den Zehn-Klassen-Abschluß, eine Facharbeiterausbildung und berufliche Praxis voraus. Diese Eingangsvoraussetzungen belegen ebenso wie die fachlichen Schwerpunkte (sie liegen vor allem im Bereich der technischen Wissenschaften und der Wirtschaftswissenschaften), daß an den Fachschulen in erster Linie ehemalige Berufstätige ausgebildet werden. Die Absolventen werden vor allem als mittleres technisches Personal in der Industrie, darüber hinaus aber auch in der Landwirtschaft, der Volksbildung, dem Gesundheitswesen, dem Handel, für künstlerische und andere gesellschaftliche Bereiche eingesetzt. Von dieser Aufgabenstellung her können sie nicht als direkte Zwischenstufe zwischen Schulausbildung und Hochschulstudium angesehen werden. Gleichwohl eröffnen sie für Berufstätige die Chance, auf dem Wege über eine Berufsausbildung und ein späteres Fachschulstudium zum Hochschulstudium zu gelangen.
6. Eine bis zu Beginn der 60er Jahre außerordentlich bedeutsame Institution zur Vorbereitung auf ein Studium hat ihre Funktion weitgehend verloren: die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät. Von 1951 bis 1963 gelangten 33.729 Absolventen der ABF zum Hochschulstudium. Als letzte dieser Institutionen nimmt die ABF „Wilhelm Pieck“ an der Bergakademie Freiberg Bewerber für die Fachrichtungen Bergbau, Hüttenwesen und Naturwissenschaften auf und bereitet sie auf ein Hochschulstudium vor. Die Teilnehmer werden von ihren Betrieben mit dem Ziel zur ABF delegiert, ein bestimmtes, in einer Qualifizierungsvereinbarung festgelegtes Studium aufzunehmen. Die ABF „Walter Ulbricht“ an der Universität Halle entstand in dieser Form 1966 und dient der Vorbereitung auf ein Auslandsstudium. Aufgrund des Bedeutungsverlustes der ABF spielt jedoch diese Möglichkeit, außerhalb des „normalen“ Bildungsganges einen hochschulqualifizierenden Abschluß zu erlangen, keine Rolle mehr.

Diese kurze Darstellung der im einheitlichen Bildungssystem vorgesehenen Bildungswege hat deutlich gemacht, daß die Struktur des Bildungssystems auf große Durchlässigkeit angelegt ist und insoweit den Intentionen der Bildungsreform der 60er Jahre gerecht wird. Die Entwicklung des Bildungssystems seit Beginn der 70er Jahre zeigt aber sehr deutlich, daß die Beschränkung der Analyse des Bildungssektors auf dessen strukturelle Ausgestaltung keine Aussagen über seine reale Leistungsfähigkeit und Leistungsmöglichkeiten zuläßt. Trotz großer, durch die Struktur des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems vorgegebener Durchlässigkeit der Bildungsstufen führten die politisch-gesellschaftlichen und ökonomischen Gegebenheiten dazu, daß die Selektionsfunktion des Bildungssy-

stems immer mehr an Bedeutung gewann. Die Strukturreform, die das Bildungsgesetz von 1965 vornahm, bieten so zwar nach wie vor die Möglichkeit, auf verschiedenen Wegen zum Fach- oder Hochschulstudium zu gelangen; die realen Chancen des einzelnen haben sich aber angesichts verminderter bildungspolitischer Zielprojektionen seit Beginn der 70er Jahre erheblich verschlechtert.

1.3. Das allgemeinbildende Schulwesen

Einheitlicher Schultypus und Pflichtschule für alle Kinder und Jugendlichen ist die „Zehnklassige Allgemeinbildende Polytechnische Oberschule“. (Sie wird meist verkürzt als „Oberschule“ oder „AOS“ bezeichnet.) Daneben gibt es keine anderen, privaten und/oder von Organisationen und nichtstaatlichen Institutionen geleiteten Bildungseinrichtungen in der Primar- und Sekundarstufe.

Die Oberschule baut auf den Kinderkrippen und den Einrichtungen der Vorschulerziehung auf, die die übergroße Mehrheit der Kinder in der DDR besucht. Die Kinderkrippen (Tages- oder Wochenkrippen) unterstehen dem Ministerium für Gesundheitswesen. Der Versorgungsgrad für Kinder im Alter von 0-3 Jahren beträgt fast 70 %. Damit ist der Anteil der Kinder gemeint, die in Krippen betreut werden oder während des Wochenurlaubs oder im Rahmen der Freistellung von Müttern mit mehreren Kindern von der Arbeit in der Familie betreut werden. 1970 lag dieser Anteil noch bei 29,1 %, im Jahre 1960 bei 14,3 %.

Die Kindergärten, die vom dritten Lebensjahr bis zum Beginn der Schulpflicht besucht werden, unterstehen dem Ministerium für Volksbildung. Sie werden häufig im Verbund mit Kinderkrippen gebaut („kombinierte Einrichtungen“). Sie sollen, in den Worten des Bildungsgesetzes von 1965, „Stätten frohen Kinderlebens“ sein (§ 11) sind aber wohl in erster Linie dringend notwendige soziale Einrichtungen, die die Voraussetzungen für die Funktionsfähigkeit der DDR-Wirtschaft schaffen.

Die Bildung und Erziehung im Kindergarten ist für die Eltern unentgeltlich, sie zahlen lediglich ein gering bemessenes Essensgeld. Zu den Einrichtungen der Vorschulerziehung gehören neben den Kindergärten Wochenheime und „Saison-einrichtungen“ wie Erntekindergärten auf dem Lande, die heute mit nur noch 137 betreuten Kindern gegenüber fast 60.000 Mitte der 60er Jahre keine Bedeutung mehr haben. Der Prozentsatz der Kinder, die in Vorschuleinrichtungen betreut werden, hat sich stetig erhöht. Er betrug 1960 46,1 %, stieg auf 64,5 % im Jahre 1970 und erreichte 1985 den Anteil von 89,9 %. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß durch den Rückgang der Geburtenzahlen in den 70er Jahren die absolute Zahl der Kinder, die diese Einrichtungen besuchten, zurückging. Erst seit 1979 haben sich die Zahlen wieder erhöht. Während im Jahre 1960 458.678 Kinder betreut wurden, waren es 1985 788.232. Der Höhepunkt in den 70er Jahren lag bei 706.860 im Jahr 1974, der Tiefpunkt bei 607.970 im Jahre 1978. (Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 292)

Wesentlicher Grund für den Ausbau der Krippen und Vorschuleinrichtungen ist der übermäßig hohe Beschäftigungsanteil von Frauen, der eine Versorgung der Kinder in gesellschaftlichen Einrichtungen zur Voraussetzung hat – zumindest solange, wie, wie in der DDR, die Kindererziehung weitgehend Aufgabe der Frauen bleibt. Durch die Erweiterung der sozialpolitischen Leistungen in den letzten Jahren, wie die Ausdehnung des Wochenurlaubs auf 20 Wochen 1976, die bezahlte Freistellung der Mütter nach Geburt des zweiten Kindes bis zu einem Jahr und die 1984 eingeführte Möglichkeit, nach Geburt des dritten und jedes weiteren Kindes bis zu 18 Monate freigestellt zu werden, ist zwar ein Teil der vorschulischen Erziehung in die Familie zurückverlagert worden, insgesamt aber findet sie nach wie vor zu einem erheblichen Anteil in staatlichen Einrichtungen statt. (Waterkamp, 1987: 62ff.)

Für 90 % der Kinder gibt es einen nahtlosen Übergang von den Einrichtungen der Vorschulerziehung zur Schule. Da beide staatliche Einrichtungen in einem politischen und gesellschaftlichen System sind, das keine alternierenden Bildungsziele zuläßt, sind auch die pädagogischen Konzepte in beiden Erziehungseinrichtungen gleich. Es geht hier wie dort um die Heranbildung „allseitig und harmonisch entwickelter sozialistischer Persönlichkeiten“. (Bildungsgesetz § 1)

Die Oberschule gliedert sich in drei Stufen:

- Die Unterstufe umfaßt die Klasse 1 bis 3, wobei die meisten Schüler bis zur 4. Klasse im Anschluß an den Schulunterricht einen Schulhort besuchen;
- die Mittelstufe umfaßt die Klassen 4 bis 6;
- die Oberstufe umfaßt die Klassen 7 bis 10.

1985 besuchten insgesamt 1.943.087 Schüler die 5.176 Allgemeinbildenden Oberschulen, in den 94.059 Klassen wurden durchschnittlich 20,7 Schüler unterrichtet. Der Unterricht erfolgt auf der Grundlage einheitlicher Lehrpläne und einer einheitlichen Stundentafel, die in den 60er und 70er Jahren grundlegend überarbeitet worden sind. Sie basieren auf der Vorstellung, daß eine moderne Allgemeinbildung einen starken technisch-naturwissenschaftlichen Aspekt haben, darüber hinaus aber auch ökonomische, gesellschaftswissenschaftliche, sprachliche, literatur- und kunstbezogene Kenntnisse beinhalten müsse. Die Proportionen der einzelnen Elemente und Bildungsbereiche in der Oberschule gibt eine offiziöse Darstellung von 1979 folgendermaßen an:

Mathematik/Naturwissenschaften	29,8 %
Einführung in die sozialistische	
Produktion und Produktionsarbeit	10,6 %
Gesellschaftswissenschaften/Muttersprache/	
literarisch-künstlerischer Unterricht	41,1 %
Fremdsprachen	10,6 %
Sport	7,9 %

(Das Bildungswesen der DDR, 1979: 55)

Die Stundentafeln zeigen für die Unterstufe eine deutliche Konzentration auf die Fächer Deutsch und Mathematik. Die Entscheidung, Mathematik bereits in der Unterstufe als Fachunterricht zu erteilen, erfolgte aus der Einschätzung heraus, daß die Mathematik und die Naturwissenschaften das entscheidende Element der weiteren wissenschaftlich-technischen und ökonomischen Entwicklung in der DDR seien und daß es von daher angebracht sei, das nötige Grundlagenwissen so früh wie möglich zu vermitteln. (Rudolph, 1980: 337) Die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer sollen die Grundlage für die spätere Berufstätigkeit der Schüler legen, sie schon früh befähigen, die Probleme der wissenschaftlich-technischen Revolution zu erkennen. Der hohe Anspruch ist, daß diese Fächer „Wissen über Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten in der Natur und ihre Nutzung durch den Menschen in der Produktion und im gesamten Leben“ vermitteln sollen. (Das Bildungswesen der DDR, 1979: 55)

Diese Zielsetzung wird auch im Werkunterricht der Unterstufe und später, ab der 7. Klasse, im polytechnischen Unterricht verfolgt. In der 5. Klasse setzt der Fachunterricht in Russisch, Geschichte und zwei naturwissenschaftlichen Fächern (Biologie und Geographie) ein, in der 6. Klasse kommt als weiteres Fach Physik, in der 7. Klasse Chemie hinzu.

Der polytechnische Unterricht, der sich beim Umfang von insgesamt vier Stunden in die Bereiche Einführung in die sozialistische Produktion, Technisches Zeichnen und Produktive Arbeit gliedert, dient heute mehr oder weniger der Berufsvorbereitung und ist nicht mehr, wie in den 60er Jahren, zum Erwerb eines berufsqualifizierenden Abschlusses (Facharbeiter) gedacht. In den Klassen 7 bis 8 findet die produktive Arbeit meist in Lehrwerkstätten und polytechnischen Kabinetten statt, in denen die Schüler Grundfertigkeiten der Werkstoffbearbeitung und der Montage erlernen sollen. Den Unterricht erteilen Lehrmeister. Neue Lehrpläne sehen für die Klassen 9 und 10 eine Konzentration auf die Arbeit an modernen technischen Anlagen und Maschinen vor. Die wesentlichen Probleme des polytechnischen Unterrichts und der produktiven Arbeit sind so alt wie diese Unterrichtsform: Viele Betriebe empfinden die Schüler als „Störenfriede“, die den Arbeitsablauf negativ beeinträchtigen, oder als willkommene Aushilfskräfte in Bereichen, in denen die Betriebe knapp mit Arbeitskräften sind – und das sind häufig repetitive Arbeiten und Hilfstätigkeiten.

In der Stundentafel nicht enthalten ist das Fach Wehrkunde, das im Jahr 1978 für die Schüler der 9. und 10. Klasse zusätzlich als obligatorisches Unterrichtsfach eingeführt wurde. In der 9. Klasse umfaßt der Wehrunterricht vier Doppelstunden zu „Fragen der sozialistischen Landesverteidigung“; an ihm nehmen alle Schüler teil. Die Wehrausbildung im Lager, die für Jungen zwölf Ausbildungstage umfaßt und die auch eine Ausbildung an der Waffe beinhaltet, ist formal freiwillig; diejenigen Jungen, die sich an der Wehrausbildung nicht beteiligen, nehmen an einem ebenso langen Lehrgang „Zivilverteidigung“ teil, den alle Mädchen absolvieren. Neben vier Doppelstunden Wehrunterricht in der 10. Klasse werden drei „Tage der Wehrbereitschaft“ mit insgesamt 18 Stunden für alle Schüler durchgeführt.

Grundlage für den Wehrunterricht ist eine „Direktive“ des Ministeriums für Volksbildung (abgedr. in: Frankfurter Rundschau v. 30.6.1978: 10), über deren Realisierung es in der DDR heftige Kontroversen gegeben hat.

Die Tatsache, daß die zehnklassige Oberschule in der DDR Pflichtschule ist, heißt nicht, daß 100 % der Schüler einen Zehn-Klassen-Abschluß erwerben. Ein bestimmter Prozentsatz der Schüler verläßt die Oberschule, ohne das Bildungsziel zu erreichen. Genaue Daten sind nicht vorhanden, sie lassen sich nur indirekt ermitteln.

Tabelle: Anteil der Schulabgänger mit Zehn-Klassen-Abschluß bei Aufnahme der Berufsausbildung

	Neuaufnahme einer Berufsausbildung	Absolventen der 10. Klasse der AOS	Anteil der Schüler mit Zehn-Klassen- Abschluß in %
1965	183.603	98.477	53,6
1970	193.894	137.046	70,6
1975	206.837	162.264	78,4
1980	231.450	198.193	85,6
1985	186.777	162.051	86,7

(errechnet nach: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 297)

Ein Teil der Schüler, die keinen Zehn-Klassen-Abschluß erwerben, hat Sonderschulen besucht. In der DDR besteht ein differenziertes System von speziellen Vorschuleinrichtungen, Sonderschulen und Berufsausbildungsstätten für Kinder und Jugendliche mit physischen und/oder psychischen Schädigungen. Dies sind zum einen die achtklassigen Hilfsschulen, darüber hinaus bestehen Gehörlosen-, Schwerhörigen-, Blinden-, Sehschwachen-, Körperbehinderten- und Sprachheilschulen, die auch einen Zehn-Klassen-Abschluß ermöglichen. Im Anschluß daran können die Schüler eine Facharbeiterausbildung auf der Grundlage allgemeiner oder spezieller Ausbildungsbedingungen absolvieren oder in der Abiturstufe der betreffenden Sonderschulart die Hochschulreife erwerben. (Das Bildungswesen der DDR, 1979: 77) 1984 gab es 478 Sonderschulen mit 6.191 Klassen und 57.519 Schülern, d.h. 9,3 Schüler pro Klasse. (1965 waren es noch 13,6 Schüler je Klasse. Seit 1985 werden keine Zahlen mehr veröffentlicht.)

Das Abitur und damit die Allgemeine Hochschulreife kann auf der zweijährigen Erweiterten Oberschule (EOS) oder mit dem dreijährigen Besuch einer Abiturklasse in Einrichtungen der Berufsausbildung erworben werden. In den Abiturklassen wird zugleich eine Facharbeiterausbildung vermittelt. Beide Formen der „Abiturstufe“ sind darauf angelegt, auf das Studium vorzubereiten. Die auf der AOS erarbeiteten Wissensbausteine sollen erweitert und ergänzt werden; durch hochschulähnliche Formen wie Übungen und Seminare, Selbststudium und Konsultationen sollen die Schüler an die Methoden wissenschaftlichen Studiums gewöhnt und planmäßig auf ein Hochschulstudium vorbereitet werden. (Handbuch DDR, 1984:

481) 1984 besuchten 44.266 Schüler die 213 EOS. In 2.458 Klassen betrug der Anteil der Schüler pro Klasse 18,0. Neuere Daten liegen nicht vor. Die Übergangsquoten von der Allgemeinbildenden Polytechnischen Oberschule zur EOS sind im Laufe der Jahre erheblichen Schwankungen unterworfen gewesen. Nach dem VIII. Parteitag der SED trat eine Reduktion der Bildungsziele und des quantitativen Umfangs der einzelnen Bildungsstufen ein, die zu einer Einschränkung der Übergangsquoten geführt hat. In den letzten Jahren ist ein Wiederanstieg zu verzeichnen.

Tabelle: *Übergang von der AOS zur EOS*

	Schüler der 10. Klasse der AOS	Schüler der 11. Klasse der EOS	Übergang von der AOS zur EOS in % ¹⁾
1970/71	171.419	29.012	16,9
1980/81	205.784	23.801	11,5
1983/84	244.563	22.846	9,3
1984/85	218.518	21.861	13,2

¹⁾ Diese Zahlen enthalten auch die „Sitzenbleiber“, deren Anzahl nicht zu ermitteln ist.

(errechnet nach: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1985: 294f; seither werden über die EOS keine Daten mehr veröffentlicht.)

Die geplante Verringerung des Anteils der Schüler, die von der Allgemeinbildenden Oberschule zur EOS überwechseln konnten, war die Reaktion auf die Überproduktion akademischer Qualifikationen in den 60er Jahren, die zugleich den Mangel an qualifizierten Facharbeitern verschärft hatte. Insofern war es eines der entscheidenden Ziele der Bildungspolitik der SED in den 70er Jahren, den Anteil der Facharbeiterausbildung zu erhöhen und den Bestand an überqualifizierten Arbeitskräften zu verringern.

1.4. *Die Berufsausbildung*

Die Berufsausbildung wird in der DDR als integraler Bestandteil des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems angesehen. Im Anschluß an die zehnjährige Ausbildung in der Allgemeinbildenden Oberschule nehmen die Schüler, die nicht die EOS besuchen, eine Berufsausbildung auf. Sie dauert im Durchschnitt zwei Jahre. Die etwa 5 % der Schüler, die zwischen der 8. und 10. Klasse keinen Anschluß erwerben, sondern die Schule verlassen, erhalten eine dreijährige Berufsausbildung.

„Das Ziel der Berufsausbildung besteht darin, allseitig entwickelte, qualifizierte Facharbeiter heranzubilden, die sich durch ein hohes sozialistisches Bewußtsein und sozialistische Verhaltensweisen auszeichnen, über eine hohe Allgemeinbildung und umfassende berufliche Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten verfügen, die vielseitig im Arbeitsprozeß wirksam werden können, sich schöpferisch für die Weiterentwicklung der sozialistischen Produktion einsetzen und als die entscheidenden Gestalter der sozialistischen Gesellschaft nicht

nur unmittelbar im Produktionsprozeß, sondern an der gesamten Entwicklung der Gesellschaft mitplanen, leiten und arbeiten." (Handbuch DDR, 1984: 490)

Die gültige Verordnung über die Facharbeiterberufe benennt die inhaltlichen Vorgaben und Leitlinien der einzelnen Formen der Berufsausbildung. Der Facharbeiterberuf sei durch die Verbindung von „allgemeiner, polytechnischer und beruflicher Bildung sowie von kommunistischer Erziehung und beruflicher Ausbildung“ gekennzeichnet. Im Gegensatz zur Vorstellung, daß Absolventen der jeweiligen Bildungsstufen sich bereits während der Ausbildung in hohem Maße spezialisieren, betont die Verordnung die Notwendigkeit einer breiten Grundlagenausbildung und der „beruflichen Disponibilität“ der Absolventen der Berufsausbildung. Auf der Grundlage einer breiten allgemeinen und beruflichen Grundlagenbildung sollen dann die erforderlichen Spezialkenntnisse erworben werden, die für notwendig erachtet werden, damit der Absolvent der Berufsausbildung beim Eintritt in das Berufsleben „stabile Facharbeiterleistungen“ erreichen kann und eine erfolgreiche Berufsausübung gewährleistet ist. (GBI. I, Nr. 4, 1985: 25ff.)

Die Systematik der Facharbeiterberufe, die eine genaue Auflistung der einzelnen Berufszweige, der Ausbildungsdauer, der Form der Ausbildung und der für die Ausbildungsinhalte verantwortlichen Institutionen enthält (GBI. I, Nr. 4, 1984: 28ff.), differenziert vier Gruppen von Ausbildungsberufen:

- Die erste Gruppe, sie umfaßt 238 Berufe, steht Absolventen der zehnklassigen Allgemeinbildenden Oberschule offen. Als Beispiel sei der Facharbeiter für Bergbautechnologie genannt. Im Rahmen dieser Ausbildung sind vier Spezialisierungen (Vortrieb und Abbau; Bergbaumaschinist; Bergvermessung; Geologie/Geophysik) möglich. Die Ausbildungsdauer beträgt zwei Jahre. Verantwortlich für die Ausbildungsinhalte ist die SDAG Wismut.
- Die zweite Gruppe enthält 47 seltene Berufe, die ebenfalls für Absolventen der 10. Klasse der AOS vorgesehen sind. Die besondere Auflistung dieser Berufe ist neu. Durch ihre Erwähnung soll der Tatsache Rechnung getragen werden, daß eine Reihe von seltenen Berufen vom Aussterben bedroht war. Es geht hier um Berufe wie Facharbeiter für zoologische Präparation, Glockengießer, Kunstschlosser, Stellmacher, Hutformenbauer, Posamentierer, Vergolder oder Edelsteinschleifer. Die Ausbildung beträgt zwei bis zweieinhalb Jahre. Für die Ausbildungsinhalte verantwortlich sind häufig die Bezirkswirtschaftsräte der Bezirke, in denen die entsprechenden Handwerksbetriebe oder Industriebetriebe beheimatet sind.
- Eine dritte Gruppe von 63 Berufen ist für diejenigen Schüler vorgesehen, die die AOS ohne den Zehn-Klassen-Abschluß verlassen und mindestens das Ziel der 8. Klasse erreicht haben. In den Fällen, in denen kein Facharbeiterberuf erlernt wird, können im Rahmen eines Lehrverhältnisses auch Teilgebiete von Facharbeiterberufen („Teilausbildung“) vermittelt werden. Die Ausbildungsdauer beträgt dann eineinhalb Jahre. Ausbildungsberufe sind hier unter anderem: Chemiefacharbeiter, Bergbaufacharbeiter, Hüttenwerker, Walzwerker, Betriebsschlosser, Montageschlosser, Dreher, Fräser, Schleifer, Holzfacharbeiter, Fleischer, Tiefbauer, Straßenbauer, Postfacharbeiter usw.

Tabelle: Aufnahme von Schulabgängern in die Berufsausbildung

Jahr Berufsgruppe Beruf	Aufnahme von Schul- abgängern in die Berufsausbildung		darunter mit Abschluß der 10. Klasse		darunter für Abiturklassen der Berufsausbildung	
	Insgesamt	darunter weiblich	Insgesamt	darunter weiblich	Insgesamt	darunter weiblich
1965	183.603	83.760	98.477		6.501	
1970	193.894	89.155	137.046		16.371	5.948
1975	206.837	90.585	162.264	75.506	9.629	3.727
1980	231.450	102.585	198.193	92.443	11.108	4.365
1981	219.258	97.149	189.325	88.190	11.237	4.571
1982	212.409	93.730	184.630	85.226	11.179	4.246
1983	200.918	88.051	174.347	80.001	11.087	3.931
1984	191.764	83.241	166.460	75.627	10.981	3.793
1985	186.777	81.237	162.051	73.724	10.784	3.750

Tabelle: Lehrlinge im theoretischen Unterricht an Berufsschulen ¹⁾

	Insgesamt	darunter an		je Lehrkraft	je Klasse
		betrieblichen Berufsschulen	kommunalen Berufsschulen		
1960	337.900			25,3	
1965	418.865	200.358	202.936	28,7	20,7
1970	430.934	239.052	167.325	29,2	23,0
1975	412.785	266.343	140.485	28,3	23,1
1980	459.485	311.714	147.232	28,1	23,5
1985	377.567	258.239	119.032	22,4	20,3

1) 1974 wurden die medizinischen Schulen zu medizinischen Fachschulen umgebildet. Für einige medizinische Berufe erfolgt die Berufsausbildung mit Facharbeiterabschluß an medizinischen Fachschulen. Diese Lehrlinge sind hier ausgewiesen. In die Berechnung je Lehrkraft sind die Lehrlinge der medizinischen Fachschulen nicht einbezogen.

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 296f.)

- Eine vierte Gruppe schließlich umfaßt acht Berufe, die im Rahmen der Weiterbildung von Berufstätigen erlernt werden können; es sind dies der Beruf des Desinfektors, des Facharbeiters für Kinderpflege, des Facharbeiters für medizinische Sektionstechnik, des Masseurs, des Röntgenschirmfacharbeiters, des Facharbeiters für Zellstoffherzeugung, des Facharbeiters für tierische Eiweißfuttermittel und des Gerüst- und Schalungsbauers.

Für diese 356 Ausbildungsberufe gibt es über 600 Spezialisierungsrichtungen. 28 dieser Ausbildungsberufe sind sogenannte „Grundberufe“. Die Ausbildung in diesen Grundberufen ist besonders breit angelegt und umfaßt solche verbreiteten Berufe wie Baufacharbeiter, Zerspanungsfacharbeiter oder Elektrofacharbeiter. Innerhalb dieser Grundberufe ist dann eine Spezialisierung möglich; so können sich Baufacharbeiter in den Bereichen Montagebau, Stahlbetonbau, Bewehrungsbau, Stahlbeton-Schalungsbau, kommunaler Tiefbau, Mauerwerksbau und anderen Tätigkeiten spezialisieren. Gegenwärtig wird etwa jeder dritte Lehrling in einem Grundberuf ausgebildet. (Handbuch DDR, 1984: 490)

In der Praxis sind die Grundberufe kaum noch von anderen Ausbildungsberufen zu unterscheiden. 1985 wurde die Bezeichnung Grundberuf für weitere 70 Berufe eingeführt, so daß jetzt insgesamt 98 Berufe als „Grundberufe“ bezeichnet werden. In beiden Berufstypen sind seit Mitte der 70er Jahre die berufstheoretischen Bestandteile der Ausbildung zugunsten der Berufspraxis zurückgedrängt worden; die in den 70er Jahren in allen Bildungsbereichen angestrebte Transferfähigkeit von beruflichem und fachlichem Wissen ist weitgehend abgebaut worden zugunsten praktischer und konkreter Kenntnisse und einer konkreten, betriebs- und arbeitsplatzbezogenen Vorbereitung auf die zukünftige Berufstätigkeit. (Waterkamp, 1987: 203ff.)

1.5. Universitäten, Hoch- und Fachschulen

Die gegenwärtige Struktur des Hoch- und Fachschulsektors geht auf die Hochschulreform des Jahres 1967 zurück, die zu einer völligen Neugestaltung geführt hat. Die Hochschulreform zielte darauf ab, die inhaltlichen und organisatorischen Bedingungen zu schaffen, unter denen eine beschleunigte Umsetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Praxis und die Aufnahme wichtiger praktischer Probleme in die wissenschaftliche Fragestellung möglich erschienen. Schwerpunkte dieser Reform waren die verstärkte Einbeziehung des Hochschulsektors in den gesamtgesellschaftlichen Planungsprozeß, die Reform der Organisationsstruktur, die Studienreform, die Umgestaltung der Forschungsorganisation und der Ausbau des Weiterbildungsangebots der Universitäten, Hoch- und Fachschulen. Deutlicher noch als das Bildungssystem insgesamt waren die Universitäten und Hochschulen von den Folgen der weitreichenden und überzogenen Erwartungen betroffen, die in den 60er Jahren zu einem sprunghaften Anstieg der Studentenzahl und in der Folge zu Überqualifikation und verschärftem Facharbeitermangel geführt hatten. Die V. Hochschulkonferenz im September 1980 setzte einen vorläufigen Schlußstrich un-

ter die Reformbestrebungen, die eine völlige Umstrukturierung des Hochschulsektors und der Ausbildung an den Hochschulen gebracht hatten.

In der DDR bestehen gegenwärtig 52 Universitäten und Hochschulen im hergebrachten Sinne. Es sind dies die großen Universitäten:

Humboldt-Universität zu Berlin

Technische Universität Dresden

Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald

Schiller-Universität Jena

Karl-Marx-Universität Leipzig

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Wilhelm-Pieck-Universität Rostock.

1986/87 kamen die ehemaligen Technischen Hochschulen Karl-Marx-Stadt und Magdeburg hinzu, die den Status einer Technischen Universität enthielten.

Daneben bestehen Technische Hochschulen, die zumeist, wie die Bergakademie Freiberg oder die Technische Hochschule „Carl Schorlemer“ in Leuna-Merseburg, eng an bestimmte Industriezweige angebunden sind oder, wie die Hochschule für Ökonomie „Bruno Leuschner“ in Berlin oder die Hochschule für Verkehrswesen „Friedrich Liszt“ in Dresden, eine bestimmte fachliche Spezialisierung aufweisen. Darüber hinaus bestehen Pädagogische Hochschulen, die dem Ministerium für Volksbildung unterstellt sind, Künstlerische Hochschulen, die dem Ministerium für Kultur unterstehen, spezielle Hochschulen für den Bereich der Landwirtschaft und die Deutsche Hochschule für Körperkultur in Leipzig.

Eine besondere Funktion haben die Ingenieurhochschulen (IHS), die 1969 aus bisherigen Ingenieurschulen gegründet worden waren und die Diplomingenieure bzw. Diplomingenieurökonomen ausbilden.

Neben diesen Universitäten und Hochschulen, die dem „einheitlichen sozialistischen Bildungssystem“ zuzurechnen sind, gibt es besondere Bildungsstätten, in denen Kader für die verschiedenen Apparate der Partei, des Staates, der Massenorganisationen und der Sicherheitsapparate ausgebildet werden. Die Parteihochschule „Karl Marx“ beim ZK der SED in Berlin bildet leitende Kader der SED, des Staatsapparates und des FDGB aus, die Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR in Potsdam-Babelsberg, die dem Ministerrat unterstellt ist, ist zuständig für die Ausbildung leitender Funktionäre des Staatsapparates, und die Gewerkschaftshochschule „Fritz Heckert“ ist die Ausbildungsstätte für Gewerkschaftsfunktionäre.

Dem Ministerium für Nationale Verteidigung unterstehen neun Hochschulen, unter anderem die Militärakademie „Friedrich Engels“ in Dresden und Offiziershochschulen der Teilstreitkräfte. Dem Ministerium des Inneren unterstehen vier Hochschulen, unter anderem die Hochschule der Deutschen Volkspolizei.

Hochschulähnliche Einrichtungen mit Promotionsrecht und eigenen Aus- und Weiterbildungsgängen sind ferner die Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED und das Zentralinstitut für sozialistische Wirtschaftsführung beim ZK der SED. Diese Zuordnung von Hochschulen und hochschulähnlichen Einrichtungen zu verschiedenen Sektoren des Staatsapparates und zur SED zeigt,

Tabelle: Studierende und Neuzulassungen zum Hochschulstudium

	Studierende (ohne Forschungsstudium)				Neuzulassungen			
	insgesamt	Direktstudium	Fernstudium	Abendstudium	insgesamt	Direktstudium	Fernstudium	Abendstudium
1965	111.591	74.553	29.548	3.372	24.735	16.360	6.319	764
1970	143.163	99.921	36.276	1.277	43.975	30.786	9.951	131
1975	136.854	103.081	25.168	257	34.390	27.783	4.287	31
1980	129.970	105.896	14.798	171	31.949	26.761	2.891	36
1985	129.885	108.897	11.753	152	31.583	26.474	2.289	34

(Quelle: Statistische Jahrbücher der DDR)

welche Bedeutung die SED der Ausbildung hochqualifizierter Kader für die einzelnen Bereiche der Gesellschaft zumißt.

Die Hochschulausbildung ist integraler Bestandteil der gesamtgesellschaftlichen Planung und hat einen bedeutenden Anteil an der Verwirklichung der personalpolitischen Zielvorstellungen der Partei. Die Reform des Hochschulsektors sollte, wie die des gesamten Bildungssystems, die Grundlagen für eine effektivere Planung des Bildungswesens und eine Umstrukturierung der Wissenschaftsorganisation der DDR legen. Zentrales Problem der Planung im Hochschulbereich ist die möglichst exakte Ermittlung des zukünftigen Bedarfs an Hochschulabsolventen in den einzelnen Zweigen der Volkswirtschaft nach Qualifikationsarten (Wissenschaftszweige und Fachrichtungen) und Qualifikationsstufen (Verhältnis von Hochschulabsolventen zu denen anderer Bildungseinrichtungen). Trotz aller Anstrengungen ist es bisher erst in Ansätzen gelungen, eine kontinuierliche und langfristig stabile quantitative und qualitative Planung im Hochschulbereich zu realisieren. Unvollkommene Prognosemethoden, die relative Kürze gegenwärtiger Planungszeiträume bei gleichzeitiger Dauer von Bildungsprozessen erschweren die Möglichkeit der Planung ebenso wie die Unsicherheit darüber, welche Richtung konkret der wissenschaftlich-technische Fortschritt nimmt. Diese Bedingungen gestatten in der Praxis allenfalls eine optimale Verteilung bereits in der Ausbildung befindlicher zukünftiger Absolventen auf die einzelnen Volkswirtschaftszweige. Der Hochschulpolitik der SED gelingt es nur in Ansätzen, den Umfang und den zahlenmäßigen Bedarf für einzelne Fächer im Rahmen der Neuzulassungen zum Studium aus den zukünftigen volkswirtschaftlichen Erfordernissen abzuleiten, Erfordernissen, die gegenwärtig auf der Grundlage von prognostischen Aussagen, nicht aber verbindlichen und bilanzierten Plänen ermittelt werden müssen.

Die Planung des Bedarfs an Hochschulkadern stützt sich weitgehend auf praktische Erfahrungen und die Fortschreibung der bisherigen Entwicklungstrends. Diese Unsicherheiten äußern sich in erheblichen Schwankungen der Hochschulpolitik der SED. Der VIII. Parteitag der SED markierte eine bildungspolitische Wende, indem er zu hochgesteckte Erwartungen korrigierte. Von 1961 bis 1971 war der Anteil der Hochschulabsolventen unter den Berufstätigen der Wirtschaft von 2,18 % auf 4,86 % gestiegen. Diese Steigerung konnte nur durch einen großzügigen Ausbau des Hochschulwesens und die dadurch mögliche stetige Erhöhung der Studentenzahlen in allen Ausbildungsformen (Direktstudium, Fernstudium und Abendstudium) erreicht werden. Ende der 60er Jahre deutete sich die Gefahr eines Überangebots an Hochschulabsolventen bei gleichzeitiger Verschärfung der Arbeitsmarktsituation im unteren Qualifikationsbereich an. Daher wurden von 1971 an die Neuzulassungen in allen drei Studienformen drastisch reduziert. Vor allem sind davon die Studienmöglichkeiten für Berufstätige, nämlich das Fern- und Abendstudium betroffen, die bis dahin eine alternative Bildungschance neben dem „normalen“ Bildungsgang eröffneten. Bis 1981 wurden sie auf ein Viertel ihres ursprünglichen Umfangs eingeschränkt.

Eine ähnliche Entwicklung ist auch im Fachschulbereich festzustellen. Die 239 Ingenieur- und Fachschulen in der DDR bilden vor allem mittleres Personal für die

Industrie, das Bauwesen, Verkehr, Post- und Fernmeldewesen, für die Landwirtschaft und medizinische Berufe aus. Hinzu kommt die Ausbildung von Grundschullehrern, die an Pädagogischen Fachschulen erfolgt. Innerhalb der Fachschulausbildung sind zwei Bildungswege zu unterscheiden:

1. Voraussetzung ist der Zehn-Klassen-Abschluß und eine Berufsausbildung, d.h. die Studenten verfügen über Berufserfahrung. Ausbildungsschwerpunkte sind die ingenieurwissenschaftlichen Fächer, die Wirtschaftswissenschaften und die Ausbildung von Berufsschullehrern.
2. In den medizinischen und pädagogischen Fächern sowie in einigen künstlerischen Fachrichtungen schließt das Studium unmittelbar an die 10. Klasse der Allgemeinbildenden Oberschule an.

In der ersten Gruppe studieren etwa 59 %, in der zweiten etwa 41 % der Fachschulstudenten. Die Ausbildungszeit beträgt in der Regel drei Jahre im Direktstudium, fünf Jahre im Fernstudium. Die Zahl der Berufstätigen im Fachschulabschluß hat sich von 232.593 im Jahre 1960 auf 1.047.200 im Jahre 1985 erhöht, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß seit 1976 eine Reihe mittlerer medizinischer Berufe nachträglich als Fachschulausbildung anerkannt wurde und die Ausbildung seither an speziellen Fachschulen erfolgt. Der Zugang zu den Hoch- und Fachschulen regelt sich nach den gleichen Prinzipien: fachliche Qualifikation, gesellschaftspolitische Aktivität des Bewerbers und Berücksichtigung der sozialen Struktur der Bevölkerung. Hervorzuheben ist vor allem die „aktive Mitwirkung an der Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft“, die als unumgänglicher Bestandteil von fachlicher Leistung angesehen wird, und die Bereitschaft zur aktiven Verteidigung des Sozialismus. Die Bewerber verpflichten sich im Rahmen einer sogenannten „Verpflichtungserklärung zur Erfüllung des Studienauftrages“, die Bestandteil der Bewerbungsunterlagen ist, nach Abschluß des Studiums ein bereits während der Ausbildung mit der zukünftigen Arbeitsstätte vertraglich fixiertes Arbeitsverhältnis einzugehen.

Ein weiteres wesentliches Auswahlkriterium ist die soziale Struktur der Studentenschaft, die der der Gesamtgesellschaft entsprechen soll, um die Schaffung neuer Bildungsprivilegien und sozialer Privilegierungen zu verhindern. Im Rahmen der in den letzten Jahren aufgekommenen Diskussion über „Begabung“ und die Notwendigkeit, mit Hilfe bildungspolitischer Maßnahmen eine bewußte Intelligenzförderung zu betreiben, hat das Kriterium „soziale Ausgewogenheit“ an Bedeutung verloren.

Das Studium an den Universitäten und Hochschulen erfolgt wie in allen anderen Stufen des Bildungssystems in festen organisatorischen und inhaltlichen Bahnen. Die Regelstudienzeit beträgt vier Jahre. Sie gliedert sich in drei festgelegte Etappen: das Grundstudium, das Fachstudium und das Forschungsstudium. Die Ausbildung im ersten Studienjahr knüpft an die Lehrpläne der EOS an, die in den letzten Jahren überarbeitet wurden, um den Hochschulzugang zu erleichtern. Es werden vor allem Grundlagenkenntnisse vermittelt. Um von vorneherein den Praxisbezug des Studiums zu sichern, ist seit einiger Zeit für alle Studenten an technischen, agrarwissenschaftlichen, wirtschaftswissenschaftlichen, berufspädagogi-

schen und medizinischen Fachrichtungen, die keine einschlägige Berufsausbildung vorweisen können, nach dem Abitur ein Vorpraktikum obligatorisch.

Die Studenten sollen lernen, sich wissenschaftlicher Arbeitsmethoden zu bedienen und zu eigenständiger wissenschaftlicher Arbeit befähigt werden. Weiterer Schwerpunkt ist das sogenannte marxistisch-leninistische Grundlagenstudium. Am Ende des ersten Studienjahres steht in den meisten Fächern ein erstes etwa vierwöchiges Praktikum. Im zweiten Studienjahr sind alle Studenten verpflichtet, eine rund fünfwöchige militärische Ausbildung bzw. eine Ausbildung im Bereich der Zivilverteidigung (dies vor allem für Studentinnen) zu absolvieren. Einmal während seines Studiums ist jeder Student gehalten, im Rahmen des „Studentensommers“ an einem drei- bis vierwöchigen bezahlten Arbeitseinsatz in der Industrie, der Landwirtschaft, im Bauwesen oder als Betreuer in Pionier-Ferienlagern teilzunehmen.

Nach einer Zwischenprüfung am Ende des zweiten Studienjahres setzt der zweite Ausbildungsabschnitt ein. Die fachliche Spezialisierung soll sowohl die zukünftigen beruflichen Anforderungen berücksichtigen als auch die Einbeziehung der Studenten in die Forschung ermöglichen. Die zu Beginn der 70er Jahre gehegten Erwartungen, durch ein „wissenschaftlich-produktives Studium“ Studium, Forschung und Berufsvorbereitung nahtlos zu verkoppeln, haben sich nicht realisieren lassen.

Das Berufspraktikum (in den technischen Disziplinen „Ingenieurpraktikum“) wird in der Industrie, in der Landwirtschaft oder in gesellschaftlichen Institutionen absolviert. Es wird angestrebt, das Praktikum am Ende des dritten Studienjahres bereits in den Betrieben oder Einrichtungen durchzuführen, in denen der Student oder die Studentin nach Ablauf des Studiums eine Tätigkeit aufnehmen wird. Das Studium wird in der Regel im fünften Studienjahr (in der Medizin im sechsten) mit dem Diplom abgeschlossen.

Für Ingenieure und Ökonomen sieht ein Beschluß des Politbüros vom 28.6.1983 vor, daß das Studium mit einer „Hauptprüfung“ abgeschlossen wird und im Anschluß daran das Diplom erlangt werden kann. Dies berücksichtigt offenbar die Interessen der Industrie an einer stärkeren Praxisorientierung und soll der verbreiteten Überqualifikation der Kader entgegenwirken.

Für alle Studenten verbindlich ist das „marxistisch-leninistische Grundlagenstudium“, das Grundkenntnisse im dialektischen und historischen Materialismus, der politischen Ökonomie des Kapitalismus und Sozialismus, des wissenschaftlichen Kommunismus (einer Art Politischer Wissenschaft) und der Geschichte der Arbeiterbewegung vermitteln soll. In den letzten Jahren hat sich eine gewisse Verschiebung der Inhalte und Bewertungskriterien dieses Grundlagenstudiums ergeben, die sich vor allem in den technischen und naturwissenschaftlichen Fächern zeigt. In ihnen wird zunehmend versucht, die gesellschaftliche Funktion der wissenschaftlich-technischen Arbeit zu verdeutlichen. Versuche dieser Art, das marxistisch-leninistische Grundlagenstudium enger mit dem Fachstudium zu verkoppeln, werden jedoch durch die Tatsache erschwert, daß meist Studenten unterschiedlichster Fachrichtungen die entsprechenden Veranstaltungen besuchen und

die Kooperation zwischen den Fachrichtungen und den Verantwortlichen für das Grundlagenstudium nur ungenügend entwickelt ist.

Bereits im Verlauf des vorletzten Studienjahres werden die Studenten über die künftigen Arbeitsmöglichkeiten informiert und es findet eine Verteilung der Absolventen auf die zur Verfügung stehenden Arbeitsstellen statt. Danach übersenden die Universitäten und Hochschulen die Personalunterlagen an die Einsatzbetriebe, die verpflichtet sind, sofort Einstellungsgespräche durchzuführen und bereits zu Beginn des letzten Studienjahres verbindliche Arbeitsverträge abzuschließen. Neben allgemeinen arbeitsrechtlichen Bestimmungen bilden Festlegungen über die Weiterbildung einen wesentlichen Bestandteil des Arbeitsvertrages. Die Arbeitsverträge laufen in der Regel über drei Jahre und sind in diesem Zeitraum – von einzelnen festgelegten Ausnahmen abgesehen – unkündbar. Trotz dieser Maßnahmen entstehen Probleme beim qualifikationsgerechten Einsatz der Hochschulabsolventen. Nicht alle Absolventen können ihrer fachlichen Ausbildung und Qualifikationsstufe entsprechend eingesetzt werden.

Nur ein kleiner Anteil der Absolventen nimmt nach Beendigung des Studiums ein sogenanntes Forschungsstudium auf, das in drei Jahren zur Promotion führt. Eine weitere Form der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses ist die sogenannte wissenschaftliche Aspirantur, eine besondere Form der postgradualen Weiterbildung für Kader aus der Praxis mit dem Ziel der Promotion.

Ausgangspunkt der Hochschulreform war die Erwartung einer schnellen Veränderung der Qualifikationsstruktur und der notwendigen Erhöhung des gesellschaftlichen Qualifikationsniveaus. Dies schlug sich vor allem in der rapiden Steigerung der Studentenzahlen und dem raschen Zuwachs der Staatsausgaben für das Hoch- und Fachschulwesen nieder. Doch bereits Ende der 60er Jahre, also kurz nach Beginn der Reform, zeichnete sich die Gefahr eines Überangebots an Absolventen bei gleichzeitiger Verschärfung der Arbeitsmarktsituation im unteren Qualifikationsbereich, vor allem bei den Facharbeitern ab. Die durch die Expansion des Bildungssektors, vor allem der Hoch- und Fachschulen entstandenen Ungleichgewichte wirken bis heute nach. Eine Bilanz der Hochschulpolitik der letzten 20 Jahre führt zu dem Ergebnis, daß die meisten ihrer Prämissen unrealistisch waren und sich viele Vorhaben als undurchführbar erwiesen haben. Andererseits hat die Hochschulreform, die Mitte der 60er Jahre begonnen wurde, zu einer tiefgreifenden inhaltlichen und strukturellen Umgestaltung des Hoch- und Fachschulwesens in der DDR geführt, die durchaus die Basis für eine stabile wissenschaftliche Ausbildung und eine kontinuierlichere Entwicklung in den kommenden Jahren geschaffen hat.

Die Weiterbildung hat in der DDR zwei Ziele: Sie soll zum einen die Bildungsmaßnahmen der Schulen, berufsbildenden Einrichtungen sowie der Hoch- und Fachschulen weiterführen bzw. ergänzen und zum anderen dazu beitragen, die politische und fachliche Qualifikation der Kader zu verbessern. Aus dieser doppelten Aufgabenstellung ergibt sich eine unterschiedliche Zuordnung der Weiterbildungsinstitutionen: Sie sind teils in das „einheitliche sozialistische Bildungssystem“ integriert und dadurch gleichwertiges Objekt zentralstaatlicher bildungspolitischer Planung, teils außerhalb des Bildungssystems angesiedelt und in die Mechanismen der Kaderbedarfsplanung und Kaderrekrutierung eingebunden.

Dieser kaderpolitische Aspekt von Weiterbildung wird in den offiziellen Verlautbarungen allenfalls am Rande erwähnt. Danach umfaßt die Weiterbildung alle Bildungsmaßnahmen für Erwachsene, die von Schulen, Fach- und Hochschulen, Volkshochschulen, betrieblichen Bildungsstätten, kulturellen Einrichtungen und Organisationen und den Massenmedien angeboten werden. Die wesentlichen inhaltlichen Kriterien sollen sein:

„hohe sozialistische Allgemeinbildung, getragen von fundierten marxistisch-leninistischen Kenntnissen, moderner mathematisch-naturwissenschaftlicher und sprachlicher Bildung; moderne Berufs- und Fachbildung; ständige Entwicklung und Festigung des sozialistischen Bewußtseins. Das ermöglicht den Werktätigen immer besser, die Entwicklungsgesetze in Natur und Gesellschaft zu beherrschen und hohe Leistungen bei der Meisterung der wissenschaftlich-technischen Revolution zu vollbringen.“ (Beschuß der Volkskammer über die Grundsätze für die Aus- und Weiterbildung der Werktätigen, GBl. I Nr. 10, 1970: 39ff.)

Dieser Beschuß zielte noch auf eine Ausweitung höherer Qualifikationen, vor allem von Fach- und Hochschulabschlüssen im Rahmen des Fernstudiums und des Abendstudiums – er ist das letzte offizielle bildungspolitische Dokument, das noch eine quantitative Ausweitung von höheren Bildungsabschlüssen vorsah.

In einem gemeinsamen Beschuß des Ministerrates und des Bundesvorstandes des FDGB aus dem Jahre 1979 (Neues Deutschland v. 10.7.1979: 3) wurde auch für den Bereich der Erwachsenenbildung eine bereits vorher eingeleitete Umorientierung programmatisch festgeschrieben: Es geht seitdem vor allem um die Festigung und Erneuerung bereits erworbener Qualifikationen, nicht um eine Erhöhung des allgemeinen Qualifikationsniveaus mit Hilfe der Weiterbildung. Der Beschuß nennt folgende Schwerpunkte:

- Die Weiterbildung ist stärker an den konkreten Arbeitserfordernissen auszurichten;
- es wird eine Korrektur der bisherigen Formen der Weiterbildung gefordert mit dem Ziel, den Anteil der Berufstätigen mit Facharbeiterausbildung zu erhöhen und die Weiterbildung der Universitäten, Hoch- und Fachschulen auf diesen Personenkreis zu konzentrieren;
- die Weiterbildung soll sich vor allem um die Auffrischung und Erweiterung bereits erworbener beruflicher Qualifikationen und Spezialisierungen bemühen;

- statt der formalen soll die tatsächliche Qualifikation eine größere Rolle spielen; das bezieht sich vor allem auf die Arbeitskräfte, die eine formale Qualifikation haben, die unter ihren tatsächlichen Anforderungen am Arbeitsplatz liegt;
- es wird die besondere Rolle der Fachschulen betont, offenbar in der Absicht, die Fachschulfächer „aufzufüllen“, für die bei Direktstudenten kein besonderes Interesse vorhanden ist, wie bei einigen technischen Fachrichtungen oder der Pädagogik (für Grundschullehrer).

Ausgangspunkt dieser Umorientierung der Weiterbildungskonzeption waren Probleme in einigen Bereichen der Gesellschaft, in denen es offenbar nicht gelungen war, genügend qualifizierte Arbeitskräfte auszubilden. Es wurde über die mangelhafte Qualifikation des Bedienungs- und Reparaturpersonals in der Industrie geklagt, in den Kultur- und Bildungsplänen der Betriebe und des sozialistischen Wettbewerbs werde die Weiterbildung nur ungenügend berücksichtigt, in Teilen der Industrie, in der Landwirtschaft und in den Verwaltungen sei eine mangelnde Bereitschaft zur Weiterbildung zu erkennen, und schließlich gebe es Mängel in der „politisch-ideologischen Weiterbildung“ der leitenden Kader der VEB und Kombinate. Nicht nur letztere hatten offenkundig diesen Bereich der Weiterbildung äußerst pragmatisch gehandhabt und viele aufgaben- und berufsbezogene Qualifizierungsmaßnahmen als Teil der politisch-ideologischen Schulung interpretiert.

Die kritische Bilanz der Ergebnisse der Weiterbildung in den 70er Jahren berührte – ähnlich wie im allgemeinbildenden Schulwesen und im Fach- und Hochschulbereich – nicht die Struktur des Weiterbildungssystems, wie sie seit dem Ende der 60er Jahre entwickelt worden war, sondern bezog sich auf die Gewichtung der einzelnen Elemente der Weiterbildung, insbesondere der in diesem Bereich zu vermittelnden formalen Qualifikationen und der fachlichen Schwerpunkte. Es fand eine Neubewertung der vier wesentlichen Aufgaben des Weiterbildungssystems: Spezialisierung, Wissenserneuerung, Ausbildung und Umschulung statt.

1. *Spezialisierung*, das heißt wissenschaftliche und praktische Spezialisierung im Anschluß an die Direktausbildung im einheitlichen sozialistischen Bildungssystem. Der Direktausbildung an den Schulen, Fach- und Hochschulen wird zunehmend die Aufgabe übertragen, Absolventen mit möglichst breiten Grundlagenkenntnissen auszubilden, während die wissenschaftliche und praktische Spezialisierung im Anschluß an die Direktausbildung vorgenommen wird. Die wissenschaftlich-fachliche Spezialisierung wird vornehmlich an den Fach- und Hochschulen, die auf den Erwerb praktischer Fähigkeiten für ein konkretes Arbeitsfeld gerichtete Spezialisierung von Qualifizierungsinstitutionen wie den Betriebs- und Industriezweigakademien wahrgenommen.
2. *Weiterbildungsmaßnahmen*, die der regelmäßigen systematischen Vermittlung des neusten Wissensstandes für im Arbeitsprozeß Stehende dienen. Die Weiterbildung im Rahmen der Erwachsenenqualifizierung umfaßt Bildungsmaßnahmen, die in der Regel nicht zu einer Erhöhung der Qualifikationsstufe des einzelnen führen, also z.B. zur Erlangung eines Fach- oder Hochschulabschlusses. Es handelt sich hierbei vielmehr um einen Prozeß der Erneuerung, Vertiefung und Erweiterung der benötigten Kenntnisse und Fähigkeiten, deren Umfang

durch das Tempo des gesellschaftlichen und des wissenschaftlich-technischen Fortschritts einerseits und durch subjektive Komponenten andererseits bestimmt wird.

3. Die *Ausbildung* im Rahmen der Erwachsenenqualifizierung umfaßt alle Bildungsmaßnahmen, die direkt oder sukzessive zu einer Erhöhung der Qualifikationsstufe des einzelnen führen. Darunter fallen die Qualifizierung von ungelerten Arbeitern zu angelernten Arbeitern und von angelernten Arbeitern zu Facharbeitern ebenso wie das Fern- und Abendstudium an den Fach- und Hochschulen.
4. *Umschulungsmaßnahmen* zur Anpassung an strukturpolitische Entscheidungen. Das Ziel der Umschulung besteht – ähnlich wie das der Ausbildung – in der Unterweisung in einem neuen Beruf bzw. Spezialgebiet. Während früher Umschulungen meist auf gleicher Qualifikationsstufe erfolgten, führen sie heute zunehmend zu einer Veränderung der Qualifikationsstufe. Als Folge strukturpolitischer Maßnahmen üben Umschulungsmaßnahmen einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Berufsstruktur aus.

Alle Maßnahmen der Erwachsenenqualifizierung sind Bestandteil staatlicher oder betrieblicher Planung. Damit wird der Versuch unternommen, gesamtgesellschaftlich, aber auch in Teilbereichen, eine Qualifikationsstruktur zu erreichen, die den erwarteten politischen, sozialen und ökonomischen Entwicklungen gerecht wird.

Die Weiterbildung des einzelnen Berufstätigen ist in diesem Zusammenhang für den Betrieb oder die Dienststelle von Interesse, wenn die individuellen Wünsche mit den im jeweiligen Plan festgelegten Weiterbildungszielen in Übereinstimmung gebracht werden können. In einem Qualifizierungsvertrag zwischen Betrieb oder Dienststelle und dem einzelnen Beschäftigten werden die Ziele der Weiterbildung und die Rechte und Pflichten der Vertragspartner festgelegt.

Um die Weiterbildung nicht zu einer unvermeidbaren Belastung für den einzelnen werden zu lassen, räumt das „Arbeitsgesetzbuch“ für den Fall, daß diese „im staatlichen Interesse“ liegt und nicht allein außerhalb der Arbeitszeit betrieben werden kann, die Möglichkeit einer zeitweisen Freistellung von der Arbeit ein.

Die Kaderqualifizierung nimmt im Rahmen der Weiterbildung eine besondere Stellung ein. Soweit es um die fachliche Weiterbildung und Spezialisierung dieses Personenkreises geht, findet diese oft in Einrichtungen des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems statt, vor allem an den Hoch- und Fachschulen. Die politisch-organisatorischen Kenntnisse jedoch, die für die Ausübung leitender Positionen in der Partei, dem Staats- und Wirtschaftsapparat, den Massenorganisationen und in anderen Bereichen der Gesellschaft als notwendig erachtet werden und über die nur die Kader verfügen sollen, werden an besonderen, nicht in das allgemeine Bildungssystem integrierten und den Prinzipien der Kaderpolitik unterworfenen Bildungseinrichtungen vermittelt.

Die Struktur des Weiterbildungssystems und seine Einbindung in die Leitungsstruktur von Partei und Staat zeigt das Schaubild (s. S.304).

Tabelle: Teilnehmer an Volkshochschullehrgängen

	Insgesamt	An Gesamtlehrgängen mit Abschluß					Vorbereitung auf		
		Insgesamt	Abschlußziel			12. Klasse	Fachschulstudium	Hochschulstudium	
			8. Klasse	10. Klasse	12. Klasse				
1964/65	303.918	57.510	7.649	17.934	8.277	22.569	1.081		
1969/70	326.675	70.974	12.670	24.020	11.822	21.250	1.212		
1974/75	263.754	31.252	6.653	16.060	4.439	3.768	332		
1979/80	295.059	14.834	3.510	5.402	4.432	1.239	251		
1984/85	285.758	13.765	2.776	4.198	5.194	1.067	530		
An Einzelllehrgängen mit Abschluß							An Lehrgängen zur Erweiterung und Vertiefung der Allgemeinbildung		
	Insgesamt	Abschlußziel				Insgesamt	darunter Stenographie und Maschinenschriften		
			8. Klasse	10. Klasse	12. Klasse				
1964/65	86.450	21.213	53.391	11.846	130.209	57.728	29.749		
1969/70	76.563	13.717	50.583	12.263	156.745	65.190	22.393		
1974/75	28.900	5.223	17.708	5.969	161.404	58.461	42.198		
1979/80	22.666	3.285	10.436	8.945	211.585	44.951	45.974		
1984/85	15.579	2.891	5.504	7.184	200.647	39.611	55.767		

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 301)

Da nicht alle im Bereich der Weiterbildung tätigen Bildungseinrichtungen im einzelnen vorgestellt werden können, beschränkt sich die folgende Darstellung auf die wichtigsten Institutionen: die Volkshochschulen, die Betriebsakademien, die Fach- und die Hochschulen.

Die nach Teilnehmerzahl und Aufgabenstellung bedeutendsten Einrichtungen der Erwachsenenqualifizierung sind die Volkshochschulen, die Betriebsakademien und die Fach- und Hochschulen.

Als staatliche Bildungseinrichtungen in den Städten und Kreisen konzentrieren sich die *Volkshochschulen* vor allem auf die Vermittlung von Allgemeinwissen einschließlich der Fremdsprachenausbildung. Neben umfangreichen Angeboten im Bereich der kulturellen Massenarbeit und allgemeinen berufsorientierten Lehrgängen bieten sie die Möglichkeit, auf der Grundlage der gültigen Lehrpläne der Schulen den Abschluß der 8. oder der 10. Klasse oder das Abitur nachzuholen. Darüber hinaus führen sie gemeinsam mit den Betriebs- oder Dorfakademien spezielle Vorbereitungslehrgänge für die Aufnahme eines Fach- oder Hochschulstudiums durch. Diese Lehrgänge sind vor allem für Berufstätige gedacht, die nicht über die für die Aufnahme eines Studiums erforderlichen formalen Bildungsabschlüsse verfügen. In Einzellehrgängen können Berufstätige auch in bestimmten Fächern den Abschluß der 8., 10. oder 12. Klasse erreichen. Angesichts des erreichten allgemeinen Qualifikationsniveaus hat die Bedeutung dieser Lehrgänge seit dem Beginn der 70er Jahre abgenommen.

Die *Betriebsakademien* sind staatliche Bildungseinrichtungen in Betrieben und Kombinat, die von diesen finanziert werden und die ausschließlich für die Erwachsenenqualifizierung zuständig sind. Durch einheitliche staatliche Lehrpläne wird gesichert, daß die dort erworbenen Abschlüsse in allen gesellschaftlichen Bereichen anerkannt werden.

Ähnliche Einrichtungen bestehen für die Mitarbeiter des Staatsapparates; sie sind jedoch einem besonders ausgewählten Kreis von Kadern vorbehalten.

Arbeitsgrundlage der Betriebsakademien sind die Qualifizierungspläne der jeweiligen Betriebe und Kombinate. Im Mittelpunkt der Tätigkeit dieser Einrichtungen stehen die Aus- und Weiterbildung von Facharbeitern und Meistern sowie Umschulungsmaßnahmen. Ungelernte oder angelernte Arbeiter erwerben einen Facharbeiterabschluß, Facharbeiter werden mit den nötigen Kenntnissen zur Beherrschung neuer Technik und Technologien vertraut gemacht, ihr Wissensstand wird den Anforderungen der neuen, breit angelegten Grundberufe angeglichen. Die Weiterbildung der Facharbeiter zum Meister erfolgt meist in einem zweijährigen Abendstudium und beinhaltet neben der Vermittlung technischer und organisatorischer auch leitungswirtschaftliche Kenntnisse. Konkrete Angaben über den Umfang der Weiterbildung an den Betriebsakademien liegen nicht vor – es gibt nur allgemeine Daten über Qualifizierungsmaßnahmen in der Industrie (s. Tab. S. 308).

Die Universitäten, Hoch- und Fachschulen führen vor allem Weiterbildungsmaßnahmen zur beruflichen und fachlichen Spezialisierung und zur Vermittlung von Erkenntnissen angrenzender Wissenschaftsgebiete, daneben aber auch allgemeinbildende Veranstaltungen durch. Adressaten sind Hoch- bzw. Fachschulabsol-

venten aus allen Bereichen der Gesellschaft. Die wesentlichen Formen der Weiterbildung sind:

1. kurzzeitige intensive Qualifizierungsmaßnahmen in Gestalt von Lehrgängen, Tagungen und Kolloquien;
2. postgraduale Studien und Zusatzstudium;
3. das Fern- und Abendstudium.

Darüber hinaus sind die Hoch- und Fachschulen für die Weiterbildung der an ihnen tätigen wissenschaftlichen Mitarbeiter und Hochschullehrer verantwortlich. Im Mittelpunkt stehen fachwissenschaftliche und hochschulpädagogische Fragestellungen. Die politisch-ideologische Schulung der Mitarbeiter erfolgt in sogenannten Abendschulen des Marxismus-Leninismus.

Die Hoch- und Fachschulen bieten eine Vielzahl teils zentral geplanter und organisierter, teils mit einzelnen Kooperationspartnern aus der Industrie, der staatlichen Verwaltung usw. vereinbarter Lehrgänge, Kurse und Seminare an. Die Teilnehmer werden von ihrer Arbeitsstelle zu den Weiterbildungsveranstaltungen delegiert.

Tabelle: *Ausbildung und Weiterbildung der Arbeiter und Angestellten in der sozialistischen Wirtschaft* ¹⁾

Jahr Qualifizierungsmaßnahme	Schulungsteilnehmer in der Aus- und Weiterbildung	
	insgesamt	darunter weiblich
<i>Schulungsteilnehmer</i>		
1971	1.089.388	401.859
1975	1.446.753	540.686
1980	1.680.555	685.274
1985	1.796.553	716.358
<i>Nach Qualifizierungsmaßnahmen 1985</i>		
Ausbildung	188.337	93.411
darunter:		
zum Hochschulkader	17.230	7.101
zum Fachschulkader	56.448	34.427
zum Meister	27.363	5.466
zum Facharbeiter	74.476	41.413
Weiterbildung	1.608.216	622.947
darunter:		
der Hochschulkader	217.785	77.962
der Fachschulkader	327.656	168.544
der Meister	108.557	10.162
der Facharbeiter	856.652	322.835

¹⁾ ohne sozialistische Betriebe der Land- und Forstwirtschaft und ohne PGH

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 300)

Die Weiterbildung an den Hoch- und Fachschulen richtet sich vor allem auf die Auffrischung früher erworbenen Wissens und die Aneignung aufgabenbezogener Spezialkenntnisse. In diesem Zusammenhang hat das postgraduale Studium, also eine auf einem Hochschulabschluß aufbauende berufs- und funktionsbezogene Weiterbildungsform, besonderes Gewicht.

Im wesentlichen sind zwei Formen postgradualer Studien zu unterscheiden:

1. das postgraduale Studium soll Hochschulkadern ohne Unterbrechung ihrer beruflichen Tätigkeit die Möglichkeit bieten, im Rahmen ihrer bisherigen Ausbildung eine zusätzliche Spezialisierung zu erlangen. Voraussetzung ist ein Hochschulabschluß. Das postgraduale Studium dauert je nach Studienziel ein bis drei Jahre;
2. das postgraduale Zusatzstudium soll Hochschulkadern in der Zeit von einem bis drei Jahren, aufbauend auf der bisherigen Ausbildung, eine Zusatzausbildung in einem anderen Fachgebiet vermitteln (z.B. wirtschaftliches Zusatzstudium für Technologen).

In den 60er Jahren gewann das Fern- und Abendstudium an den Universitäten, Hoch- und Fachschulen eine immer größere Bedeutung. Diese Studienform soll Berufstätigen mit Zehn-Klassen-Abschluß und Berufsausbildung die Erlangung eines Fachschulabschlusses, solchen mit Abitur oder Fachschulabschluß ein Hochschulstudium ermöglichen. Das Abendstudium ist eine besondere Form des Fernstudiums für Studenten, die am Hochschulort wohnen. (Im Hochschulbereich wurde diese Studienform 1974 faktisch eingestellt.) Die Mehrzahl der Fernstudenten wird von ihren Betrieben oder Dienststellen delegiert. Diese verpflichten sich im Rahmen eines Qualifizierungsvertrages mit dem Studenten, ihn während des Studiums zu unterstützen und ihn nach Beendigung des Studiums seiner Qualifikation entsprechend zu beschäftigen, eine Verpflichtung, der die Betriebe in den letzten Jahren oft nicht nachkommen konnten.

Da das Fernstudium in erster Linie der Qualifizierung von Kadern dient, die noch keine ihrer beruflichen Position entsprechende Ausbildung absolviert haben, sich das Qualifikationsniveau dieser Personengruppe aber seit Beginn der 60er Jahre erheblich verbessert hat, nimmt die Bedeutung dieser Studienform ab. Zudem hatte sie sich auch unter bildungsökonomischen Gesichtspunkten als problematisch erwiesen, da die erheblichen Belastungen neben der Berufstätigkeit zu einer hohen Abbrecherquote geführt hatten.

Vergleicht man die Qualifikation der Berufstätigen in der DDR vom Anfang der 60er Jahre und heute, so stellt man einen bemerkenswerten Anstieg des allgemeinen Qualifikationsniveaus und eine unterschiedliche Entwicklung in den einzelnen Wirtschaftszweigen fest. Diese Veränderungen sind zweifellos nicht allein das Ergebnis der umfassenden Weiterbildungsmaßnahmen; einen wesentlichen Einfluß hatte auch der Ausbau des Fach- und Hochschulektors. Bei der Aus- und Weiterbildung der Facharbeiter und Meister (und durch die Delegierung Berufstätiger zu einem Fach- und Hochschulstudium) hat das Weiterbildungssystem aber wohl einen entscheidenden Beitrag zu dieser Entwicklung geleistet.

Tabelle: Studierende im Fern- und Abendstudium

	Hochschulen		Fachschulen	
	Fernstudium	Abendstudium	Fernstudium	Abendstudium
1965	29.548	3.372	37.600	23.400
1971	39.344	1.194	69.500	42.300
1980	14.798	171	57.960	11.066
1985	11.753	152	54.343	8.152

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 302f.)

Trotz umfangreicher Weiterbildungsanstrengungen auf allen Qualifikationsebenen war Ende der 60er Jahre eine gewisse Vernachlässigung der mittleren Ausbildungsgänge zugunsten eines Direkt- oder Fernstudiums an den Hoch- und Fachschulen festzustellen. Nachdem auf dem VIII. Parteitag der SED vor übertriebenen Erwartungen hinsichtlich der Entwicklung der gesellschaftlich notwendigen Qualifikationsstruktur gewarnt worden war, führte dies auch zu Veränderungen im Bereich der Erwachsenenqualifizierung. Das sich andeutende Überangebot an Hoch- und Fachschulabsolventen bei gleichzeitiger Verschärfung des Mangels an qualifizierten Facharbeitern ließ eine Verlagerung der Gewichte sinnvoll erscheinen. Die Einschränkung des Fernstudiums an den Fach- und Hochschulen zugunsten postgradualer Studien ist ebenso Folge dieser Umorientierung wie die erneute Erweiterung der Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten für un- und angelernte Arbeiter sowie für Facharbeiter.

Der finanzielle Druck hat darüber hinaus eine Tendenz verstärkt, die für die Weiterbildung in der DDR typisch ist: Trotz der stets betonten Orientierung aller Bildungsmaßnahmen am Leitbild des „umfassend gebildeten sozialistischen Menschen“ liegt das Schwergewicht auf der Qualifizierung für den Arbeitsprozeß. Nicht „Bildung an sich“, dies wird eingestanden, ist das Ziel, sondern die Vermittlung von Wissen und Können, das eng an die Arbeitsaufgaben gebunden ist.

2. Wissenschaftspolitik und Wissenschaftsorganisation

Im Verständnis der marxistisch-leninistischen Parteien haben Wissenschaft und Technik seit jeher eine zentrale Bedeutung. Sie sind es, die die Produktivkraftentwicklung vorantreiben. Im Konzept der WTR bekommen Wissenschaft und Technik noch einmal eine besondere Bedeutung: Ihre Verbindung mit den „Vorzügen des Sozialismus“ gibt der Arbeiterklasse im Verständnis der SED ein Instrument an die Hand, mit dessen Hilfe sie die Systemauseinandersetzung mit dem Kapitalismus zu ihren Gunsten entscheiden kann. Die Planung von Wissenschaft und Technik ist daher integraler Bestandteil der gesamtgesellschaftlichen Planung.

Die gesellschaftspolitische Zielvorgabe der SED, die eine Verbindung von qualitativer Wachstumsstrategie auf der Grundlage wissenschaftlicher und technisch-technologischer Innovationen und gleichzeitiger sozialpolitischer Absicherung und Abfederung der sozialen Folgekosten beinhaltet, schlägt sich in der Wissenschafts- und Forschungspolitik in einer Konzentration auf die Bereiche nieder, von deren Entwicklung ein wesentlicher Beitrag zur Realisierung dieser Ziele erwartet wird. Es sind dies vor allem die „Schlüsseltechnologien“ wie Mikroelektronik, Informatik, Kommunikationstechnik und Biotechnologie. Diese Schlüsseltechnologien seien, so formuliert es die Direktive des XI. Parteitages der SED für die Jahre 1986 bis 1990, „von grundlegender Bedeutung für die langfristige Sicherung eines stabilen ökonomischen Wachstums und die Steigerung der Arbeitsproduktivität“. Nur mit der Einführung modernster Technologien sei es möglich, „umfassende Wirkungen bei der Erneuerung der Produktion, der Erhöhung der Rohstoff-, Material- und Energieökonomie, der Flexibilität und Kontinuität der Produktion sowie der Qualität der Erzeugnisse zu erreichen.“ (Direktive, 1986: 48)

Ebenso wie die naturwissenschaftlich-technische Forschung ist auch die gesellschaftswissenschaftliche Forschung eng mit den politischen Zielvorgaben der SED verknüpft. Die SED hat den Gesellschaftswissenschaftlern die Aufgabe gestellt, „die Forschungen zu Entwicklungstendenzen, Gesetzmäßigkeiten und Triebkräften des Sozialismus als einheitlichem sozialem Organismus noch umfassender und tiefgründiger zu betreiben“. Im Mittelpunkt der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung hätten die Wechselbeziehungen von Politik, Ökonomie, Ideologie, Wissenschaft, Kultur und Landesverteidigung und die Analyse der inneren und äußeren Einflußfaktoren auf die DDR zu stehen. Wie in den Naturwissenschaften, so sei auch in den Gesellschaftswissenschaften „Praxisbezogenheit und Praxiswirksamkeit ... ein entscheidender Maßstab für wissenschaftliche Qualität“. (Bericht des Zentralkomitees an den XI. Parteitag der SED, 1986: 58)

Der „Zentrale Forschungsplan der marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften der DDR 1986 bis 1990“ konzentriert sich in elf im einzelnen aufgeschlüsselten Punkten, in denen Themen und verantwortliche Institutionen für den jeweiligen Themenbereich genannt werden, unter anderem auf folgende Aspekte:

- die Zusammenarbeit der sozialistischen Länder im RGW;
- Probleme der Wirtschafts- und Sozialpolitik, vor allem Fragen der „Intensivierung“ der „ökonomischen Stimulierung hoher Leistungen bei der Gestaltung

der Wirtschaft", der „sozialistischen Wirtschaftsführung", Planungs- und Leitungsprobleme, der wissenschaftlichen Arbeitsorganisation (WAO), der Anwendung des „sozialistischen Leistungsprinzips" im Rahmen der Rationalisierung und Automatisierung und anderes mehr;

- Probleme der wissenschaftlich-technischen Revolution und der „Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts als wesentliche Grundlage für die Durchsetzung der ökonomischen Strategie", die sozialen Auswirkungen und ökonomischen Aspekte der Entwicklung der Mikroelektronik und Informatik, von Automatisierung und Rationalisierung, Probleme der Wissenschaftsorganisation und – als interdisziplinäres Forschungsprogramm – die Analyse ökologischer Probleme für die weitere Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft und ihre Auswirkungen auf die Stellung der DDR im Systemwettbewerb;
- Probleme der Sozialstruktur, der sozialistischen Lebensweise und der demographischen Entwicklung;
- staats- und rechtswissenschaftliche Fragestellungen;
- kulturtheoretische und kulturpolitische Fragestellungen;
- Probleme der „Ausarbeitung des marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes" und anderes mehr.

Die Planung, Leitung und Kontrolle der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung erfolgt – und dies gilt in gleicher Weise für die naturwissenschaftliche Forschung – durch die SED, genauer: durch die Abteilung Wissenschaften beim ZK der SED.

„Die gesellschaftswissenschaftliche Arbeit wird in allen Bereichen als ein einheitlicher Prozeß geleitet, der die konzeptionelle Arbeit zur langfristigen Entwicklung der Gesellschaftswissenschaften, die Forschungstätigkeit selbst, ihre Planung, Organisation und Kontrolle, die Umsetzung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Praxis, in Agitation, Propaganda und Information sowie in die Aus- und Weiterbildung umfaßt." (Zentraler Forschungsplan, 1986: 689)

Nach Angaben aus der DDR sind insgesamt etwa 200.000 Beschäftigte im Bereich von Wissenschaft und Forschung tätig. Etwa 15 % der Wissenschaftler arbeiten an der Akademie der Wissenschaften und den Universitäten und Hochschulen, etwa 80 % aller Beschäftigten in Forschung und Entwicklung sind in den Forschungszentren der Kombinate, der Landwirtschaft und des Bauwesens tätig. Der Staatshaushalt der DDR weist für den Bereich Wissenschaft und Technik sowie für Forschungseinrichtungen einen Betrag von 2,69 Mrd. Mark aus, das bedeutet eine Steigerung von 11,6 % gegenüber 1980 und macht 1,3 % der Gesamtausgaben aus.

Der ihr zugemessenen Bedeutung entsprechend ist die Planung der Wissenschaft und der wissenschaftlich-technischen Arbeit „untrennbarer Bestandteil der einheitlichen Volkswirtschaftsplanung sowie der Leitungstätigkeit des sozialistischen Staates und seiner Organe. Sie beruht auf den Prinzipien des demokratischen Zentralismus." (Handbuch DDR, 1984: 518) Die wissenschaftspolitischen Grundsatzentscheidungen werden, wie in allen anderen gesellschaftlichen Bereichen auch, von den Führungsspitzen der SED gefällt. Die Entscheidungsvorbereitung

Tabelle: Ausgaben des Staatshaushalts für Wissenschaft und Forschung

Position	1980	1983	1984	1985
	Millionen Mark			
Gesamtausgaben	160.283,4	191.689,1	211.778,4	234.392,0
Wichtige Ausgabenpositionen:				
Haushaltsmittel für Wissenschaft und Technik sowie für Forschungseinrichtungen	2.411,5	2.739,5	2.690,9	3.197,8
davon für:				
Wissenschaft und Technik in den Betrieben und Kombinat der volkseigenen Wirtschaft	1.084,1	1.244,5	1.095,9	1.480,1
Wissenschaft und Technik auf dem Gebiet der Land- und Forstwirtschaft	326,0	364,2	412,6	399,5
Forschung und Entwicklung der Akademie der Wissenschaften	495,2	582,8	627,1	691,7
Forschung und Entwicklung der Universi- täten, der Hoch- und Fachschulen	405,3	431,1	431,2	452,4
Forschung und Entwicklung in Forschungsein- richtungen staatlicher Organe	100,9	116,9	124,1	174,1
Haushaltsmittel für gesellschaftswissenschaftliche Forschung in Akademien und Hochschulen	169,7	176,0	178,6	182,0

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR, 1986: 261)

Tabelle: Ausgaben und Beschäftigte im Bereich Forschung und Entwicklung in der DDR 1971-1985

Aufwand/Beschäftigte	Zeitraum	Umfang
Ausgaben für Wissenschaft und Technik	1971-1975	24.101,2 Mio. Mark
	1976-1980	31.188,4 Mio. Mark
	1981-1985	43.645,6 Mio. Mark
Anteil der Ausgaben am produ- zierten Nationaleinkommen	1971-1975	3,5 %
	1976-1980	3,6 %
	1981-1985	4,1 %
Beschäftigte insgesamt	1970	123.000
	1980	182.000
	(1985)	ca. 200.000
hierunter Absolventen von Hoch- und Fachschulen	1970	64.000
	1980	113.000
	(1985)	ca. 120.000

(Quelle: Klinger 1987: 4)

liegt vor allem bei der Abteilung Wissenschaft und der Abteilung Forschung im zentralen Parteiapparat. Als oberste staatliche Planbehörde hat die Staatliche Plankommission einen erheblichen Einfluß auf die Planung von Wissenschaft und Technik. In Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Wissenschaft und Technik und dem Forschungsrat, dem höchsten beratenden Gremium für Fragen der Planung und Koordinierung der naturwissenschaftlichen und technischen Forschung, erarbeitet sie den „Staatsplan Wissenschaft und Technik“. In diesem Plan werden für das jeweilige Jahr die zentralen Zielvorgaben für die Forschung in der Industrie, vor allem in den Kombinat, den industriellen Forschungseinrichtungen und den Akademie- und Hochschulinstituten genannt.

Zentrales Lenkungsorgan der naturwissenschaftlich-technischen Forschung ist das Ministerium für Wissenschaft und Technik. Ihm obliegt die Aufgabe, die Arbeit der Forschungsinstitutionen in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen zu koordinieren und zu sichern, daß die forschungspolitischen Vorgaben beachtet und in konkrete Projekte umgesetzt werden. Beratungsorgane des Ministeriums sind der Forschungsrat und von ihm gebildete spezielle Kommissionen und sogenannte Zentrale Arbeitskreise für Forschung und Technik, die für volkswirtschaftlich wichtige Fachgebiete Problemanalysen vorlegen, die in die Ausarbeitung der Pläne Wissenschaft und Technik eingehen.

Die langfristige Gestaltung der mathematisch-naturwissenschaftlichen und technischen Grundlagenforschung erfolgt in einem auf fünf Jahre angelegten Plan der Grundlagenforschung, der von der Akademie der Wissenschaften und dem Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen in Zusammenarbeit mit Partnern aus Industrie und Landwirtschaft, anderen gesellschaftlichen Bereichen und wissenschaftlichen Einrichtungen anderer sozialistischer Länder erarbeitet wird. Inhaltlich orientiert sich der Plan an den langfristigen gesellschafts-, wirtschafts- und wissenschaftspolitischen Zielstellungen der SED. Die generelle Vorgabe lautet: Die Grundlagenforschung hat sich darauf zu konzentrieren, über die langfristige Weiterentwicklung bekannter Techniken und Verfahren hinaus, unbekannte und noch nicht praktizierte technologische Verfahren zu entwickeln und, auch jenseits der unmittelbaren Nutzenanwendung, den naturwissenschaftlichen Erkenntnisprozeß voranzutreiben. Zur fachlichen Unterstützung dieser Zielstellung werden „Wissenschaftliche Räte“ für die naturwissenschaftliche Forschung gebildet, in denen führende Wissenschaftler und Experten für die langfristige Entwicklung der naturwissenschaftlichen und mathematischen Grundlagenforschung, Planung, Durchführung und Kontrolle großer Forschungsvorhaben und für die Überführung von Forschungsergebnissen in die Produktion Expertisen und Vorschläge erarbeiten. Im Rahmen der staatlichen Forschungspläne bestehen unter anderem für folgende Forschungsprogramme Wissenschaftliche Räte: für die Mathematik, Physik einschließlich Kern- und Werkstoffforschung, Chemie, Biowissenschaften, Geo- und Kosmoswissenschaften usw.

Auf naturwissenschaftlich-technischem Gebiet besteht eine Reihe von ressortübergreifenden Forschungseinrichtungen, die als zentrale fachwissenschaftliche Forschungseinrichtungen Anleitungs- und Koordinationsfunktionen wahrnehmen.

Dazu gehört die „Akademie der Landwirtschaftswissenschaften“. Sie hat „als sozialistische Forschungsakademie den gesellschaftlichen Auftrag, wissenschaftlichen Vorlauf für die sozialistische Intensivierung der Landwirtschaft und den schrittweisen Übergang zu industriemäßigen Produktionsmethoden zu erarbeiten und in die Praxis überzuleiten“. (Handbuch DDR, 1984: 539) Die Akademie organisiert ihre Forschungs- und Entwicklungsarbeit auf der Grundlage des Planes Wissenschaft und Technik, sie koordiniert die Forschungs- und Entwicklungsarbeit anderer Institutionen und kooperiert im Rahmen ihrer Aufgabenstellung mit Forschungseinrichtungen anderer gesellschaftlicher Bereiche und Schwesterinstitutionen im RGW. Eine ähnliche Funktion hat die „Bauakademie“ für den Bereich des Bauwesens und des Städtebaus.

Neben diesen beiden wissenschaftlichen Einrichtungen, die dem Ministerium für Land-, Forst- und Nahrungsmittelwirtschaft bzw. dem Ministerium für Bauwesen unterstehen, verfügen einzelne Ministerien und zentrale staatliche Institutionen über eigene weisungsgebundene Forschungseinrichtungen (Institute und Zentralinstitute), die zumeist für die Bearbeitung gesamtgesellschaftlich bedeutsamer Querschnittsfragestellungen zuständig sind. Beispiele hierfür sind das „Ökonomische Forschungsinstitut“ bei der Staatlichen Plankommission, das „Institut für Marktforschung der DDR“ beim Ministerium für Außenhandel, das „Finanzökonomische Forschungsinstitut“ beim Ministerium für Finanzen, das „Zentrale Forschungsinstitut für Arbeit“ beim Staatssekretariat für Arbeit und Löhne, das „Forschungsinstitut des Amtes für Preise“, das „Zentralinstitut für Hochschulbildung“ beim Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen, das „Zentralinstitut für Jugendforschung“ beim Amt für Jugendfragen beim Ministerrat der DDR, das „Zentralinstitut für Berufsbildung der DDR“ beim Staatssekretariat für Berufsbildung, das „Institut für internationale Politik und Wirtschaft“ beim Ministerrat der DDR und andere mehr.

Einen wichtigen und wachsenden Anteil am Forschungspotential der DDR haben die Kombinate. Bei ihnen ist etwa 90 % des Forschungs- und Entwicklungspotentials der Industrie konzentriert. Die Kombinate sollen zunehmend Kapazitäten für eigene Grundlagenforschung bereitstellen und ihre Kräfte auf die Schwerpunkte des wissenschaftlich-technischen Fortschritts konzentrieren, was bedeutet, daß sie einen nicht unerheblichen Teil ihrer finanziellen Mittel im Bereich Forschung und Entwicklung investieren sollen.

Insgesamt lassen sich die gegenwärtigen Trends der Forschungspolitik dahingehend zusammenfassen:

1. Die Konzentration der Grundlagenforschung auf Wissenschaftsgebiete und Forschungsfelder, die, wie die Mikroelektronik, Informatik, Kommunikationstechnik und Biotechnologie, als „Schlüsseltechnologien“ angesehen werden, wird verstärkt.
2. Die anwendungsorientierte Forschung wird nicht nur im industriellen Bereich ausgebaut; damit wird an Vorstellungen vom Ende der 60er Jahre angeknüpft, die von einer engen Verbindung von Grundlagenforschung, angewandter Forschung, Entwicklung und Überleitung in die Produktion gekennzeichnet waren.

3. Dies bedeutet, daß erneut stärkeres Gewicht auf die Art und Weise der Forschungsfinanzierung gelegt wird. Es wird wieder verstärkt auf die Industriefinanzierung gesetzt. Nicht nur die angewandte naturwissenschaftlich-technische, medizinische und mathematische Forschung, sondern auch ein erheblicher Teil der Grundlagenforschung soll, soweit sie nicht in industrieeigenen Forschungsinstituten, sondern an Akademien und Hochschulen stattfindet, über Verträge finanziert und damit direkter an die Interessen der Wirtschaft gebunden werden.

Die besondere politische Bedeutung, die einer Verstärkung der Industrieforschung zuerkannt wird, äußert sich unter anderem in Versuchen einer verstärkten Parteikontrolle. Die Parteiorganisationen in Betrieben und Kombinatn bilden „Kommissionen Wissenschaft und Technik“, deren Aufgabe die Kontrolle der Forschungs- und Entwicklungsvorhaben der Betriebe ist. Im Auftrage der SED-Bezirksleitungen arbeiten spezielle Wissenschafts- und Produktionsgemeinschaften und Hochschul-Industrie-Komplexe, in denen Vertreter der Betriebe, wissenschaftlichen Einrichtungen und der Partei die Forschungs- und Entwicklungsarbeiten begleiten und kontrollieren. Die gleiche Funktion haben überbetriebliche Parteiaktivs und spezielle Arbeitsgruppen bei den Bezirksleitungen. Anleitungs- und Kontrollfunktionen im Bereich der Forschung nehmen verstärkt auch die Parteisekretäre der Kombinatbetriebe wahr, die darüber hinaus für die Zusammenarbeit mehrerer Kombinate im Bereich von Forschung und Entwicklung Sorge tragen sollen. (Wissenschaften in der DDR, 1/1986: 29ff.)

Grundlage der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung ist der „Zentrale Forschungsplan der marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften der DDR“. Der gegenwärtige Plan umfaßt den Zeitraum 1986 bis 1990. (Einheit Nr. 8, 1986: 681f.) Dieser Plan, der vom Politbüro der SED „bestätigt“ wird, ist das zentrale Lenkungselement der gesamten gesellschaftswissenschaftlichen Forschung. Im Unterschied zur naturwissenschaftlich-technischen Forschung ist die Leitungsstruktur der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung vom Staatsapparat weitgehend abgekoppelt und näher an wissenschaftliche Institutionen gebunden, die der Partei oder staatlichen Institutionen unterstehen. Neben den Parteiinstitutionen hat vor allem die Akademie der Wissenschaften eine wichtige Anleitungsfunktion in diesem Bereich. Wichtigste forschungsleitende und -koordinierende Gremien im Bereich der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung sind die „Wissenschaftlichen Räte“, die der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, der Parteihochschule „Karl Marx“ beim ZK der SED, dem Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, der Akademie für Wissenschaften und anderen wissenschaftlichen Einrichtungen zugeordnet sind. Im Rahmen des Zentralen Forschungsplans sind sie für die inhaltliche Ausgestaltung, Organisation und Koordination der Forschungsvorhaben verantwortlich.

Unverkennbar ist die Aufwertung der Rolle der Akademie der Wissenschaften nach 1971. Bei ihr ist vor allem der besonders wichtige Wissenschaftliche Rat für die wirtschaftswissenschaftliche Forschung angesiedelt, dem eine Reihe weiterer Wissenschaftlicher Räte zugeordnet ist: unter anderem für Politische Ökonomie

des Sozialismus, Fragen der Leitung der Wirtschaft, der sozialistischen ökonomischen Integration, der Ökonomie und Organisation der Arbeit, für sozialistische Betriebswirtschaft, für Sozialpolitik und Demographie und für ökonomische Fragen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts.

Bedeutendste Forschungsinstitution der DDR ist die Akademie der Wissenschaften. Ihr ist die Aufgabe übertragen, in enger Zusammenarbeit mit den Universitäten und Hochschulen, Forschungsinstitutionen des Partei-, Wirtschafts- und Staatsapparates und den entsprechenden Akademien der sozialistischen Länder naturwissenschaftlich-technische und gesellschaftswissenschaftliche Grundlagenforschung zu betreiben. Sie ist verantwortlich für die Festlegung der inhaltlichen Schwerpunkte der Grundlagenforschung, deren planmäßige Durchführung, insbesondere für die Koordinierung der Arbeit der verschiedenen Forschungsinstitutionen und die Gewährleistung einer schnellen praktischen Nutzung der Forschungsergebnisse. Die Akademie der Wissenschaften untersteht dem Ministerrat. Ihr gehören über 150 ordentliche und etwa 80 korrespondierende Mitglieder an. Wissenschaftler außerhalb der DDR können zu auswärtigen Mitglieder ernannt werden. Zu den derzeitigen auswärtigen Mitgliedern gehören auch Wissenschaftler aus der Bundesrepublik. In problemgebundenen Klassen arbeiten Akademiemitglieder und andere Wissenschaftler verschiedener Wissenschaftseinrichtungen an der Lösung komplexer Fragestellungen. Es bestehen Klassen für Physik, Mathematik, Chemie, Biowissenschaften, Medizin, Werkstoffforschung, Umweltschutz und Umweltgestaltung, ferner für Gesellschaftswissenschaften (Philosophie, Ökonomie, Geschichte, Staats- und Rechtswissenschaften) und für Literatur-, Sprach-, Geschichts- und Kunstwissenschaften.

Darüber hinaus verfügt die Akademie über einen großen wissenschaftlichen Apparat mit ca. 2.000 Beschäftigten. Er gliedert sich in Zentralinstitute, Institute und Forschungsstellen. Zentralinstitute der Akademie sind Forschungseinrichtungen zur Lösung komplexer Forschungsaufgaben. Sie üben in vielen Fällen die Funktion einer Leiteinrichtung für die gesamte in der DDR auf diesem Gebiet betriebene Forschung aus. Die Aufgabenstellung der Institute ist begrenzter und umfaßt meist Teilbereiche eines Wissenschaftsgebietes. Forschungsstellen werden für zeitweilige Aufgaben eingerichtet, wenn erkennbar ist, daß sie zu einem Institut oder Zentralinstitut ausgebaut werden können. Die Zentralinstitute werden mit den Instituten und Forschungsstellen, die verwandten Wissenschaftsbereiche zugeordnet sind, in Forschungsbereiche zusammengefaßt. Es bestehen sechs solcher Forschungsbereiche:

- Forschungsbereich Geo- und Kosmoswissenschaften
- Forschungsbereich Mathematik/Kybernetik
- Forschungsbereich Physik, Kern- und Werkstoffwissenschaften
- Forschungsbereich Chemie
- Forschungszentrum für Molekularbiologie und Medizin
- Forschungsbereich Gesellschaftswissenschaften

Seit 1971 wurde die Akademie nach sowjetischem Vorbild zu einer zentralen Koordinationsstelle für die gesamte naturwissenschaftlich-technische und für ausge-

wählte Gebiete der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung ausgebaut. Auf der Grundlage der Perspektiv- und Jahrespläne und der im „Staatsplan Wissenschaft und Technik“ bzw. im „Zentralen Forschungsplan der marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften“ enthaltenen Ziele der Forschungspolitik werden zwischen der Akademie der Wissenschaften und den Ministerien und zentralen Staatsorganen, denen Forschungseinrichtungen unterstehen, Forschungspläne für die jeweiligen Bereiche erstellt. Im Rahmen dieser Pläne trifft die Akademie mit den Forschungseinrichtungen der Wirtschaft, des Staatsapparates oder den Universitäten und Hochschulen Festlegungen über die jeweils einzuschlagende Forschungsstrategie, insbesondere die Nutzung des Forschungspotentials der Akademie, die Verteilung der Aufgaben und die Finanzierung der Forschungsvorhaben. Enge Kooperationsbeziehungen bestehen ferner zu anderen Akademien der DDR und zu vergleichbaren Einrichtungen im RGW.

Die Einschätzung westlicher Fachleute geht dahin, daß die Akademie der Wissenschaften sich zu einem leistungsfähigen Forschungszentrum entwickelt hat. Das Forschungsprofil sei den volkswirtschaftlichen Problemstellungen kongruent bzw. mit ihnen kompatibel, es gebe eine Zusammenarbeit zwischen theoretischer Grundlagenforschung, methodischer und gerätetechnischer Entwicklung und interdisziplinärer Forschung, die Institute der Akademie verfügten über eine ausreichende Kapazität für technologische Forschung, zu Kombinat und Betrieben seien stabile Kooperationsbeziehungen hergestellt worden. (Wissenschaften in der DDR, 1/1986: 32)

3. Soziokulturelle, sozialstrukturelle und politische Ergebnisse der Wissenschafts- und Bildungspolitik der SED

In seiner Einleitung zu Max Gustav Langes „Wissenschaft im totalitären Staat“ schreibt Otto Stammer 1955, daß der Wissenschaft in der DDR zum damaligen Zeitpunkt eine doppelte Funktion zugesprochen worden sei:

„Bewegende Kraft des kulturellen Ganzen, Werkzeug der gesellschaftlichen Umgestaltung in der Hand der politischen Führung zu sein – und der intellektuellen Legitimation der Herrschaft, der Sicherung und Verfestigung der herrschenden Ideologie und damit der Beeinflussung von Verhaltensweisen und Meinungen der Führungskader und der Machtunterworfenen zu dienen.“ (Lange, 1955: X)

Ein Jahr zuvor hatten Max Gustav Lange, Ernst Richert und Otto Stammer eine Tendenz zur Intellektualisierung der gesellschaftlichen Führungsgruppen der DDR diagnostiziert. Da die Kader in allen gesellschaftlichen Führungsbereichen nur dann im Sinne des „Planrationalismus“ der Politik der SED funktionierten, wenn sie Eigenschaften einer „neuen Intelligenz“ entwickelten, deutete sich nach ihrer Auffassung bereits in den frühen Jahren der DDR ein entscheidender sozialstruktureller und politischer Wandel an:

„Das immer deutlicher zum Ausdruck kommende Bedürfnis der SED und ihrer sozialen Satellitenorganisationen nach einer Verfeinerung der herrschaftstechnischen Kenntnisse und Leistungen ihrer Kader im Plansystem der Herrschaft läßt die Tendenz zu einer den politischen Grundsätzen der Bewegung angemessenen spezifischen Intellektualisierung dieser Gruppe von Funktionären erkennen. ... Gemessen an ihrer Funktion, eine bewegende und kontrollierende Kraft in der Partei und im gesellschaftlichen Getriebe zugleich darzustellen, sind die Ansprüche an die Intelligenz-Leistungen im Hinblick auf die politische Aktivierung bei den ausgesprochen politischen Kadern der Parteiapparatur spezialisierter als bei den reinen Verwaltungskadern, etwa den Sachbearbeitern der Ministerien, den Bürgermeistern, den Vorsitzenden und Sekretären der Verwaltungsbezirke und Kreise. Diese Verwaltungskader schlagen in der Ausübung ihrer spezifischen Funktionen gleichsam die Brücke zwischen der Erfüllung der Herrschaftsansprüche der gesamten politisch-staatlichen Apparatur und der weitgehenden Plangestaltung der Gesellschaft.“ (Lange, Richert, Stammer, 1955: 195)

Vergleicht man im Abstand von 30 Jahren diese Aussagen mit den Zielen und Ergebnissen der Wissenschafts- und Bildungspolitik, so zeigt sich folgendes Bild: Der Marxismus-Leninismus als „Grundlagenwissenschaft“ hat seine Erklärungskraft weitgehend verloren, er ist nicht länger unmittelbare Anleitung zum Handeln, vielmehr bedarf er der Hilfe vieler Einzelwissenschaften, die die erforderlichen Kenntnisse der komplexen Probleme und möglicher Problemlösungsstrategien bereitstellen. In diesem Kontext hat nicht nur die „Intellektualisierung“ der Kader, sondern die der gesamten Gesellschaft zugenommen, da in allen Bereichen die Kenntnis moderner wissenschaftlicher Verfahren und Methoden die Voraussetzung für die Funktionsfähigkeit einer zentral gelenkten und geplanten Gesellschaft darstellt. Die SED hat daher ein umfassendes Bildungs- und Wissenschaftssystem auf- und ausgebaut, das die nötige Expertise bereitstellen und qualifiziertes Personal für alle Bereiche der Gesellschaft ausbilden soll. Der Vielfalt der Probleme entspricht die Struktur der Wissenschaftsorganisation.

Die Einheit der Bildungs-, Wissenschafts- und Forschungspolitik wird gesi-

chert durch ihre Einbindung in den gesamtgesellschaftlichen demokratisch-zentralistischen Planungs-, Leitungs- und Lenkungsmechanismus. Es sind aber gerade diese Strukturen, die wissenschaftliche Innovationen eher behindern als fördern. Die enge Verkoppelung von Wissenschaft, Forschung und Bildung an die gesellschaftspolitischen Zielvorstellungen der SED garantiert zwar eine Konzentration aller Potentiale auf die als besonders bedeutsam angesehenen Entwicklungslinien, läßt aber eine Grundbedingung wissenschaftlicher Arbeit außer acht, nämlich die, daß Wissenschaft eine dialogische und offene Struktur benötigt, um sich entfalten zu können.

Die Wissenschaftspolitik der SED ist noch immer von der Vorstellung geprägt, wie sie Stammer 1954 formulierte: Wissenschaft als Herrschaftsmittel. Heute sind es die Einzelwissenschaften, insbesondere auch die modernen Naturwissenschaften, die in weiten Bereichen der Gesellschaft als solche Herrschaftsmittel fungieren. Ihnen wird zugleich zugetraut, daß sie den entscheidenden Durchbruch schaffen, der die DDR in die Lage versetzt, wissenschaftlich, technisch und ökonomisch zum „Welthöchststand“ aufzuschließen. Als zentralistisches System unterliegt die DDR gerade im Bereich der Wissenschaft der Gefahr von Fehlsteuerungen. Die einmalige Festlegung auf eine bestimmte parteioffiziell formulierte Wissenschafts- und Forschungsstrategie verführt dazu, Alternativen aus dem Auge zu verlieren. Die Wissenschaft als „Suchprozeß“ muß aber über wirkungsvolle Korrektivmöglichkeiten für den Fall verfügen, daß sich eine einmal eingeschlagene Strategie als unzureichend oder falsch erweist. Da die langfristige Planung von Naturwissenschaft, Technik und Gesellschaftswissenschaften eng mit den gesellschaftspolitischen Zielvorgaben und Strategien der SED verbunden und die Forschung selbst in ein hierarchisiertes Planungs- und Lenkungssystem eingebunden ist, bleibt für solche grundsätzlichen Korrekturen wenig Raum.

Das gleiche gilt für die schnelle unbürokratische Anpassung des Wissenschaftssystems an veränderte Problemkonstellationen, wie sie angesichts der sich international beschleunigenden wissenschaftlich-technischen Entwicklung immer häufiger auftreten. Am Beispiel der Mikroelektronik läßt sich die geringe Flexibilität und Innovationsfähigkeit des Wissenschaftssystems der DDR sinnfällig zeigen: Trotz einer – verspäteten – Entscheidung zugunsten des forcierten Aufbaus der Mikroelektronik im Jahre 1977 ist die DDR heute auf diesem Feld technologisch weit abgeschlagen.

„Unter den herrschenden Bedingungen einer längst überholten, mechanistischen Planungsphilosophie, die auf determinierbare Ursache-Wirkung-Beziehungen abzielt, sind spontane Anpassungs- und Neuerungsprozesse, die das Gesamtsystem in seinen Teilbereichen auf vielfältige Weise gewissermaßen 'bereithält', weitgehend ausgeschlossen. Gerade bei elementaren Innovationen ist aber in der Regel nicht absehbar, wie vielfältig die Vernetzungen mit anderen Teilsystemen sind und zu welchen Fernwirkungen sie führen.“ (Klinger, 1987:10)

Die demokratisch-zentralistischen Leitungsstrukturen, die eine straffe Lenkung und die Durchsetzung eines einheitlichen Willens gewährleisten sollen, erweisen sich – nicht nur im Bereich von Wissenschaft und Technik – zunehmend als kontraproduktiv. Sie bieten, herrschaftssoziologisch gesehen, Sicherheit. Wissen-

schaftliche Innovation kommt aber ohne Risiko nicht aus, und Risiko, so sagt es ein DDR-Soziologe, ist für „verschiedene Leute, Leitungs- und Kontrollorgane ... vor allem ein Begriff mit negativem Inhalt. Taucht Risiko auf, werden sofort Maßnahmenpläne zur Eliminierung des Risikos verlangt“. (Ladensack, 1984: 98) Die bestehenden Strukturen laden nicht zur Risikofreude ein. Ein solches Verhalten ist auch nie gelernt worden.

3.1. *Gleiche Bildung, gleiche Chancen?*

Wie das Wissenschaftssystem, so ist auch der Bildungssektor als gesellschaftliche Sozialisationsinstanz von den Anforderungen eines hierarchisch gestuften und zentralistischen Systems geprägt. Das im Leitbild der allseits gebildeten sozialistischen Persönlichkeit aufscheinende Ziel, selbstverantwortliche und autonome Persönlichkeiten und Staatsbürger heranzubilden, scheitert nicht nur an den politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, sondern auch an den konkreten Anforderungen der Arbeitswelt. Allseitige Bildung als Ziel, Bildung, verstanden als Gesamtheit der Befähigungen zum Denken, Erkennen und Handeln, steht in einem Spannungsverhältnis zur Qualifikation, zur Befähigung zum Arbeitshandeln. Es läßt sich nicht übersehen, daß Bildung in der DDR allzuoft und in den letzten Jahren zunehmend auf den Aspekt der Qualifikation reduziert wird. Die Anforderungen der Arbeitswelt stehen dem Idealbild des allseits gebildeten und deswegen zu gleichberechtigter Teilnahme an politischen Entscheidungsprozessen befähigten Menschen entgegen. Er kann zudem eine solche Bildung im Bereich seiner wesentlichen Lebensvollzüge, der Arbeit, nicht oder nur sehr beschränkt einbringen. Diese politisch-sozialen Bedingungen machen die Reduktion des Aspekts Bildung auf den der Qualifikation verständlicher.

Solange sich die Vorstellung der 60er Jahre zu bewahrheiten schien, daß die wissenschaftlich-technische Revolution in einem relativ kurzen Zeitraum die bisherigen Strukturen der Arbeitswelt verändern werde und damit ihre gegenwärtigen Restriktionen für das Individuum beseitigt wären, mochte die Betonung des Qualifikationsaspekts gerechtfertigt sein. Umfassende Bildung, so ließ sich argumentieren, werde gleichsam der naturgesetzlich sich ergebende Effekt der weiteren wissenschaftlich-technischen Entwicklung sein. Es wurde erwartet, daß sich der Anteil geistig-schöpferischer zuungunsten schwerer körperlicher Arbeit sehr schnell erhöhen werde und daß damit verbunden nicht nur höhere fachliche Qualifikationen, sondern auch neue schöpferische Fähigkeiten und eine große Flexibilität und Disponibilität der Arbeitskräfte möglich oder sogar notwendig würden. Diese Entwicklung sollte das Bildungssystem unterstützen, indem es „Bildungsvorlauf“ realisierte, d.h. seine Absolventen auf diese zu erwartenden Bedingungen vorbereitete. Bildung und Erziehung wurde immer auch verstanden als ein Prozeß, der auf „Zukünftiges“ vorbereitet. Hier aber stößt das Bildungssystem an Grenzen, die nicht von ihm selbst, sondern vom politischen System verantwortet werden.

Die Bestimmung der zukünftigen Entwicklungen wird in der DDR nicht als of-

fener Suchprozeß verstanden, an dem sich verschiedene Institutionen und gesellschaftliche Gruppen beteiligen, sondern autoritativ vom politischen System formuliert. Nicht nur für die unteren Ebenen des Bildungssystems gilt, daß die politisch-ideologischen Vorbehalte der Partei- und Staatsführung gegen eine zu große Selbstständigkeit des Denkens als mögliches Ergebnis formaler Bildungsprozesse oder wissenschaftlicher Forschung sich zum Teil dysfunktional auswirken. Darauf hat einer der renommiertesten Sozialwissenschaftler der DDR, Jürgen Kuczinsky, in bezug auf die Fach- und Hochschulausbildung hingewiesen: Nicht einmal den gegenwärtigen, noch weniger den zukünftigen Entwicklungen wird seiner Meinung nach mit einer Ausbildung Rechnung getragen, die ungebildete, unselbstständige, wenngleich fachlich hochqualifizierte Spezialisten (Kuczinsky spricht explizit von „Fachidioten“) hervorbringt, die aber gerade deswegen ungeeignet sind, die vielfältigen Probleme zu bewältigen, mit denen sie in der Berufspraxis und in der Gesellschaft konfrontiert werden. (Kuczinsky, 1980: 8f.)

Nicht nur das Leitbild des allseits gebildeten sozialistischen Menschen wird durch die Bildungspraxis in der DDR in Frage gestellt, das gleiche gilt für das Versprechen, durch eine breite Bildung für möglichst viele, wenn nicht gar alle Bürger soziale Gleichheit zu erreichen. Dies war zumindest bis vor kurzem unbestrittenes Ziel der Bildungspolitik. Dabei wurde nur unzureichend darüber reflektiert, daß alle bestehenden Bildungssysteme mehr oder weniger selektiv sind. Bildungspolitik, die einer emanzipativen Zielsetzung verpflichtet ist, steht daher immer vor dem Problem, wie sie diese Selektionsfunktion des Bildungssystems – die über die sozialen und beruflichen Chancen des einzelnen entscheidet – mit dem Postulat der Chancengleichheit in Übereinstimmung zu bringen vermag. Dieser Widerstreit, der die Bildungsreformdiskussion in den westlichen Ländern geprägt hat, stellt sich in der DDR anders dar: Chancengleichheit ist nicht ausschließlich oder vorwiegend auf das Individuum bezogen. Sie ist vielmehr wesentlich darauf gerichtet, eine Gleichheit der Chancen für gesellschaftliche Gruppen, Schichten und Klassen herzustellen. Damit hat sie eine eminent politische Komponente. In den Anfangsjahren der SBZ/DDR wollte die SED durch eine „Umverteilung der Chancen“, das heißt die bewußt in Kauf genommene Benachteiligung individueller Begabungen aus den sozialen Schichten, die bislang die Mehrheit der Bevölkerung von den höheren Bildungsstätten ferngehalten hatten, den Angehörigen der Arbeiterklasse und den Bauern die Möglichkeit höherer Bildung überhaupt erst eröffnen. Nachdem auf diesem Wege eine neue, „sozialistische“ Intelligenz herangebildet worden ist, bleiben Elemente individueller Chancenungleichheit erhalten. Die Auswahlprinzipien enthalten noch immer neben den Kriterien fachlicher Leistung und gesellschaftspolitischer Aktivität im Sinne der SED den Aspekt „soziale Herkunft“.

Die ursprünglich nur als temporär angesehene Aufgabe, allen sozialen Gruppen, Schichten und Klassen einen ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entsprechenden Bildungschance, eine fundierte Bildung und qualifizierte Ausbildung zu sichern und einen gleichen Zugang zu den Kulturgütern zu gewährleisten, wird zur andauernden Verpflichtung. Da aber inzwischen nahezu 80 % der Bevölkerung zur Arbeiterklasse und zur Klasse der Genossenschaftsbauern gezählt werden, erweist

sich das Festhalten an solchen Großbegriffen wie „Arbeiterklasse“ auch im Kultur- und Bildungssektor als problematisch. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen innerhalb dieser gesellschaftlichen Großgruppen sind sehr verschieden. Unter dem Aspekt „soziale Chancengleichheit“ käme es aber gerade darauf an, diese Unterschiede mit zur Grundlage der Auswahlentscheidung zu machen.

Angesichts dieser Problematik verwundert es zwar nicht, daß die einzelnen sozialen Klassen und Schichten und bisher benachteiligte Gruppen wie die Frauen ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entsprechend in den höheren Bildungsgängen vertreten sind. Es ist aber kaum möglich, Aussagen darüber zu machen, ob und wie unterschiedliche Sozialisationsbedingungen z.B. von Kindern ungelernter Arbeiter gegenüber solchen aus Facharbeiter- oder Angestelltenfamilien, regionale Verschiedenheiten, hervorgerufen durch das noch immer erhebliche Stadt-Land-Gefälle, oder andere Faktoren in die Auswahlentscheidung einbezogen werden.

Neuere soziologische Untersuchungen aus der DDR zeigen, daß es erhebliche soziale Unterschiede zwischen und innerhalb der Klassen und Schichten, zwischen Stadt und Land und in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft gibt, daß sich also die Sozialisationsbedingungen der nachwachsenden Generation trotz des großen Einflusses staatlicher Bildungsinstitutionen außerordentlich differenziert gestalten. Der Einfluß sozialer Milieus, regionale Unterschiede, das Stadt-Land-Gefälle beeinflussen die sozialen Bedingungen stärker, als dies die traditionelle marxistisch-leninistische Sozialstrukturforschung wahrhaben wollte.

„Nicht nur die sozialen Unterschiede zwischen und innerhalb der Klassen und Schichten, zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, sondern auch die sozialen Unterschiede zwischen Stadt und Land sowie zwischen gesellschaftlichen Bereichen beeinflussen die Bedingungen der Persönlichkeitsentwicklung ... Durch die Beseitigung des Klassenantagonismus und die zunehmende Ausprägung sozialökonomischer, politischer und ideologischer Gemeinsamkeiten der Klassen und Schichten wird tendenziell die Rolle der Klassen als ein die Individuen und ihre Aneignung des gesellschaftlichen Wesens sozial differenzierender Faktor abgeschwächt. Anders gesagt: Die durch die Existenz von Klassen hervorgerufenen und aus ihnen hervorgehenden differenzierenden Einflüsse auf die Entwicklung der Persönlichkeit werden allmählich zurückgedrängt. Eine bestimmte, nämlich die an die Existenz von Klassen gebundene Art sozialer Unterschiedlichkeit der Individuen wird damit allmählich reduziert. Die Widersprüchlichkeit dieses Prozesses besteht aber darin, daß damit andere sozial differenzierend wirkende Bedingungen und Faktoren der Persönlichkeitsentwicklung, und zwar solche, deren Wirkung im Kapitalismus gleichsam überlagert wird durch den Klassenantagonismus, stärker in den Vordergrund rücken. Damit rückt auch ein anderer Typus sozialer Unterschiedlichkeit der Individuen stärker in den Vordergrund des theoretischen und praktischen Interesses der sozialistischen Gesellschaft.“ (Kretzschmar, 1985: 123f.)

Die soziologischen Befunde untermauern die These, daß der Einfluß sich differenzierender Lebensmilieus auf die Bewußtseinsbildung sozialer Gruppen in der DDR zunimmt und die lange Zeit dominanten gemeinsamen Grundorientierungen sozialer Klassen und Schichten verdrängt. Wie das Bildungssystem vor dem Hintergrund dieser Entwicklung soziale Chancengleichheit herzustellen vermag, ist eine unbeantwortete Frage.

Aber selbst bei einem denkbar „gerechten“ Auswahlverfahren im Bildungssystem wäre noch nicht automatisch auch die Gleichheit der Chancen im Beschäfti-

gungssystem gesichert. Die politisch motivierten Auswahlmechanismen bei der Besetzung strategisch wichtiger Positionen in Verwaltungen, Massenorganisationen und anderem sprechen hier eine ebenso deutliche Sprache wie der geringe Frauenanteil an diesen Positionen. Die politischen Auswahlkriterien haben die Bildungspolitik und Bildungsplanung in der DDR ebenso geprägt wie die Vorgabe, sämtliche Bildungsprozesse auf die Anforderungen des Beschäftigungssystems hin auszurichten. Die Entscheidung darüber, welche materiellen Ressourcen für den Bildungssektor bereitgestellt werden müssen, war und ist für die Bildungsplaner vor allem ein Optimierungsproblem. Eine derart verkürzte Sichtweise reduziert das immer erneut betonte primäre Ziel der Bildungspolitik der SED, die umfassend gebildete sozialistische Persönlichkeit auszubilden und zu erziehen, zu einer abhängigen Variable wirtschaftlicher Rationalität und optimalen Wirtschaftswachstums. Im Ergebnis wird das Bildungsziel „allseitig gebildete sozialistische Persönlichkeit“ nur so weit ins Kalkül gezogen, wie es nicht in Widerspruch zu den wirtschaftlichen Zielen gerät.

Nur in Zeiten des quantitativen Wachstums läßt sich dieser Widerspruch scheinbar auflösen. Da auch im nächsten Jahrzehnt keine nennenswerte Ausweitung des Bereichs höherer Qualifikationen, sondern weiterhin die Konsolidierung des erreichten Qualifikationsniveaus auf der Tagesordnung steht, kann das Bildungssystem nicht mehr beide Ziele zugleich vertreten. Es wird mit großer Wahrscheinlichkeit vor allem darum gehen, die Proportionen zwischen den einzelnen Ausbildungszweigen und -fächern, die den Anforderungen der Industrie, der Verwaltung und anderer gesellschaftlicher Bereiche nur unvollkommen entsprechen, zu verändern und eine gleichmäßige Entwicklung zu sichern. Damit würden die Leistungen des Bildungssystems für die „Abnehmer“ von Absolventen, die das Bildungssystem verlassen und in das Berufsleben eintreten, langfristig kalkulierbar. Eine solche Konsolidierungsaufgabe wirkt auch auf das Bildungssystem selbst zurück: Seine transformatorische Funktion im Rahmen der Sozialstrukturentwicklung, nämlich im Hinblick auf eine größere politisch-soziale Gleichheit, dürfte sich weiter reduzieren. Der Bildungspolitik bleibt wesentlich die Aufgabe, für die Feinkorrektur von sektoralen und regionalen Fehlentwicklungen zu sorgen.

3.2. *Soziale Differenzierung*

Entgegen den bisherigen Vorstellungen, daß mit Hilfe einer hohen Bildung und Qualifikation für alle, oder möglichst viele, ein Prozeß der sozialen Homogenisierung gefördert werde, wird in letzter Zeit die Notwendigkeit sozialer Differenzierung betont. Dies schlägt sich in der Bildungs- und Wissenschaftspolitik in Begriffen wie Begabung, Spitzenbegabung, Intelligenzförderung, Elite, Spitzenleistungen usw. nieder. Der (selbstaufgelegte) Zwang zur Anpassung an die Notwendigkeiten einer hochtechnisierten Gesellschaft hat zwangsläufig die Frage nach einer angemessenen sozialstrukturellen Entwicklung und nach den Konsequenzen für Bil-

dung und Wissenschaft aufgeworfen. Damit ist eine der Kernfragen des politisch-gesellschaftlichen Systems der DDR berührt.

Trotz aller Differenzierungen in bezug auf die Analyse der sozialen Struktur der DDR-Gesellschaft wird an einer sozialstrukturellen Differenzierung nach Klassen festgehalten, wobei hilfsweise Schichtungskategorien eingeführt werden. In jüngster Zeit gibt es im Rahmen der Debatte über „sozialistische Persönlichkeitsentwicklung“ Anzeichen dafür, daß verstärkt auch regionale und milieubedingte Aspekte in die Diskussion einbezogen werden. Entscheidendes Differenzierungskriterium, das dann auch in konkrete politische Entscheidungen wie die über den Zugang zu Bildungsinstitutionen einfließt, ist nach wie vor die Klassenzugehörigkeit.

Die Arbeiterklasse wird als soziale Klasse definiert, „die durch ihre körperliche und geistige Arbeit den auf dem gesamtgesellschaftlichen sozialistischen Eigentum beruhenden materiellen Reproduktionsprozeß unmittelbar vollzieht“. (Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Soziologie, 1979: 31) Dazu gezählt werden die Werktätigen in der sozialistischen Industrie und im Bauwesen, in sonstigen produzierenden und materielle Dienste leistenden Wirtschaftsbereichen (Post, Verkehr usw.), in der volkseigenen Land- und Nahrungsgüterwirtschaft und schließlich Berufstätige, die in den nicht produzierenden Wirtschaftsbereichen materielle Dienste leisten oder Güter erzeugen (staatliche Verwaltung usw.).

Die Schicht der Intelligenz wird als die Gruppe bezeichnet, die „vorwiegend geistige, eine hohe fachliche Qualifikation erfordernde Arbeit leistet“. Zur Intelligenz werden gemeinhin alle Fach- und Hochschulabsolventen gerechnet. Sie wird nicht als Klasse bezeichnet, weil sie keine einheitliche Stellung zum Eigentum an den Produktionsmitteln hat, sondern durch ihre Stellung in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung bestimmt ist. Exakte Daten über die Zahl der Intelligenzangehörigen sind nicht zu erlangen. Etwa 1,5 Millionen Berufstätige werden in der Sozialstatistik der DDR zur Intelligenz gezählt, das sind knapp 20 %. Wie groß der Anteil der übrigen Intelligenzangehörigen, z.B. der freischaffenden Künstler, Schriftsteller oder ähnlicher Berufsgruppen ist, wird in der Beschäftigtenstatistik nicht erfaßt und läßt sich allenfalls schätzen.

Eine besondere Stellung innerhalb der Intelligenz hat seit jeher die Gruppe der naturwissenschaftlich-technischen Intelligenz eingenommen. Die politisch-soziale „Revolution von oben“ in den Anfangsjahren der SBZ/DDR machte es erforderlich, möglichst schnell eine leistungsfähige industrielle Basis aufzubauen, für die qualifizierte Techniker, Ingenieure und Naturwissenschaftler benötigt wurden. Bereits 1960 bildeten die Absolventen der entsprechenden Studienrichtungen die zweitstärkste akademische Berufsgruppe nach den Pädagogen. Seit Mitte der 70er Jahre sind sie mit weitem Abstand zur größten Gruppe innerhalb der Intelligenz avanciert.

Die naturwissenschaftlich-technische Intelligenz erhöhte ihren Anteil von 13,4 % im Jahre 1950 auf 22,8 % im Jahre 1970 und erreichte Mitte der 70er Jahre ihren höchsten Anteil mit etwa 37 % der Hoch- und Fachschulabsolventen. Seither stagnieren die Zuwachsraten, weil mit der Umorientierung der Bildungspolitik seit

dem VIII. Parteitag der SED 1971 die Zulassungsquoten zu den Hoch- und Fachschulen erheblich eingeschränkt wurden und davon vor allem die naturwissenschaftlich-technischen Fächer betroffen waren.

Seit zu Beginn der 60er Jahre die politische und gesellschaftliche Entwicklung an das Konzept WTR gekoppelt wurde, hat die DDR eine zweite Phase sozialstrukturellen Wandels durchlaufen, die in ihrer gesellschaftspolitischen Bedeutung mindestens ebenso bedeutsam war wie die Umwälzung der alten Klassenstrukturen nach 1945. Wie bereits in den ersten Jahren der SBZ/DDR avancierte das Bildungssystem zum wichtigsten Instrument geplanten sozialstrukturellen Wandels. Die prognostizierten Erwartungen an die Entwicklung der Qualifikationsstruktur schlugen sich in einem Ausbau des Bildungssystems und der höheren Bildung nieder, der die Grenzen zwischen der Arbeiterklasse (ungelehrte Arbeiter, angelehrte Arbeiter, Facharbeiter und Meister) und Intelligenz immer mehr zu verwischen begann.

Tabelle: *Qualifikationsstruktur der Gesamtbeschäftigten der DDR (in %)*

Qualifikationsstruktur	1962	1971	1975	1980	1990
Un- und Angelehrte	59,7	42,3	32,9	26	20
Facharbeiter/Meister	33,6	46,0	53,0	58	60
Fachschulkader	4,3	7,4	8,6	10	12
Hochschulkader	2,4	4,3	5,5	6	8

Tabelle: *Qualifikationsstruktur der Produktionsarbeiter ausgewählter Länder (in %)*

Qualifikationsstruktur	DDR			BRD		USA	
	1964	1966	1970	1951	1966	1950	1969
Ungelehrte	12,0	11,7	9,6	24,4	19,8	15,0	11,7
Angelehrte	43,0	41,0	37,9	28,0	36,8	51,9	52,1
(ohne Berufsausbildung)	(55,0)	(52,6)	(47,4)	(52,4)	(56,6)	(66,9)	(63,8)
Facharbeiter	45,0	47,4	52,5	47,6	43,4	33,1	36,2

(Quelle: Langen, 1979: 48f.)

Die „soziale Annäherung der Klassen und Schichten“ schien das entscheidende Element der Entwicklung der Sozialstruktur aller sozialistischen Gesellschaften zu sein. Jenseits des vertagten Übergangs der sozialistischen zur kommunistischen

Gesellschaft und der damit verbundenen sozialen Homogenisierungstendenzen schien sich ein Weg zu eröffnen, die sozialen Differenzen und die unterschiedlichen sozialen Chancen mit Hilfe der Effekte der WTR zu beseitigen. Die 1971 proklamierte „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ hatte die Aufgabe, in den Bereichen für eine Angleichung der Lebenschancen zu sorgen, die nicht von diesem Prozeß sozialer Homogenisierung erfaßt werden.

Nach etwa fünfzehn Jahren macht sich Ernüchterung breit. Weder hat die WTR die prognostizierte Entwicklung genommen noch haben sich die ökonomischen Rahmenbedingungen so entwickelt, daß von einer Lösung der ökonomischen und sozialen Probleme der sozialistischen Gesellschaft in absehbarer Zeit geredet werden kann. Dies hat einige DDR-Soziologen dazu gebracht, bei der Erklärung dieser Zusammenhänge die Flucht nach vorn anzutreten und aus der Not eine Tugend zu machen. So spricht z.B. Manfred Lötsch von der notwendigen „Überwindung falscher Vereinfachungen und Zuspitzungen“ und davon, daß „verkürzte und unrealistische Vorstellungen hinsichtlich der Möglichkeit des Übergangs zur zweiten Phase der kommunistischen Gesellschaftsformation“ bestünden und daß die entscheidende Frage die nach der „Entwicklung der materiell-technischen Basis insbesondere durch die Meisterung der wissenschaftlich-technischen Revolution“ sei. (Lötsch, 1985: 31) Kurzum, es wird vor Zukunftsvisionen gewarnt, die sich nicht an den Rahmenbedingungen orientieren, die von der ökonomischen Entwicklung gesetzt werden. Lötsch hat bereits 1981 die These in Frage gestellt, daß sich Arbeiterklasse und Intelligenz einander annähern und daß dieser empirisch belegbare Annäherungsprozeß dem entwickelten Sozialismus gemäß sei. Dieser Annäherungsprozeß könne auch darauf hindeuten, daß in der Tätigkeit der Intelligenz „die einheitliche intelligenzspezifische Arbeit zu gering ausgeprägt ist; teils aus arbeitsfunktionellen Gründen, aber auch, weil operative Tagesaufgaben die eigentlich erforderliche Arbeit überlagern und verdrängen, weil wegen des Fehlens spezifischer Arbeitskräfte viele Verwaltungs- und Routinearbeiten erledigt werden müssen usw., so daß, kurz gesagt, eine Art Annäherung durch Nivellierung nach unten (!) stattfindet“. (Lötsch, 1981: 67)

Das führt Lötsch dazu, die Praxis in Frage zu stellen, unter Intelligenz die Gesamtheit der Fachschul- und Hochschulabsolventen zu verstehen. Aufgabe der Intelligenz sei es, nicht nur Arbeiten oberhalb der Ebene des Facharbeiters zu leisten (wobei diese Unterscheidung angesichts des erreichten Qualifikationsniveaus vieler Facharbeiter problematisch sei). Er plädiert dafür, eine wissenschaftliche Elite zu fördern, die in der Lage ist, grundlegende schöpferische Leistungen zu vollbringen, und zielt mit dieser Argumentation darauf ab, das Tabu abzubauen, daß die soziale Selbstrekrutierung der Intelligenz mit dem Wesen des Sozialismus unvereinbar sei. Mit begabungstheoretischen und sozialpsychologischen Argumenten wirbt Lötsch für ein System der Früherkennung und systematischen Förderung von Begabungen.

Damit hat Manfred Lötsch, Professor am Institut für marxistisch-leninistische Soziologie der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, einen Stein in ein ruhendes Gewässer geworfen:

1. Es scheint sich eine realistischere Sicht der sozialen Entwicklung der DDR-Gesellschaft durchzusetzen. Die Vorstellung, daß das Qualifikationsniveau ständig steigen werde (und damit die sozialen Chancen), ist verabschiedet. In einer neueren Veröffentlichung spricht derselbe Autor davon, daß sich die Qualifikationsstruktur langfristig festigen werde (ca. 65 % Facharbeiter und ca. 25 % Hoch- und Fachschulabsolventen) und daß sich Qualifikation der Facharbeiter zwar verändern, nicht aber mehr spürbar weiter erhöhen werde. Neu ist das Eingeständnis, daß die Kategorie der „Angelehrten“, von der man lange meinte, sie werde tendenziell verschwinden, „ein deutliches Beharrungsvermögen“ aufweist, und „dies nicht vorwiegend deshalb, weil ein bestimmter Anteil Jugendlicher als 'bedingt bildungswillig' oder 'bedingt bildungsfähig' das Ausbildungssystem vorzeitig verläßt, sondern weil ein bestimmter Anteil entsprechender Arbeitsplätze besetzt werden muß“. (Lötsch, 1985: 36)

2. In bezug auf die Intelligenz wird deutlich gemacht, daß hier die „strukturelle Explosion“ der vergangenen Jahrzehnte vorüber sei. Für die soziale Stellung der Intelligenz bedeutsam ist die These, die nur die Konsequenz aus der realen Situation sieht, daß in Zukunft mehr Angehörige der Intelligenz unmittelbar in der materiellen Produktion tätig sein werden. Durch einen definitorischen Trick will Lötsch das Problem lösen: Er plädiert faktisch für eine Neudefinition der Intelligenz, da die Definition dieser Gruppe als die Gesamtheit der Hoch- und Fachschulkader „allmählich am Kern der Dinge“ vorbeigehe. Der Hochschulabschluß werde mehr und mehr zu einer Art Basisqualifikation, auf deren Boden dann intelligenzspezifische Qualifikationen erworben werden müßten: Ganz ähnlich wie in der Entwicklung der Arbeiterklasse werde das innere Bildungs- und Qualifikationsspektrum der Intelligenz breiter und differenziere sich weiter. Immer mehr Angehörige der Intelligenz würden unmittelbar in der materiellen Produktion tätig, ein offenkundig eher kleinerer Teil der Intelligenz, der mit schöpferischen Arbeiten befaßt ist, müsse von Routineaufgaben befreit werden, die ebenso von Kadern mit mittlerer Fachausbildung erledigt werden könnten.

3. Für das ideologische Selbstverständnis der DDR sind diese Diskussionen so bedeutsam, weil die Diskutanten sich nicht damit begnügen, verschämt einzugestehen, daß soziale Gleichheit nicht in dem Maße erreicht werden konnte, wie dies lange gedacht war, sondern weil die Argumentation dahin geht, daß soziale Ungleichheit auf einem neuen Niveau ein bleibender Bestandteil der sozialistischen Gesellschaft ist. Soziale Unterschiede, die sich nicht mehr entlang der Achse „Eigentum“ und „Klassen“, sondern der Achse der Arbeitsteilung und Qualifikationen manifestieren, werden nicht länger als Relikte der alten, kapitalistischen Gesellschaft oder Defiziterscheinungen des Sozialismus verstanden, ihnen wird vielmehr eine produktive Funktion (Triebkraftfunktion) zuerkannt. Die aus diesen sozialen Ungleichheiten erwachsenden unterschiedlichen Interessen sind, da nicht antagonistisch, produktive und innovative Elemente der sozialen und gesellschaftlichen Entwicklung.

Auf eine polemisch verkürzte Formel gebracht ist nach der in der Stalinzeit gebräuchlichen Diffamierung divergierender Interessen als Relikte des Kapitalismus

und als „feindliche“ und „schädliche“ Auffassungen, nachdem sie halbherzig akzeptiert wurden als unmittelbar materielle und für die Zwecke der Ökonomie instrumentalisierbare, jetzt die Vorstellung verbreitet, unterschiedliche Interessen erzeugten Widersprüche in der Gesellschaft, die gleichsam so etwas wie eine künstliche Konkurrenz zwischen einzelnen und gesellschaftlichen Gruppen konstituieren und damit für die notwendigen Innovationen sorgen können, die für den ökonomischen und wissenschaftlich-technischen Anschluß an die entwickelten kapitalistischen Staaten notwendig sind.

Um diesen Anpassungsprozeß leisten zu können, muß nicht nur die soziale Funktion von Bildung und Wissenschaft neu bestimmt werden, es geht auch um ihre politische Funktion und allfällige Strukturreformen. Hier deutet sich bereits seit längerem de facto das an, was jetzt in der Soziologie auf einer theoretischen Ebene diskutiert wird: die „Angleichung“ an die veränderten gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen.

3.3. *Macht und Wissen: Die politische Funktion des Bildungssektors*

Die politische Funktion des Bildungssektors läßt sich mit Hilfe dreier Begriffe näher beschreiben: Einheitlichkeit, Differenzierung und Hierarchisierung. DDR-Bildungspolitiker wenden den Begriff Einheitlichkeit de facto nur für die Teile des Bildungssektors an, die dem „einheitlichen sozialistischen Bildungssystem“ zuzurechnen sind. Selbst wenn man diese Einschätzung akzeptiert, zwingt die bildungspolitische Entwicklung des letzten Jahrzehnts dazu, das Problem von Einheitlichkeit und Differenzierung im Bildungssystem neu zu überdenken. Die Einheitsschule, jahrzehntlang als Garant für eine sozial gerechte und politisch gewollte Zuteilung von Bildungschancen angesehen, unterliegt einer zunehmenden strukturellen Differenzierung. Mit der bildungspolitischen Entscheidung für die Differenzierung des Bildungssystems im Sekundarbereich sieht sich die DDR mit dem Problem konfrontiert, wie ein ausgewogenes und ideologisch legitimierbares Verhältnis zwischen der besonderen Förderung einzelner einerseits und Chancengleichheit für alle andererseits zu erreichen ist. Besonders deutlicher Ausdruck dieser Differenzierungsbestrebungen sind die „Spezialklassen“ an den allgemeinbildenden Schulen bzw. die „Spezialschulen“, die „in begrenztem Umfang Schüler mit hohen Leistungen [aufnehmen], um besonderen Erfordernissen der Wirtschaft, Wissenschaft, des Sports und der Kultur zu entsprechen und Begabungen in spezifischer Weise zu fördern“. (Das Bildungswesen der DDR, 1979: 63)

Die Sicherung gleicher Bildungschancen und einer immer höheren Allgemeinbildung für alle läßt eine solche Differenzierung des Bildungssystems bzw. einzelner seiner Stufen problematisch erscheinen. Differenzierung zielt darauf, besondere Begabungen frühzeitig zu erkennen und zu fördern. Damit kann zwar dem Postulat Genüge getan werden, daß das Bildungssystem den ungehinderten Zugang zu den Bildungsgütern gestuft nach einem an „Leistung“ orientierten Maßstab sicherzustellen habe, es kann aber, indem die sozialen Bestimmungsfaktoren für Bega-

bung vernachlässigt werden, nur zu leicht einer faktischen Begünstigung bestimmter sozialer Gruppen zuungunsten anderer (z.B. der Arbeiter- und Bauernkinder) führen.

Die Entscheidung darüber, welcher Grad von Einheitlichkeit im Bildungswesen angesichts der zunehmenden gesellschaftlichen Differenzierungen und Diversifikationen aufrechterhalten werden kann, bleibt eine politische Machtfrage. Die strukturelle Entscheidung für ein einheitliches, und das heißt vor allem: durchlässiges Bildungssystem ist formal nicht revidiert worden. Die bildungspolitischen Weichenstellungen seit Anfang der 70er Jahre haben dieses Strukturprinzip jedoch in Frage gestellt. Eine verschärfte Auswahl beim Zugang zu höheren Bildungseinrichtungen korrespondiert mit einer deutlichen Einschränkung „kompensatorischer“ Bildungsmaßnahmen. Die Chancen, auf einem anderen als dem „normalen“ Weg zu einem qualifizierten Bildungsabschluß zu gelangen, haben sich immer weiter verschlechtert. Die realen Chancen eines einzelnen, auf verschiedenen Wegen zu einem höheren Bildungsabschluß zu gelangen, haben sich erheblich verringert. Vor allem für die sozio-kulturell benachteiligten Schichten der Bevölkerung, nicht zuletzt für die Frauen, bedeutet diese Entwicklung eine ernstzunehmende Einschränkung ihrer im Vergleich zu kapitalistischen Systemen bisher erheblich größeren beruflichen und damit auch gesellschaftlichen Chancen. Insoweit ist die Aussage einzuschränken, daß sich das Bildungssystem der DDR durch ein hohes Maß an Durchlässigkeit auszeichnet, das es ermöglicht, auf mehreren Wegen, insbesondere durch die Verbindung von Berufstätigkeit und Ausbildung, zu einem angestrebten Bildungsziel zu gelangen.

Die Einheitlichkeit und Durchlässigkeit des Bildungssystems wird jedoch in weit stärkerem Maße dadurch in Frage gestellt, daß Teilen dieses Systems die Aufgabe übertragen wird, Kader für die verschiedenen Leitungsapparate aus- und weiterzubilden. Dies zeigt sich zum einen in der Beibehaltung und dem weiteren Ausbau organisationseigener Bildungseinrichtungen der SED, des Staats- und Wirtschaftsapparates, der Landwirtschaft oder der Massenorganisationen, zum anderen aber auch in der verstärkten Indienstnahme von Einrichtungen des einheitlichen Bildungssystems, vor allem der Fach- und Hochschulen, für die Aus- und Weiterbildung der leitenden Mitarbeiter dieser Apparate.

Die zentralen Institutionen zur Ausbildung von Leitungskadern sind strukturell und inhaltlich vom einheitlichen Bildungssystem separiert. Zu ihnen hat nur der Zugang, der aufgrund seiner politischen und fachlichen Leistungen und angesichts des Kaderbedarfs von den Kaderabteilungen der jeweiligen Organisationseinheiten, unter Beteiligung der zuständigen Abteilungen der SED, ausgewählt wird. Die einzelnen Apparate schaffen sich damit die Möglichkeit, die eigenen Beurteilungs- und Auswahlkriterien schon im Ausbildungsprozeß selbst zur Geltung zu bringen. Die Verwissenschaftlichung von Leitungsfunktionen hat darüber hinaus dazu geführt, daß kaderpolitische Aspekte bereits im einheitlichen Bildungssystem selbst an Bedeutung gewinnen. Erfolg oder Mißerfolg im Hochschulstudium (über dessen Aufnahme angesichts geringer Versagerquoten in der Oberschule faktisch beim Übergang zur EOS entschieden wird) sind wesentliche Kriterien für eine zukünftige

ge Karriere als Leitungskader, und da alle Hochschulabsolventen als potentielle Kader angesehen werden, dürften entsprechende Kriterien auch auf den Auswahlprozeß der allgemeinen Bildungseinrichtungen durchschlagen.

Gänzlich ausgenommen von den allgemein gültigen Zulassungsregelungen sind die Bildungseinrichtungen, die speziell der Ausbildung leitenden Personals dienen. Der Verzicht auf eine gesetzliche Normierung im Rahmen einer für alle Hochschulen und hochschulähnlichen Einrichtungen verbindlichen Zulassungsordnung ist jedoch keineswegs zufällig, da wesentliche Auswahlkriterien des allgemeinen Bildungssystems im Kaderbereich nicht gelten können.

Sieht man einmal von der Weiterbildung an Hochschulen und Universitäten ab, so ist festzustellen, daß im Bereich der Kaderqualifizierung ausschließlich Bildungseinrichtungen der jeweiligen Apparate, gestuft nach der Hierarchie der dort anzutreffenden Leitungsstrukturen, tätig werden. Diese kaderpolitisch motivierte Abkapselung vom allgemeinen Bildungssystem führt dazu, daß spezifische Qualifikationen und Organisationskenntnisse, Führungstechniken und Apparatwissen (soweit dies nicht einzig durch die Arbeit im Organisationsgefüge als „Erfahrung“ zu erwerben ist) nur einem begrenzten, sorgfältig ausgewählten Personenkreis zugänglich ist.

So entsteht eine Hierarchie der Wissensvermittlung, die eng verkoppelt ist mit den Funktionsprinzipien des Herrschaftssystems. Die zu beobachtende Verfestigung des Bildungssystems und die Verschiebung seiner Zielfunktion ist Teil des Versuchs, die gesellschaftlichen und politischen Strukturen in der DDR möglichst unverändert zu bewahren. Veränderungen vollziehen sich in den engen vorgegebenen, rechtlich kodifizierten und ideologisch legitimierten Systemgrenzen. Wie in der Gesellschaftspolitik allgemein, so hat dies auch in der Bildungspolitik zu einer Pragmatisierung geführt, die vom utopisch-idealistischen Fernziel „Gleichheit“ Abschied genommen hat und sich den jeweiligen gesellschaftlichen Gegebenheiten und Problemlagen gegenüber „opportunistisch“ verhält.

Damit besteht freilich á la longue die Gefahr, daß der Bildungssektor, der stets als Beleg dafür herangezogen wurde, daß Gleichheit in ihm quasi vorfristig, früher als in der Arbeitswelt oder im politischen Bereich, realisiert werden könne, seine legitimatorische Funktion für das Gesamtsystem verliert. Angesichts der engen Verklammerung des Bildungssektors mit den Funktionsbedingungen bürokratischer Herrschaft ist kaum zu erwarten, daß es gelingt, sich zumindest partiell so weit von den kruden Bedarfsanforderungen der Ökonomie und den direkten Herrschaftsinteressen der Partei zu lösen, daß den verschiedenen gesellschaftlichen Interessen und Bedürfnissen eine Chance eingeräumt wird, ihre Forderungen an das Bildungssystem zu formulieren und durchzusetzen. Dies aber wäre die Voraussetzung dafür, daß Bildung mehr ist als Qualifikation für den Arbeitsprozeß und Zurichtung für die bestehenden politisch-gesellschaftlichen Strukturen, sondern Aneignung der menschlichen Zivilisation und Kultur.

4. Zielkultur ohne Ziele: Aspekte der politischen Kultur

An der Wiege des politischen und gesellschaftlichen Systems der DDR hat die Vorstellung gestanden, bewaffnet mit der wissenschaftlichen Ideologie der Arbeiterklasse, dem Marxismus-Leninismus, seien die Gesetze von Natur und Gesellschaft erkennbar und beherrschbar. Der Sozialismus sei die Gesellschaftsordnung, die soziale Gerechtigkeit und soziale Gleichheit für alle Bürger verwirklichen könne. Der Sozialismus gestatte es der Arbeiterklasse als der führenden gesellschaftlichen Klasse, ihre historische Mission zu erfüllen. Nach der Überwindung des Kapitalismus sei sie fähig, ihren Weg selbst zu bestimmen, sie benötige weder Experten noch bürgerliche Fachleute, um ihre eigenen Interessen durchzusetzen – jede Köchin sei dann, so formulierte es Lenin, in der Lage, den Staat zu lenken.

Jede Gesellschaft, so schreibt der französische Anthropologe Claude Lévi-Strauss, „enthält ihrer Natur nach eine Unreinheit, die sich mit den Normen, die sie verkündet, nicht vereinbaren läßt und die sich konkret in einem bestimmten Maß Ungerechtigkeit, Gefühllosigkeit oder Grausamkeit ausdrückt“. (Strauss, 1978: 381) Die Systeme sowjetischen Typs zeichnen sich dadurch aus, daß diese Kluft besonders breit ist. Dies hängt damit zusammen, daß sie als politische Zielkulturen konzipiert waren, die mehr versprochen als jede andere Gesellschaftsordnung zuvor: nämlich den Aufbau einer Gesellschaft der Freien und Gleichen.

Die Philosophin Hannah Arendt hat auf den Widerspruch hingewiesen, der zwischen diesen Zielen und der gesellschaftlichen Praxis der von ihr als „totalitär“ bezeichneten Systeme bestand. Er erwachse aus der Tatsache, daß sich eine Gruppe von Menschen eines Endziels sicher sei und unter Berufung auf dieses Endziel, nämlich die Exekution der Gesetze von Natur oder Gesellschaft, Freiheit und Menschenwürde mit Füßen trete. (Arendt, 1955)

Die politisch-gesellschaftlichen Strukturen in den sozialistischen Ländern sind Ausdruck der Vorstellung, daß eine Gesellschaft rational, wissenschaftlich planbar sei und daß es eine privilegierte Gruppe, die Avantgarde und ihre Partei, gebe, die im Wissen um die gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten befugt und in der Lage sei, als Vollstrecker der historischen und gesellschaftlichen Gesetze aufzutreten. Die Vorstellung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten und die, daß es für alle Bürger gleichermaßen verbindliche Ziele gebe, ist pluralistischen Demokratien wesensfremd. Sie hat aber auch in den sozialistischen Ländern ihre Prägekraft verloren. Die DDR ist, wie andere sozialistische Länder auch, eine politische Zielkultur, die ihrer Ziele weitgehend verlustig gegangen ist. Nach Jahren einer einzigartigen Dynamik der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung steht sie heute vor dem Problem, Erreichtes zu sichern und zu bewahren. Die anfängliche Dynamik war aus der Notwendigkeit erwachsen, auf den Trümmern des zerschlagenen Deutschen Reiches einen eigenen Staat und eine neue Gesellschaftsordnung aufzubauen. Die DDR hat auf diese Herausforderung, folgt man der Argumentation des Soziologen Ralf Dahrendorf, mit einem politischen Konzept geantwortet, das die alten gesellschaftlichen und sozialen Strukturen fundamental verändert hat und die DDR zur „ersten modernen Gesellschaft in Deutschland“ gemacht hat. (Dahren-

dorf, 1965: 448ff.) Durch die Bodenreform und die Neuansiedlung sei systematisch eine für die deutsche Gesellschaft prägende „Sozialgestalt“ zerstört worden, die in der Tradition landwirtschaftlicher Strukturen eingebettet war, der Spielraum der Familie sei angesichts der Bedeutung des öffentlichen Erziehungsektors eingeschränkt worden, es gebe kaum noch Inseln der Tradition, die „totale Modernisierung des Landes“ zeige sich darin, daß in früheren Zeiten zugeschriebene soziale Positionen grundsätzlich von jedem zu erlangen seien, im Zuge des umfassenden Prozesses der sozialen Gleichschaltung seien auch jene Gleichheiten verwirklicht worden, die Voraussetzung für effektive Bürgerrechte sind, und die herrschende Ideologie biete sich als Ersatz für tradierte Überzeugungen und traditionellen Glauben an. Alle diese Elemente waren Teil eines politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Umwälzungsprozesses, dem eine utopische Vorstellung zukünftiger Gesellschaft zugrunde lag, und sie wurden, mit Zwang, gegen eine Mehrheit der Bevölkerung mit anderen politischen und kulturellen Einstellungen und Haltungen durchgesetzt. Nach über 40 Jahren der Existenz der SBZ/DDR hat sich dieser Gegensatz weitgehend aufgelöst. Die neuen sozialen und politischen Verhältnisse prägen inzwischen die Einstellungen und Verhaltensweisen mehrerer Generationen; die utopischen Zielvorstellungen der politischen Führungsgruppen sind verbraucht, sie werden nur noch als Requisit im Arsenal politischer Rituale aufbewahrt. Beide, die politische Führung und die Bürger, haben sich dem Hier und Jetzt zugewendet.

Gleichwohl sind, von wenigen Modifikationen abgesehen, die gesellschaftlichen und politischen Planungs- und Entscheidungsstrukturen und die ideologischen Legitimationsmuster einer politischen Bewegung erhalten geblieben, die ihre Ziele autoritativ, von oben, mit Hilfe des sozialistischen Staates und seiner Zwangsmittel durchzusetzen bereit war. Das Institutionengefüge und das offiziell verkündete Normen- und Wertesystem haben den Verlust von utopischen Zielen überdauert. Institutionell soll der Ausbau der sozialistischen Demokratie die entstandene Lücke füllen. Es soll ein „gesellschaftliches Klima“ geschaffen werden, „in dem alle politischen Fragen kultiviert diskutiert, behandelt und gelöst werden“. Dazu gehört nach Auffassung der SED eine bessere „Kultur der Arbeit des Verwaltungsapparates“ und die verantwortungsvolle Tätigkeit aller „Kommunisten“, von deren feinfühlig und mobilisierender Arbeit mit den Massen es entscheidend abhängt, ob die politischen und gesellschaftlichen Aufgaben erfüllt werden können. (Die geistige Kultur, 1976: 15) Die politische Kultur in der „entwickelten sozialistischen Gesellschaft“ umfaßt nach Auffassung der SED

„sowohl ein Höchstmaß an politisch-ideologischer Bewußtheit und marxistisch-leninistischen Kenntnissen als auch die Fähigkeit, alle Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens politisch zu beurteilen, politisch zu erfassen, ein Gefühl für politische Entscheidungen auszubilden. Es handelt sich bei der politischen Kultur nicht bloß um die Entwicklung vielseitiger politisch-ideologischer Kenntnisse – das ist und bleibt nach wie vor eine wichtige Aufgabe ideologischer und kultureller Tätigkeit. Nicht minder geht es um eine ganze Skala von Fähigkeiten und Emotionen, die auf ihre besondere Weise helfen, Gefühl für politische Maßnahmen und Aufgaben, Einfühlungsvermögen in politische Situationen und Zusammenhänge zu entfalten. Erst durch eine solche Einheit von Wissen und Emotionen in der politischen

Kultur wird es möglich, ein großes Maß an Selbständigkeit der politischen Urteilsfähigkeit und des politischen Verhaltens auszubilden.

Ein qualitativ hoher Entwicklungsgrad politischer Kultur wird in der sozialistischen Gesellschaft unter Führung der marxistisch-leninistischen Partei durch die schöpferische Rolle der Arbeiterklasse garantiert." (Die geistige Kultur, 1976: 14)

Dieses Zitat beschreibt eines der wesentlichen Dilemmata: Auch dort, wo Bürger der DDR in gesellschaftlichen Organisationen oder den verschiedenen Institutionen mitarbeiten, fehlt häufig die angemahnte „Einheit von Wissen und Emotionen". Die offizielle politische Kultur steht einer solchen Haltung im Wege, verlangt sie doch, die eigenen Lebenserfahrungen nach vorgegebenen Interpretationsmustern zu verarbeiten. Wichtigste Elemente der offiziellen politischen Kultur in der DDR sind die Akzeptanz der offiziellen Version des Marxismus-Leninismus als Grundlage für das politische und gesellschaftliche Leben, das Anerkennen der Führungsrolle der SED in Staat und Gesellschaft durch das Organisations- und Institutionsgefüge und durch den einzelnen Bürger, das Bekenntnis zu ökonomischem Wachstum und wissenschaftlich-technischem Fortschritt, die Unterordnung der individuellen Wünsche und Zielvorstellungen unter gesellschaftliche und kollektive Ziele und der „proletarische Internationalismus" als Staatsräson. (Krisch, 1984: 7f.)

Demgegenüber ist das Alltagsbewußtsein, sind die Einstellungen und Gefühle, die Einsichten und das politische Verhalten der Bürger von vielen anderen Einflüssen geprägt, Einflüssen, die diesen Elementen offizieller politischer Kultur häufig entgegenstehen. Diese subjektiven Elemente der politischen Kultur stehen oft in einem Spannungsverhältnis zu den formalen Regeln, Verfahrensweisen und Institutionen, in denen und mit deren Hilfe soziales und politisches Handeln möglich wird.

Die offizielle politische Kultur basiert auf hierarchischen Gesellschaftsvorstellungen, die der Selbstentfaltung und der Eigenorganisation der gesellschaftlichen Gruppen und Individuen enge Grenzen setzen. Traditionelle, klassen- und schichtenspezifische, landsmannschaftliche, lokale und religiöse Traditionen wirken fort. In wachsendem Maße entstehen auch neue subkulturelle und gegenkulturelle Orientierungen, vor allem in der jüngeren Generation. Beide stellen für die offizielle politische Kultur eine Herausforderung dar. Die Hoffnung, durch eine allseitige sozialistische Bildung und Erziehung und durch die neuen sozialen Erfahrungen in der Arbeitswelt der sozialistischen Gesellschaft würden sich auch die kulturellen und politischen Einstellungen der Bürger vereinheitlichen, hat getrogen. Unter Hinweis auf Lenin bemerkt der Kulturtheoretiker Helmut Hanke, daß die sozialistische Kulturrevolution in der DDR gezeigt habe, daß sich die Werktätigen

„von ihren eigenen kleinbürgerlichen Vorurteilen nicht auf einmal, nicht durch ein Wunder, nicht auf Geheiß der Mutter Gottes, nicht auf Geheiß einer Losung, einer Resolution, eines Dekrets befreien, sondern nur in langwierigen und schwierigen Massenkämpfen gegen den Einfluß des Kleinbürgertums". (Lenin, Werke, Bd. XXXI: 103, zit. nach Hanke, 1985: 597)

Traditionierte Einstellungen und Verhaltensweisen werden heute nicht mehr als nur retardierende, den gesellschaftlichen Fortschritt hemmende Faktoren betrachtet. Vielmehr werden politische Traditionen der Arbeiterbewegung, lokale und regio-

nale Traditionen und überkommene kulturelle Einstellungen heute als wichtiger Bestandteil der „sozialistischen Lebensweise“ angesehen. Das tägliche Leben der Menschen, ihr Alltag in der Arbeitswelt, in der Familie, in der Freizeit werden ernster genommen, als dies in früheren Jahren der Fall war. Das heißt freilich nicht, daß nicht der Anspruch besteht, „diese Sphäre sozialistisch zu durchdringen“, was bedeutet, „die noch immer verbreiteten traditionellen bürgerlichen und kleinbürgerlichen Lebensgewohnheiten weiter zurückzudrängen und den aus den neuen gesellschaftlichen Bedingungen resultierenden Faktoren für die Gestaltung des Alltagslebens zu umfassender Wirksamkeit zu verhelfen“. (Die SED und das kulturelle Erbe, 1986: 471) Die SED ist allerdings zu der Auffassung gelangt, daß auch andere als proletarische Traditionen für die Herausbildung einer neuen politischen und gesellschaftlichen Kultur in der DDR zu nutzen seien. Alle „positiven Elemente in der herkömmlichen Arbeits- und Lebensweise der verschiedenen Klassen und Schichten“ sollen für die Herausbildung der sozialistischen Lebensweise genutzt werden. Es gibt also Traditionen, die es auch dann zu pflegen gilt, wenn sie nicht die der Arbeiterbewegung sind. Positiven, aus der sozialen und geschichtlichen Erfahrung der Arbeiterschaft und der Arbeiterbewegung entstandenen Wertorientierungen wie: Arbeitsethos, Betriebsverbundenheit, Berufsstolz, Disziplin und Organisation werden Traditionselemente zugeordnet, die die „Kultur der gegenseitigen Beziehungen“ vor allem in ländlichen Gegenden prägen wie die Überschaubarkeit sozialer Beziehungen, die Gemeinschaftsbildung, das Festhalten an tradierten Sitten und am überkommenen Brauchtum.

„Die Aufhebung überlebter Traditionen geschieht insbesondere in Zeiten revolutionärer politischer, ökonomischer, sozialer und kultureller Umgestaltungen, in Prozessen sozialer und kultureller Revolution, die unvermeidlich auch den Bruch mit reaktionären, überholten Traditionen einschließen... Als bestimmend und im gewissen Sinne bereits normbildend haben sich in der DDR ... die Lebensformen und Gewohnheiten der Arbeiterklasse erwiesen, wobei auch Traditionen des bäuerlichen Lebens, des Handwerks, Einstellungen und Gewohnheiten der kleinen Angestellten erhalten wurden und weitergeführt werden.“ (Hanke, 1985: 596)

Diese Kultur der kleinen Leute ist in der Tat prägend für das Gesellschaftssystem der DDR. Allerdings ist in den letzten Jahren zu beobachten, daß vor allem in der jungen Generation gegenkulturelle und alternative Orientierungen an Bedeutung gewinnen. Auch in der DDR wächst die Kritik an der Industriegesellschaft und ihren Auswirkungen auf die Lebenswelt, die sozialen Beziehungen, an Individualitätsverlust und Entfremdungserscheinungen, an Umweltzerstörung und der Fetischisierung des ökonomischen Wachstums. Die Erfahrungen mit ihrer eigenen Gesellschaft bringen viele junge Menschen dazu, den eingeschlagenen gesellschaftlichen Entwicklungsweg für verhängnisvoll zu halten und nach einer Umkehr Ausschau zu halten, die Mensch und Natur von einer fundamentalen Krise bewahren könne. Die Vorstellung, daß die Gesellschaft und die Natur technisch beherrschbar seien, daß die sozialen Effekte des ökonomischen und wissenschaftlich-technisch Fortschritts ebenso planbar seien wie die Entwicklung der gesamten Gesellschaft, wird zunehmend angezweifelt. Es hat ein Nachdenken über die Folgen des Fortschritts, ein Suchen nach neuen Antworten begonnen. Und es wird die Antwort auf einfache Fragen wie die folgende erwartet:

„Können Sie sich nicht vorstellen, daß auch ganz einfache Menschen, sagen wir im Osterzgebirge, die drei simplen logischen Schritte von toten Bäumen zur Industrie, von ihr zur Technik und von der Technik zur chemischen Forschung tun und dann Angst vor der Wissenschaft kriegen?“ (Creutziger, 1985: 416)

Nicht nur in Gruppen, die der Friedensbewegung oder der Ökologiebewegung zuzurechnen sind, sondern zunehmend auch in Teilen der Intelligenz werden bisherige gesellschaftliche Gewißheiten in Frage gestellt. Die Stichworte lauten: Der Fortschritt hat unübersehbare Schattenseiten, er ist, auch im Sozialismus, mit hohen sozialen, politischen und humanen Kosten verbunden. Auch der Sozialismus schützt nicht vor dem Mißbrauch der Technik. Der Glaube, der wissenschaftlich-technische Fortschritt werde die kommunistische Zukunftsgesellschaft, zumindest was ihre materiell-technische Grundlage und ihre sozialen und kulturellen Errungenschaften betrifft, quasi automatisch herbeiführen, wird immer mehr angezweifelt. Für ein Gesellschaftssystem, an dessen Wiege die Vorstellung gestanden hat, bewaffnet mit der wissenschaftlichen Ideologie der Arbeiterklasse seien die Gesetze von Natur und Gesellschaft erkennbar und beherrschbar, und das diesen Anspruch bis heute nicht aufgegeben hat, ist dies eine fatale Situation. Teile der jungen Generation und relevante Gruppen der von ihr künstlich geschaffenen „sozialistischen“ Intelligenz haben begonnen, sich von der tradierten Fortschrittsgläubigkeit des Marxismus-Leninismus zu verabschieden. Dies geschieht in einer historischen Situation, in der zwei Gewißheiten der marxistisch-leninistischen Parteien bereits erschüttert sind: die, daß dem Sozialismus sowjetischen Typs weltweit die Zukunft gehört, und die, daß sich der „reale Sozialismus“ als das ökonomisch leistungsfähigere System erweisen werde. Mehr noch: Selbst das Ziel der kommunistischen Gesellschaft des materiellen Überflusses erscheint angesichts der schon heute erkennbaren ökologischen Folgen einer Strategie, die auf der Entfesselung der materiellen Produktivkräfte setzt, nicht mehr unhinterfragtes, verheißungsvolles Ziel.

Bibliographie

- Ackermann, Anton: Gibt es einen besonderen deutschen Weg zum Sozialismus?, in: *Einheit*, Nr. 1, 1946, S. 22ff.
- Zur Agrar- und Bündnispolitik der SED bei der Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft, Berlin (DDR) 1978.
- Apel, Erich/Günter Mittag: *Ökonomische Gesetze und neues ökonomisches System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft*, Berlin (DDR) 1964.
- Apter, David E.: *The Politics of Modernization*, Chicago/London 1965.
- Arbeiterinitiative 1945. Antifaschistische Ausschüsse und Reorganisation der Arbeiterbewegung in Deutschland (Hrsg.: Lutz Niethammer/Ulrich Borsdorf/Peter Brandt), Wuppertal 1976.
- Arendt, Hannah: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Frankfurt a.M. 1955. (Neuauf. München 1986).
- Arndt, Claus: *Die Verträge von Moskau und Warschau. Politische, verfassungsrechtliche und völkerrechtliche Aspekte*, Bonn 1982.
- Die Aufgaben der Agitation und Propaganda bei der weiteren Verwirklichung der Beschlüsse des VIII. Parteitag der SED, Berlin (DDR) 1972.
- Die weiteren Aufgaben der politischen Massenarbeit der Partei, Berlin (DDR) 1977.
- Bahro, Rudolf: *Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus*, Köln/Frankfurt a.M. 1977.
- Baske, Siegfried (Hrsg.): *Bildungspolitik in der DDR 1963-1976. Dokumente*, Berlin 1979.
- Behrens, Fritz: Zum Problem der Ausnutzung ökonomischer Gesetze in der Übergangsperiode, in: *Wirtschaftswissenschaft*, 5. Jg. (1957), 3. Sonderheft.
- Belwe, Katharina: *Mitwirkung im Industriebetrieb der DDR. Planung-Einzelleitung-Beteiligung der Werktätigen an Entscheidungsprozessen des VEB*, Opladen 1979.
- Belwe, Katharina: *Soziale Isolation und Einsamkeit in der DDR* (Hrsg.: Gesamtdeutsches Institut – Bundesanstalt für gesamtdeutsche Aufgaben) *Analysen und Berichte* 9/1986, Bonn 1986.
- Benary, Arne: Zu Grundproblemen der politischen Ökonomie des Sozialismus in der Übergangsperiode, in: *Wirtschaftswissenschaft*, 5. Jg. (1957), 3. Sonderheft.
- Bender, Peter: *Die Ostpolitik Willy Brandts oder die Kunst des Selbstverständlichen*, Reinbek 1972.
- Bender, Peter: *Neue Ostpolitik. Vom Mauerbau bis zum Moskauer Vertrag*, München 1986.
- Bericht der Bundesregierung und Materialien zum Bericht zur Lage der Nation (Hrsg.: Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen), Bonn 1971, 1972, 1974. (Als Buchveröffentlichungen erschienen in Opladen).
- Bericht des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands an den XI. Parteitag der SED, Berlin (DDR) 1986.
- Beschluß des Sekretariats des Zentralkomitees über die Arbeit mit den Kadern vom 7. Juni 1977, in: *Neuer Weg*, Nr. 13, 1977, Beilage.
- Beyme, Klaus von: *Ökonomie und Politik im Sozialismus. Ein Vergleich der Entwicklung in den sozialistischen Ländern*, München/Zürich 1975.
- Beyme, Klaus von/Hartmut Zimmermann (Ed.): *Policymaking in the German Democratic Republic. German Political Studies: Vol. 5*, Aldershot 1984.
- Das Bildungswesen der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin (DDR), 1979.
- Böhme, Irene: *Die da drüben. Sieben Kapitel DDR*, Berlin 1983.
- Bredow, Wilfried von: *Deutschland ein Provisorium?*, Berlin 1985.
- Brown, Archie/Jack Gray (Ed.): *Political Culture and Political Change in Communist States*, London/Basingstoke 1977.
- Bruns, Wilhelm: *Deutsch-deutsche Beziehungen. Prämissen, Probleme, Perspektiven*, 3. erweiterte Auflage, Opladen 1982.

- Brus, Włodzimierz: Wirtschaftsplanung. Für ein Konzept der politischen Ökonomie, Frankfurt a.M. 1972.
- Brus, Włodzimierz, Sozialisierung und politisches System, Frankfurt a.M. 1975.
- Brus, Włodzimierz/Pierre Kende/Zdenek Mlynár: Die sowjetischen Systeme nach Breschnew, Köln 1984.
- Brzezinski, Zbigniew/Samuel P. Huntington: Politische Macht USA/UdSSR. Ein Vergleich, Köln/Berlin 1966.
- Büscher, Wolfgang: Ökologische Probleme und Kritik an der Industriegesellschaft in der DDR heute, Teil 2: Studien zur neuen Jugendbewegung in der DDR, Forschungsbericht 1984-1986, masch.schr.
- Burrichter, Clemens/Eckart Förtsch: Bedingungen und Perspektiven deutsch-deutscher Wissenschaftsbeziehungen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 24-25/86 v. 16.6.1986, S. 20ff.
- Carraciolo, Lucio: Grotewohls Position(en) im Vereinigungsprozeß. Papier für die wissenschaftliche Fachtagung: 40 Jahre SED. Einheitsfrontpolitik und Vereinigungsprozesse in Ost- und Westeuropa 1944-1948, Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR an der Universität Mannheim, masch.schr. 1986.
- Childs, David: The German Democratic Republic: Moscow's German ally, Boston/u.a. 1983.
- Cornelsen, Doris: Die Wirtschaft der DDR 1981-1985. Bilanz des Fünfjahresplans, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 4/86 v. 25.1.1986, S. 3ff.
- Creutziger, Werner: Brief an Erhard Geissler, in: Sinn und Form, 37. Jg. (1985), Nr. 2, S. 416ff.
- Dähn, Horst: Das politische System der DDR, Berlin 1985.
- Dahrendorf, Ralf: Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1965.
- Damus, Renate: RGW – wirtschaftliche Zusammenarbeit in Osteuropa, Opladen 1979.
- DDR. Gesellschaft Staat Bürger, Berlin (DDR) 1974; 2., überarb. Aufl. 1978.
- DDR Handbuch (Hrsg.: Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen) 3., überarb. u. erw. Aufl., Köln 1985.
- DDR und Osteuropa. Wirtschaftssystem Wirtschaftspolitik Lebensstandard. Ein Handbuch, Opladen 1981.
- Die DDR-Verfassungen, eingeleitet und bearbeitet von Herwig Roggemann, Berlin 1976.
- DDR. Werden und Wachsen. Zur Geschichte der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin (DDR) 1974.
- Um ein antifaschistisch-demokratisches Deutschland. Dokumente aus den Jahren 1945-1949, Berlin (DDR) 1986.
- Direktive des XI. Parteitag der SED zum Fünfjahrplan für die Entwicklung der Volkswirtschaft der DDR in den Jahren 1986 bis 1990. Bericht der Kommission an den XI. Parteitag der SED, Berlin (DDR) 1986.
- Dittmer, Lowell: Comparative Communist Political Culture, in: Studies in Comparative Communism, 26. Jg. (1983), Nr. 1-2, S. 9ff.
- Dobrich, Klaus: Widerstand in Buchenwald, Frankfurt a.M. 1978.
- Dönhoff, Marion Gräfin: Die Bundesrepublik in der Ära Adenauer. Kritik und Perspektiven, Reinbek 1963.
- Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Berlin (DDR) Bd. III: 1952; Bd. IV: 1954; Bd. X: 1967.
- Draht, Martin: Totalitarismus in der Volksdemokratie. Einleitung zu Ernst Richert: Macht ohne Mandat. Der Staatsapparat in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, 2. Aufl., Köln/Opladen 1963.
- Edeling, Herbert: Prognostik und Sozialismus. Zur marxistisch-leninistischen Prognostik moderner Produktivkräfte in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin (DDR) 1968.

- Ellinger, Johannes/Werner Scholz: Sozialistische Demokratie im Industriebetrieb. Bedingungen, Methoden, Erfahrungen, Berlin (DDR) 1973.
- Ellwein, Thomas: Das Regierungssystem der Bundesrepublik Deutschland, 5., neubearb. Aufl., Opladen 1983.
- Die Fachschulbildung in der Deutschen Demokratischen Republik, Leipzig 1980.
- Zentraler Forschungsplan der marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften der DDR 1986 bis 1990, in: Einheit, 41. Jg. (1986), Nr. 8, S. 681ff.
- Fricke, Karl Wilhelm: Die DDR-Staatssicherheit. Entwicklung, Strukturen, Aktionsfelder, Köln 1982.
- Fritsch-Bournazel, Renata: Die Sowjetunion und die deutsche Teilung. Die sowjetische Deutschlandpolitik 1945/1979, Opladen 1979.
- Galbraith, John Kenneth: Die moderne Industriegesellschaft, München/Zürich 1968.
- Gast, Gabriele: Die politische Rolle der Frau in der DDR, Düsseldorf 1973.
- Gasteyger, Curt: Die beiden deutschen Staaten in der Weltpolitik, München 1976.
- Gasteyger, Curt: Die Rolle der DDR im sozialistischen Lager, in: Frankfurter Rundschau, Nr. 64 v. 17.3.1977, S. 14.
- Ökonomische Geographie der Deutschen Demokratischen Republik. Band 1: Bevölkerung Siedlungen Wirtschaftsbereiche, 3. überarb. u. erg. Aufl., Gotha/Leipzig [1976].
- Geschichte der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin (DDR) 1981.
- Geschichte der sozialistischen Gemeinschaft. Herausbildung und Entwicklung des realen Sozialismus von 1917 bis zur Gegenwart, Berlin (DDR) 1981.
- Geschichte der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Abriß, Berlin (DDR) 1976; auch erschienen in Frankfurt a.M. 1978.
- Die entwickelte sozialistische Gesellschaft. Wesen und Kriterien. Kritik revisionistischer Konzeptionen, Berlin (DDR) 1976.
- Gesetz über die örtlichen Volksvertretungen in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin (DDR) 1986.
- Glaeßner, Gert-Joachim: Herrschaft durch Kader. Leitung der Gesellschaft und Kaderpolitik in der DDR am Beispiel des Staatsapparates, Opladen 1977.
- Glaeßner, Gert-Joachim: Sozialistische Systeme. Einführung in die Kommunismus- und DDR-Forschung, Opladen 1982.
- Glaeßner, Gert-Joachim: Bürokratische Herrschaft: Konfliktbewältigung in der DDR (Forschungsprojekt Krisen in den Systemen sowjetischen Typs), Köln 1986.
- Glaeßner, Gert-Joachim/Irmhild Rudolph: Macht durch Wissen. Zum Zusammenhang von Bildungspolitik, Bildungssystem und Kaderqualifizierung in der DDR. Eine politisch-soziologische Untersuchung, Opladen 1978.
- Gößmann, Wolfgang: Die Kombinate in der DDR. Eine wirtschaftspolitische Untersuchung, Berlin 1987.
- Gohl, Dietmar: Deutsche Demokratische Republik. Eine aktuelle Landeskunde, Frankfurt a.M. 1986.
- Gramatzki, Hans-Erich/Hans G. Nutzinger (Hrsg.): Betrieb und Partizipation in Osteuropa, Frankfurt a.M./New York 1986.
- Griffith, William E.: Die Ostpolitik der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1981.
- Grundrechte des Bürgers in der sozialistischen Gesellschaft, Berlin (DDR) 1980.
- Politische und persönliche Grundrechte in den Kämpfen unserer Zeit, Berlin (DDR) 1984.
- Grunenberg, Antonia: Jugend in der DDR: Zwischen Resignation und Aussteigertum, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 27/86 v. 5.7.1986, S. 3ff.
- Günther, Karl-Heinz/Gottfried Uhlig: Geschichte der Schule in der Deutschen Demokratischen Republik 1945-1971, Berlin (DDR) 1974.
- Handbuch Deutsche Demokratische Republik, Leipzig 1979; Jubiläumsausgabe 1984.
- Handbuch DDR-Wirtschaft (Hrsg.: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung), 4. erw. Aufl., Reinbek 1985.

- Handbuch gesellschaftlicher Organisationen in der DDR. Massenorganisationen, Verbände, Vereinigungen, Gesellschaften, Genossenschaften, Komitees, Ligen, Berlin (DDR) 1985.
- Hanke, Helmut: Kulturelle Traditionen des Sozialismus, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 33. Jg. (1985), Nr. 7, S. 589ff.
- Hegedüs, András: Sozialismus und Bürokratie, Reinbek 1981.
- Helwig, Gisela/Detlef Urban (Hrsg.): Kirchen und Gesellschaft in beiden deutschen Staaten, Köln 1986.
- Heitzer, Heinz: Die DDR im Kampf um Frieden und Sicherheit – das „Schlüsseljahr“ 1955, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 27. Jg. (1979), Nr. 9, S. 835ff.
- Heitzer, Heinz: DDR. Geschichtlicher Überblick, Berlin (DDR) 1979; 2. überarb. Aufl. 1984.
- Henkys, Reinhard (Hrsg.): Die evangelischen Kirchen in der DDR. Beiträge zu einer Bestandsaufnahme, München 1982.
- Henkys, Reinhard: Gottes Volk im Sozialismus. Wie Christen in der DDR leben, Berlin 1983.
- Herrnstadt, Rudolf: Der Weg in die Deutsche Demokratische Republik, Berlin (DDR) 1950.
- Holzweißig, Gunter: Massenmedien in der DDR, Berlin 1983.
- Holzweißig, Gunter: Militärwesen in der DDR, Berlin 1985.
- Honecker, Erich: Eine welthistorische Tat, die auch das deutsche Volk befreite, in: Einheit, 40. Jg. (1985), Nr. 4-5, S. 291ff.
- Huntington, Samuel P.: Political Order in Changing Societies, New Haven/London 1968.
- Informationen (Hrsg.: Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen in Zusammenarbeit mit dem Gesamtdeutschen Institut – Bundesanstalt für gesamtdeutsche Aufgaben).
- Jäger, Manfred: Kultur und Politik in der DDR, Köln 1982.
- Zehn Jahre Deutschlandpolitik. Die Entwicklung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik 1969-1979. Bericht und Dokumentation (Hrsg.: Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen), Bonn 1980.
- Jaide, Walter/Barbara Hille: Jugend im doppelten Deutschland, Opladen 1977.
- Jancar, Barbara: Political Culture and Political Change, in: Studies in Comparative Communism, 27. Jg. (1984), Nr. 1, S. 69ff.
- Johnson, Chalmers (Ed.): Change in Communist Systems, Stanford, Cal. 1970.
- Jugendpolitik Jugendorganisation Jugendforschung. Materialien von der wissenschaftlichen Konferenz zu „Grundlagen der sozialistischen Persönlichkeitsentwicklung junger Arbeiter und Studenten“, Leipzig 8.-10. Oktober 1975, Berlin [1975].
- Kiersch, Gerhard: Die jungen Deutschen. Die Erben von Goethe und Auschwitz, Opladen 1986.
- Kinze, Hans-Heinrich/Hans Knop/Eberhard Seifert (Hrsg.): Sozialistische Volkswirtschaft. Hochschullehrbuch, Berlin (DDR) 1983.
- Kirche und Staat in der DDR und der Bundesrepublik (Die DDR Realitäten – Argumente), Bonn 1981.
- Kirchner, Peter: Gespräch mit Peter Kirchner, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in Ost-Berlin, in: Deutschland Archiv, 19. Jg. (1986), Nr. 11, S. 1240ff.
- Klein, Helmut: Bildung in der DDR. Grundlagen, Entwicklungen, Probleme, Reinbek 1974.
- Klein, Helmut: Die Entwicklung sozialistischer Persönlichkeiten unter dem Aspekt des Verhältnisses von Einheit und Differenzierung, in: Einheitlicher Unterricht – individuelle Förderung der Schüler, Berlin (DDR) 1975.
- Kleßmann, Christoph: Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945-1955, Bonn 1982.
- Klinger, Fred: Soziale Auswirkungen und lebensweltliche Zusammenhänge der sozialistischen Rationalisierung, in: Evangelische Akademie Berlin (West). Informationsabende DDR, Dokumentation 41/84, Berlin 1984, S. 93ff.

- Klinger, Fred: Die Krise des Fortschritts in der DDR. Innovationsprobleme und Mikroelektronik, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 3/87 v. 17.1.1987, S. 3ff.
- Vom „Großen Knast“ ins Paradies? (Hrsg.: Horst-Günter Kessler und Jürgen Miermeister), Reinbek 1983.
- Wissenschaftlicher Kommunismus. Lehrbuch für das marxistisch-leninistische Grundlagenstudium, 9. Aufl., Berlin (DDR) 1985.
- Krenz, Egon: Staat und Recht bei der weiteren Entfaltung der Vorzüge und Triebkräfte der sozialistischen Gesellschaft, in: Einheit, 40. Jg. (1985), Nr. 8, S. 688ff.
- Kretzschmar, Albrecht: Soziale Unterschiede – unterschiedliche Persönlichkeiten? Zum Einfluß der Sozialstruktur auf die Persönlichkeitsentwicklung, Berlin (DDR) 1985.
- Krisch, Henry: Politische Kultur in der Deutschen Demokratischen Republik, in: Lebensbedingungen in der DDR. Siebzehnte Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, Köln 1984.
- Krisch, Henry: The German Democratic Republic. The Search for Identity, Boulder/London 1985.
- Krisch, Henry: Changing Political Culture and Political Stability in the German Democratic Republic, in: Studies in Comparative Communism, 19. Jg. (1986), Nr. 1, S. 41ff.
- Kuczynski, Jürgen: Fachstudium kontra Allgemeinbildung? Spezialisierung und interdisziplinäres Verhalten, in: Forum, 34. Jg. (1980), Nr. 4, S. 8f.
- Die geistige Kultur der sozialistischen Gesellschaft, Berlin (DDR) 1976.
- Ladensack, Klaus: Pflichtenheft und Risiko, in: Der Neuerer, 33. Jg. (1984), Nr. 8, S. 98.
- Lange, Max Gustav: Wissenschaft im totalitären Staat. Die Wissenschaft in der Sowjetischen Besatzungszone auf dem Weg zum „Stalinismus“, Stuttgart/Düsseldorf 1955.
- Lange, Max Gustav/Ernst Richert/Otto Stammer: Das Problem der „Neuen Intelligenz“ in der sowjetischen Besatzungszone. Ein Beitrag zur politischen Soziologie der kommunistischen Herrschaftsordnung, in: Veritas Iustitia Libertas. Festschrift zur 200-Jahrfeier der Columbia University New York, Berlin 1954, S. 191ff.
- Lange, Oskar: Politische Ökonomie, Frankfurt a.M./Wien o.J. [1968].
- Langen, Eva-Maria: Technisierungsgrad der Arbeit und Qualifikation der Produktionsarbeiter. Ein Beitrag zu Fragen der Vervollkommenung des sozialistischen Charakters der Arbeit, Berlin (DDR) 1979.
- Lapp, Peter J.: Wahlen in der DDR. Wählt die Kandidaten der Nationalen Front!, Berlin 1982.
- Lenin, W.I.: Was tun? Die dringendsten Fragen unserer Bewegung, in: Lenin Werke, Bd. 5, Berlin (DDR) 1955.
- Lötsch, Manfred: Sozialstruktur und Wirtschaftswachstum. Überlegungen zum Problem sozialer Triebkräfte des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, in: Wirtschaftswissenschaft, 29. Jg. (1981), Nr. 1, S. 67ff.
- Lötsch, Manfred: Arbeiterklasse und Intelligenz in der Dialektik von wissenschaftlich-technischem, ökonomischem und sozialem Fortschritt, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 33. Jg. (1985), Nr. 1, S. 31ff.
- Lohmann, Ulrich: Das Rechtswesen, in: Politik, Wirtschaft und Gesellschaft in der DDR. Studententexte für die politische Bildung, 2. verb. u. erw. Aufl., Opladen 1980.
- Lohmann, Ulrich: Gerichtsverfassung und Rechtsschutz in der DDR, Opladen 1986.
- Lorenz, Walter: Ehrenamtlich, in: Einheit, 41. Jg. (1986), Nr. 1, S. 9ff.
- Ludz, Peter Christian: Parteilite im Wandel. Funktionsaufbau, Sozialstruktur und Ideologie der SED-Führung. Eine empirisch-systematische Untersuchung, 3. Aufl., Köln/Opladen 1970.
- Ludz, Peter Christian: Die DDR zwischen Ost und West. Politische Analysen 1961 bis 1976, München 1977.
- Maier, Harry: Der große Bruder ist kein Vorbild. Die DDR-Führung will die Wirtschaftskrise ohne grundlegenden Wandel meistern, in: Die Zeit, Nr. 49 v. 28.11.1986, S. 25f.

- Maier, Harry: Marx würde sich im Grabe umdrehen. Weil wichtige DDR-Führer an die Allmacht des Apparates glauben, kommt die Wirtschaft nicht voran, in: *Die Zeit*, Nr. 50 v. 5.12.1986, S. 29ff.
- Mainz, Rolf: BRDDR. Leiden an Deutschland, in: *Die Zeit*, Nr. 13 v. 23.3.1984, S. 66.
- Mallinckrodt, Anita, M.: Die Selbstdarstellung der beiden deutschen Staaten im Ausland. „Image-Bildung“ als Instrument der Außenpolitik, Köln 1980.
- Mampel, Siegfried: Herrschaftssystem und Verfassungsstruktur in Mitteldeutschland, Köln 1968.
- Mampel, Siegfried: Die sozialistische Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik. Text und Kommentar, Frankfurt a.M. 1972.
- Marcuse, Herbert: Die Gesellschaftslehre des sowjetischen Marxismus, Darmstadt/Neuwied 1964.
- Meier, Artur: Soziologie des Bildungswesens. Eine Einführung, Berlin (DDR) 1974.
- Meyer, Alfred G.: The Soviet Political System. An Interpretation, New York 1965.
- Meyer, Alfred G.: Communist Revolutions and Cultural Change, in: *Studies in Comparative Communism*, 5. Jg. (1972), Nr. 4, S. 345ff.
- Mielke, Erich: Mit hoher Verantwortung für den zuverlässigen Schutz des Sozialismus, in: *Einheit*, 30. Jg. (1975), Nr. 1, S. 43ff.
- Mittag, Günter: Probleme der Verwirklichung des ökonomischen Systems des Sozialismus. Das ökonomische System als Kernstück des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus, die Erfüllung des Volkswirtschaftsplanes 1967 und die sich für die Bezirke und Kreise ergebenden Aufgaben, Berlin (DDR) 1967.
- Mlynár, Zdenek: Krisen und Krisenbewältigung im Sowjetblock, Köln 1983.
- Möschner, Günter/Josef Gasert: Der historische Platz der 3. Parteikonferenz der SED im Kampf für Frieden und Sozialismus, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, 26. Jg. (1984), Nr. 3, S. 291ff.
- Müller-Gangloff, Erich: Mit der Teilung leben. Eine gemeindeutsche Aufgabe, München 1965.
- Neugebauer, Gero: Partei und Staatsapparat in der DDR. Aspekte der Instrumentalisierung des Staatsapparates durch die SED, Opladen 1978.
- Niedbalski, Bernd: Zur zentralen Wirtschaftsplanung in der SBZ 1945-1948, in: *Vierteljahrsshefte für Zeitgeschichte*, Nr. 3, 1985, S. 456ff.
- Marxistisch-leninistische Partei und sozialistischer Staat, Berlin (DDR) 1978.
- Die Polemik über die Generallinie der internationalen kommunistischen Bewegung, Berlin 1971.
- Politik, Wirtschaft und Gesellschaft in der DDR. Studententexte für die politische Bildung, 2. verb. u. erw. Aufl., Opladen 1980.
- Politische Ökonomie des Kapitalismus und des Sozialismus. Lehrbuch für das marxistisch-leninistische Grundlagenstudium, Berlin (DDR) 1974.
- Programm der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (angenommen auf dem VI. Parteitag der SED), Berlin (DDR) 1963.
- Programm der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (angenommen auf dem IX. Parteitag der SED), Berlin (DDR) 1976.
- Protokoll des Vereinigungsparteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) und der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD), Berlin (Ost) 1946.
- Protokoll der Verhandlungen der II. Parteikonferenz der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Berlin (DDR) 1952.
- Protokoll der Verhandlungen der 3. Parteikonferenz der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, 2 Bde., Berlin (DDR) 1956.
- Protokoll der Verhandlungen des V. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, 2 Bde., Berlin (DDR) 1959.
- Protokoll der Verhandlungen des VI. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, 4 Bde., Berlin (DDR) 1963.

- Protokoll der Verhandlungen des VII. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, 4 Bde., Berlin (DDR) 1967.
- Protokoll der Verhandlungen des VIII. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, 2 Bde., Berlin (DDR) 1971.
- Protokoll der Verhandlungen des IX. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, 2 Bde., Berlin (DDR) 1976.
- Protokoll der Verhandlungen des X. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, 2 Bde., Berlin (DDR) 1981.
- Protokoll der Verhandlungen des XI. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Berlin (DDR) 1986.
- Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe. Strukturen und Probleme (Hrsg.: Ostkolleg der Bundeszentrale für politische Bildung, Köln), Köln 1985.
- Richert, Ernst: Macht ohne Mandat. Der Staatsapparat in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, 2. erw. u. überarb. Aufl., Köln/Opladen 1963.
- Rigby, Thomas A.: The Need for Comparative Research, in: Studies in Comparative Communism, 12. Jg. (1979), Nr. 2-3, S. 204ff.
- Die Rolle des Verwaltungsrechts bei der Erhöhung der Wirksamkeit der Arbeit des Staatsapparates – Zu den Ergebnissen des 8. Rundtischgesprächs von Verwaltungsrechtswissenschaftlern der UdSSR und der DDR (Hrsg.: Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR), Potsdam-Babelsberg 1983.
- Rudolph, Hermann: Die Gesellschaft der DDR – eine deutsche Möglichkeit? Anmerkungen zum Leben im anderen Deutschland, München 1972.
- Rudolph, Irmhild: Das allgemeinbildende Schulwesen; Die Berufsausbildung, in: Politik, Wirtschaft und Gesellschaft in der DDR. Studententexte für die politische Bildung, 2. verb. u. erw. Aufl., Opladen 1980.
- Schneider, Peter: Der Mauerspringer, Darmstadt/Neuwied 1982.
- Schöneburg, Karl-Heinz/Wolfgang Weichelt/Siegfried Petzold: Unsere Verfassung – Geschichte und Gegenwart, Berlin (DDR) 1985.
- Schönherr, Albrecht: Zum Weg der evangelischen Kirchen in der DDR, Berlin (DDR) o.J.
- Die SED und das kulturelle Erbe. Orientierungen Errungenschaften Probleme, Berlin (DDR) 1986.
- Sicherheit und friedliche Zusammenarbeit in Europa. Dokumente 1972-1975, Berlin (DDR) 1976.
- Skilling, H. Gordon: Development or Regression?, in: Studies in Comparative Communism, 15. Jg. (1982), Nr. 1-2, S. 125ff.
- Skilling, H. Gordon/Franklyn Griffiths (Hrsg.): Pressure Groups in der Sowjetunion, Wien 1974.
- Spittmann, Ilse: Der 17. Juni im Wandel der Legenden, in: Mut zur Freiheit. Festschrift für Johann Baptist Gradl zum 80. Geburtstag am 25. März 1984, Köln 1984.
- Sozialistischer Staat und staatliche Leitung. Aktuelle Probleme der Tätigkeit der Staatsmacht in der DDR, Berlin (DDR) 1976.
- Der Staat im politischen System der DDR (Autorenkollektiv unter Leitung von Wolfgang Weichelt), Berlin (DDR) 1986.
- Staats- und Rechtsgeschichte der DDR. Grundriß, Berlin (DDR) 1983.
- Marxistisch-leninistische Staats- und Rechtstheorie. Lehrbuch, Berlin (DDR) 1975.
- Zum Stand der Theorie und Praxis der sozialistischen Gesetzgebung in der DDR (Hrsg.: Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR), Potsdam-Babelsberg 1984.
- Staritz, Dietrich: Die Gründung der DDR. Von der sowjetischen Besatzungsherrschaft zum sozialistischen Staat, München 1984.
- Staritz, Dietrich: Geschichte der DDR 1949-1985, Frankfurt a.M. 1985.
- Die Studie von Nowosibirsk, in: Osteuropa Archiv, Januar 1984.
- Süß, Walter: Kein Vorbild für die DDR? Die sowjetischen Reformbemühungen aus der Sicht der SED, in: Deutschland Archiv, 19. Jg. (1986), H. 9, S. 975ff.

- Marxistisch-leninistische allgemeine Theorie des Staates und des Rechts, 3 Bde., Berlin (DDR) 1974, 1975.
- Texte zur Deutschlandpolitik (Hrsg.: Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen), Bonn/Berlin, Bd. 1, 1968; Bd. 4, 1970.
- Thomas, Rüdiger: Modell DDR. Die kalkulierte Emanzipation, 7. Aufl., München 1982.
- Tinbergen, Jan: Convergence of Economic Systems in East and West, Rotterdam 1965.
- Das deutsch-deutsche Treffen am Werbellinsee. Dokumentation zum Treffen des Bundeskanzlers der Bundesrepublik Deutschland, Helmut Schmidt, mit dem Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, vom 11. bis 13. Dezember 1982 (Hrsg.: Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen), Bonn 1982.
- Umweltprobleme und Umweltbewußtsein in der DDR, Köln 1985.
- Die Verträge der Bundesrepublik Deutschland mit der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken vom 12. August 1970 und mit der Volksrepublik Polen vom 7. Dezember 1970 (Hrsg.: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung), o.J.
- Verwaltungsrecht. Lehrbuch, Berlin (DDR) 1979.
- Verwaltungsrecht – praktisch angewandt – Übungsfälle für Studierende (Hrsg.: Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR), Potsdam-Babelsberg 1980.
- Sozialistische Volkswirtschaft. Fachschullehrbuch, 4. überarb. Aufl., Berlin (DDR) 1986.
- Die Volkswirtschaft der DDR, Berlin (DDR) 1979.
- Waterkamp, Dietmar: Handbuch zum Bildungswesen der DDR, Berlin 1987.
- Weber, Hermann (Hrsg.): DDR. Dokumente zur Geschichte der Deutschen Demokratischen Republik 1945-1985, München 1986.
- Weber, Hermann: Geschichte der DDR, München 1985.
- Weizsäcker, Richard v.: Zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Ansprache am 8. Mai 1985 in der Gedenkstätte im Plenarsaal des Deutschen Bundestages (Hrsg.: Bundeszentrale für politische Bildung), Bonn 1985.
- Vom Werden unseres Staates. Eine Chronik, 2 Bde., Berlin (DDR) 1966.
- Weymar, Thomas: Im Trabi zur Sonne, zur Freiheit, Köln 1985.
- Wissenschaft in der DDR. Beiträge zur Wissenschaftspolitik und Wissenschaftsentwicklung nach dem VIII. Parteitag, hrsg. vom Institut für Gesellschaft und Wissenschaft, Erlangen, Köln 1973.
- Das Wissenschaftssystem in der DDR (Hrsg.: Institut für Gesellschaft und Wissenschaft, Erlangen), 2. Aufl., Frankfurt a.M./New York 1979.
- Wissenschaften in der DDR. Berichte und Analysen (Hrsg.: Institut für Gesellschaft und Wissenschaft, Erlangen), Erlangen, lfd. Jahrgänge.
- Wörterbuch des Wissenschaftlichen Kommunismus, Berlin (DDR) 1982.
- Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Philosophie, Berlin (DDR) 1979.
- Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Soziologie, Berlin (DDR) 1977.
- Wörterbuch zum sozialistischen Staat, Berlin (DDR) 1974.
- Aus dem Wortprotokoll der 25. Tagung des Zentralkomitees der SED vom 24. bis 27. Oktober 1955, Bonn 1956.
- Zahlenspiegel. Bundesrepublik Deutschland/Deutsche Demokratische Republik. Ein Vergleich (Hrsg.: Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen), Bonn, 2. Aufl. 1982, 3. Aufl. 1986.
- Zimmermann, Hartmut: Politische Aspekte in der Herausbildung, dem Wandel und der Verwendung des Konzepts „Wissenschaftlich-technische Revolution“ in der DDR, in: Deutschland Archiv, 9. Jg. (1976), Sonderheft, S. 17ff.
- Zimmermann, Hartmut: Aspekte betrieblicher Mitwirkung in den volkseigenen Industriebetrieben der DDR, in: Gramatzki, Hans-Erich/Hans G. Nutzinger (Hrsg.): Betrieb und Partizipation in Osteuropa, Frankfurt a.M./New York 1986, S. 353ff.

Sachregister

- Abendstudium 307, 309
ABF 41, 287
ABI 192
Akademie der Wissenschaften 281, 316
Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED 135, 296, 316
Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR 296
Aktionseinheit 37
Allgemeinbildende Polytechnische Oberschule 284, 288, 293
Allgemeinbildung 322, 329
Arbeiter-und-Bauern-Inspektion 193
Arbeiterklasse 96, 128, 242, 328
Arbeitsgesetzbuch 201
Arbeitskräftemangel 70
Arbeitskräftestruktur 237
Arbeitsproduktivität 61
13. August 1961 31, 57, 77
Automatisierung 276
Avantgarde 96, 107, 332
AWG 198

Berufsausbildung 292
Betriebsakademien 229, 286, 307
Bevölkerungsstruktur 233
Bezirksparteischulen 135
BGL 42, 209
Bildungspolitik 51, 279, 321
Bildungssystem 279, 284, 329
Bildungswege 281, 287, 324
Bodenreform 40
Bodenschätze 240
Branchenstruktur 243
Bündnispolitik 116, 124
Bürokratie 55

CDU 35, 185
Chancengleichheit 322
Christen 214
„civic culture“ 21

DBD 185
Demokratischer Block 182, 184
demokratischer Zentralismus 100, 130, 186, 189, 255
Demokratisierung 57, 275
Demontage 39
Deutschlandpolitik 77

Dezentralisierung 54, 62
DFD 187, 198
Dienstleistungssektor 281
Diktatur des Proletariats 96, 113
DWK 42

Eigentum an Produktionsmitteln 90
Eingaben 174
Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik 68, 327
einheitliches sozialistisches Bildungssystem 329
EKD 216
Elite 324, 327
Energiewirtschaft 243
Erwachsenenqualifizierung 310
Erweiterten Oberschule (EOS) 286, 291
Erwerbsquote 237

Facharbeiter 293, 327
Fachschulen 287, 298, 307
FDGB 42, 140, 200, 302
FDJ 140, 187, 210, 227
Fernstudium 298, 302, 309
Forschung und Entwicklung 312
Forschungsrat 314
Frauen 323, 330
Führungsrolle der SED 112, 334
Fünfjahrplan 263

Gerichtsbarkeit 170
Geschichtsverständnis 30
gesellschaftliche Gerichte 173
Gesellschaftswissenschaften 311, 316
Gewerkschaftshochschule
„Fritz Heckert“ 296
Gewissens- und Glaubensfreiheit 214
Großstädte 236
Grundberufe 295
Grundlagenforschung 314
Grundrechte 118
Grundstoffindustrie 243
GST 165

Handwerk 92, 247
Hauptaufgabe 68
Hochschule des FDGB „Fritz Heckert“ 229
Hochschulreform 295

Industrieforschung 316
 Industriegesellschaft 21
 Industriestruktur 242
 Infrastrukturdefekte 241
 Ingenieurhochschulen (IHS) 296
 Intelligenz 299, 319, 325
 Intensivierung 274
 Interessen 94, 328

 Juden 218
 Jugendförderungspläne 211
 Jugendhochschule „Wilhelm Pieck“ 229
 Jugendweihe 216
 17. Juni 1953 31, 47

 Kader 104, 282, 331
 Kaderpartei 97
 Kaderpolitik 104, 144, 212
 Kaderqualifizierung 228 305, 330
 KAP 249
 Kindergärten 288
 Kinderkrippen 288
 Kirchenpolitik 215
 Klassen 322, 325
 Kollektivierung der Landwirtschaft 92
 Kombinate 70, 139, 204, 245, 261, 315
 Kommunalpolitik 173
 Kommunismusforschung 20
 Kommunistische Internationale 37, 145
 Komplexprogramm 269
 Konfliktkommission 175
 Konvergenz 22
 KPD 30, 34
 KSZE 84
 Kybernetik 63

 Landwirtschaft 92, 249
 LDPD 35, 186
 Lehrlinge 294
 Lehrpläne 299
 LPG 92, 198, 249

 Marxismus-Leninismus 114, 319, 334
 Massenkommunikationsmittel 124, 221
 Massenmedien 302
 Massenorganisationen 124, 140, 197
 Massenschulung 228
 Mikroelektronik 320
 Militärgerichte 171
 Ministerrat 140, 158
 MLO 64
 Modernisierung 19, 70, 275
 Moskauer Vertrag 81
 Nationale Front 44, 177, 182

 NATO-Doppelbeschluss 86
 NDPD 186
 Neuererbewegung 194
 NKFD 34, 186
 Nomenklatur 146
 Nomenklatura 282
 Nomenklaturkader 150
 NÖS 60, 63, 280
 NVA 165, 296

 örtliche Volksvertretungen 182
 ÖSS 64

 Partei neuen Typs 42, 95, 136
 Parteiapparat 139, 143
 Parteiherrschaft 17
 Parteihochschule „Karl Marx“ 135, 296, 316
 Parteikonferenz der SED 45
 Parteileitungen der SED 138
 Parteischulung 134, 150
 Parteitheorie 96
 Partizipation 26, 103
 Pädagogische Hochschule 296
 Periodisierung 32
 PGH 198
 Planungssystem 254, 262
 Politbüro 49, 142
 politische Kultur 26, 332
 Politische Massenarbeit 223
 Politische Ökonomie 90
 politische Soziologie 25
 polytechnischer Unterricht 290
 Prinzip der doppelten Unterstellung 102
 Programm der SED 62, 123

 Qualifikation 282, 321
 Qualifikationsstruktur 239, 301, 326

 Rationalisierung 62, 277
 Recht 106, 109
 Revisionismus 54
 RGW 59, 269, 315
 Rohstoffe 241

 SAG 39
 Schichten 322
 Schiedskommission 175
 Schulen der sozialistischen Arbeit 229
 SDAG Wismut 293
 SED 25, 41, 126, 142, 189, 225, 274, 316
 SMAD 33, 40
 Sonderschule 291
 soziale Gleichheit 322, 332

soziale Unterschiede 323
 Sozialer Wandel 20
 sozialistische Demokratie 103, 189, 195, 206
 sozialistische ökonomische Integration 269
 „sozialistischen Lebensweise“ 335
 Sozialstruktur 20, 319, 326
 Sozialstrukturforschung 323
 Sozialversicherung 209
 Spezialisten 322
 Spezialklassen 329
 Spezialschulen 286, 329
 Staat 106, 111, 153
 Staatliche Plankommission 258, 314
 Staats- und Rechtstheorie 107, 111
 Staatsapparat 153, 191
 Staatshaushalt 267, 283, 313
 Staatsrat 155
 Staatssicherheitsdienst 165, 169
 Systematik der Facharbeiterberufe 293
 Systemtheorie 63

 Technische Hochschule 296
 Totalitarismus 18
 Transformation 46

 Umschulung 305
 Universitäten 295, 307
 Urania 198
 Übergangsgesellschaft 23

VdGB 188
 Verfassung 95, 114
 Verkehrsplanung 241
 Volksdemokratie 44
 Volkshochschulen 286, 302, 307
 Volkskammer 140, 158, 178
 Volksstaat 113
 Volkswirtschaftsplanung 43, 258
 VVB 42, 260

 Wahlen 177, 178
 Warschauer Vertrag 52, 82
 Wehrkunde 290
 Weiterbildung 301, 309
 Weiterbildungssystem 230, 304
 Wettbewerb 225
 Wiedervereinigung 76
 Wirtschaftsplanung 43, 116
 Wissenschaftliche Räte 314
 Wissenschaftsorganisation 281
 Wissenschaftspolitik 281, 311, 319
 Wohnungsbauprogramm 69
 WTR 60, 66, 73, 275, 311, 326

 Zentralinstitut für sozialistische Wirtschaftsführung beim ZK der SED 296
 Zielkultur 26, 332
 ZK der SED 53, 140

Aus dem sozialwissenschaftlichen Programm

Gert-Joachim Glaeßner (Hrsg.)

Die DDR in der Ära Honecker

Politik — Kultur — Gesellschaft.
1988. 689 S. 15,5 x 23,6 cm.
(Schriften des Zentralinstituts
für sozialwissenschaftliche For-
schung der FU Berlin, Bd. 56.)
Kart.

Inhalt: Deutsche Frage und
deutsche Nation — Die DDR
als Gegenstand sozialwissen-
schaftlicher Forschung — Ent-
wicklungstendenzen des poli-
tischen Systems — Einheit von
Wirtschafts- und Sozialpolitik
— Soziale Problemlagen —
Bildung und Wissenschaft —
Kultur und Kulturpolitik.

Führende Experten legen eine
Bilanz der politischen und ge-
sellschaftlichen Entwicklung
der DDR in den 70er und
80er Jahren vor. Schwerpunk-
te der Analyse sind das politi-
sche System und die politi-
sche Kultur, die gesellschafts-
politische Strategie der DDR
und soziale Problemlagen, das
Verhältnis von Kultur und Ge-
sellschaft und die deutsche
Frage.

Walter Völkel

Systematische Biblio- graphie von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern zur politischen und gesell- schaftlichen Entwicklung der SBZ/DDR seit 1945

Bei einem anhaltend breiten
Interesse für Fragen der DDR
und der Deutschlandpolitik
fehlte es bislang an umfassen-
den bibliographischen Werken.
Die mit dem vorliegenden
Band beginnende, auf mehrere
Bände angelegte Bibliographie
soll diesen Mangel beheben.

Sie dient allen Interessierten
als unentbehrliches Hilfsmittel
bei Literaturrecherchen und
wissenschaftlichen Arbeiten im
Bereich der DDR-Forschung
und der Deutschlandpolitik.
Die systematische Gliederung
nach Sachgebieten bietet the-
menbezogene Orientierungen;
mehrere Register erschließen
die Bibliographie alphabetisch.

Band 1: Geschichte und politi-
sches System der SBZ/DDR,
nichtkommunistische Länder
aus der Sicht der DDR, deut-
sche Frage.

Unter Mitwirkung von Christina
Stuff. 1986. XVIII, 983 S.
16,9 x 25,1 cm. (Schriften
des Zentralinstituts für sozial-
wissenschaftliche Forschung
der Freien Universität Berlin,
Bd. 50.1.) Geb.

Band 1 enthält Titel zur politi-
schen und gesellschaftlichen
Entwicklung der SBZ/DDR.
Die Berücksichtigung des ge-
samten Zeitraums seit 1945 er-
möglicht den Blick auf den
historischen Ablauf, die Her-
ausbildung eines neuen Herr-
schafts- und Gesellschaftssy-
stems sowie die Kontinuitäten
und Veränderungen in der
DDR, eingebettet in die deutsch-
land- und außenpolitischen
Rahmenbedingungen.

Band 2: Wirtschaft

Unter Mitarbeit von Christina
Stuff. 1987. XXX, 935 S.
16,9 x 25,1 cm. (Schriften
des Zentralinstituts für sozial-
wissenschaftliche Forschung
der Freien Universität Berlin,
Bd. 50.2.) Geb.

Band 2 enthält Titel zur Wirt-
schaft der SBZ/DDR seit
1945, gegliedert in die The-
menkomplexe Wirtschaftsge-

schichte; Politische Ökonomie,
sozialistische Volkswirtschafts-
lehre; Wirtschaftssystem; Wirt-
schaftspolitik und -planung;
Wirtschaftsgeographie und Um-
weltschutz; Industriezweige;
Verkehrs- und Transportwe-
sen, Deutsche Post; Land- und
Forstwirtschaft; Fischerei; Bin-
nenhandel, Versorgung, Dienst-
leistungen; Außenwirtschafts-
beziehungen; sozialistische Be-
triebswirtschaft, Organisation
des VEB.

WESTDEUTSCHER
VERLAG